This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E 78115

STANFORD LIBRARIES

STANFORD LIBRARIES

Moltke und Benedek.

Eine Studie über Truppenführung

zu den

„Taktischen und Strategischen Grundsätzen der Gegenwart".

Zugleich ein Beitrag zur Kritik des Werkes von Friedjung:

„Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland".

Von

v. Schlichting,

General der Infanterie z. D.,
à la suite des 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiments Nr. 109.

Berlin 1900.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

LG

DD438
S32

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 11. Juni 1870
sowie das Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Vorwort.

Als mich das treffliche Werk Heinrich Friedjungs:

„Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866"

bei erster Durchsicht fesselte und eine Menge von Fragen über die Truppenführung der Gegenwart bei mir neu belebte, nahm ich die Feder zur Hand, um mir über das Buch kritisch klar zu werden, und es entstand daraus ein eigenes Büchlein.

Je tiefer ich nämlich in den Stoff eindrang, desto mehr stellte sich heraus, daß mir bei aller Sympathie für die nach objektiver Darstellung trachtende Arbeit der Rest eines Widerspruchs verblieb. — Sehr lange beschränkte sich diese Anschauung auf ein dumpfes Gefühl, das ich nicht genauer abzugrenzen vermochte.

Was in aller Welt fehlte mir eigentlich bei einer Arbeit, welche beiden Gegnern Gerechtigkeit widerfahren ließ und alles vorhandene Material dazu prüfend zur Stelle schaffte, ohne selbst Partei zu nehmen?

Die geistvolle und zugleich tiefgedachte Einleitung zum II. Bande lieferte mir schließlich den Schlüssel und greifbaren Anhalt über die Beschaffenheit meiner seelischen Ungenügsamkeit, denn sie giebt dem Werk die Tendenz. Darum stelle ich diese Ursache meiner nun abgeschlossenen Untersuchung voran. Sie mag meinen Forschungen zur Rechtfertigung dienen.

Jene Einleitung stellt die Behauptung auf, daß der ganze Verlauf der deutschen Geschichte seit dem 17. Jahrhundert auf den Sieg Preußens in dem Wettstreite um den Vorrang in Deutschland hingewiesen habe und daß „die innere Nothwendigkeit des Geschehens und all das, was wir die Gesetzmäßigkeit geschichtlichen Werdens nennen, nur dann hervortritt, wenn die Welthistorie in großen Epochen betrachtet wird. Dagegen hängt das Schicksal der einzelnen Generationen oder gar der Ausgang jedes

besonderen Krieges oft weniger von der Gediegenheit der verschiedenen Volksnaturen als von der Fähigkeit der handelnden Menschen ab."

Ohne das an diesen Satz geknüpfte Beispiel, könnte derselbe widerspruchslos hingenommen werden. Dieser Zusatz aber lautet:

„Somit hätte der Sieg Preußens auch durch überraschende Zwischenfälle zuletzt nicht verhindert werden können, etwa wenn der preußische Kronprinz nicht rechtzeitig bei Königgrätz erschienen wäre. Dies zuzugestehen, fällt dem patriotischen Empfinden des Oesterreichers schwer — aber der Geschichtschreiber darf aus Menschenfurcht nicht mit seinem Urtheil zurückhalten."

Dieser Gedanke entlastet die Schultern der Heerführer, ihre Leistungen und Entschlüsse unter ein Fatum stellend, indem er die Verantwortung auf die durch den Entwickelungsgang von Jahrhunderten bestimmte Staatsseele wälzt. Danach hätten z. B. im Jahre 1866 die Feldherren ihre Plätze auch tauschen können; es hätte Alles nichts genutzt. Daß solche Anschauung dem Oesterreicher mißfallen muß, liegt auf der Hand, aber auch dem Durchforscher kriegsgeschichtlicher Thatsachen kann er nicht genügen.

Hier finde ich als Soldat und Truppenführer meinen Gegensatz zu dem universellen Geschichtschreiber. Er mag mit hohem Recht den Werdegang und die Kraftentfaltung eines Staates durch ganze Generationen verfolgen, was in der lichtvollen Einleitung mit packender Klarheit geschieht. Nur kann schwerlich verkannt werden, daß ein solcher Denkprozeß dem lebenden Geschlecht leicht das Selbstbewußtsein blendet oder entmuthigt, je nachdem dazu die Vorgänge die Gelegenheit darbieten. Dabei kann in erster Richtung Preußen bei Jena als Beispiel dienen; in der Gegenwart wird Oesterreich vor der anderen Klippe zu warnen sein. — Die gerade an der Arbeit befindliche Generation kann ihre Vorgeschichte nicht ändern; sie hat sich weder auf Lorbeeren zu betten, noch darf sie sich durch vorangegangene Mißerfolge entmuthigen lassen. Der ernste Rückblick darf sich jedenfalls nicht zu einer fatalistischen Weltanschauung auswachsen.

Am allermeisten stellt diesen Anspruch der Kriegerberuf. Dem Soldaten und namentlich dem Truppenführer wird die einfache Pflicht abgefordert, nach dem Erfolge zu ringen und dazu die Mittel zu wählen, die ihn verbürgen. Dächte er bei allen diesen Verrichtungen so, wie in dem angeführten Einleitungsbeispiel, so wäre er schon vor der That mehr als halb verloren, denn er würde kämpfen wie Einer, der keine Hoffnung hat, wie es in einem Schriftworte heißt. Die lebende Generation trägt

also die volle Verantwortlichkeit in sich selbst und kann zumal in einem Feldzuge nur nach ihren eigenen Leistungen beurtheilt werden.

Es fällt mir natürlich nicht ein, den hohen Standpunkt des Welthistorikers anzufechten; ich begründe vielmehr nur meinen eingeschränkteren zur intensiven Erforschung voller Wahrheit auf dem Gebiete eines kurzen Feldzuges. Die Kriegslehre bedarf dieser begrenzteren Untersuchung. Ich sehe mir z. B. die Leistungen Benedeks oder Moltkes nicht von so erhabenem Sockel an, dafür aber um so genauer von dem des 27. Juni. Nur von diesem Standpunkt kann ich dazu gelangen, die Erscheinungen eines Krieges für die nachkommende Truppenführung fruchtbar zu machen.

Der Erfolg dieses beschränkten Verfahrens besteht nach meiner Ueberzeugung in dem Nachweis, daß Benedek vom 26. bis 28. Juni 1866 noch seine Offensivabsicht festhalten konnte, vorausgesetzt nur, daß er „das Aufschließen seines Heeres bei Josephstadt vermied" und seine Unterführer ihm Gehorsam leisteten, wonach sich schon indirekt ergiebt, daß der preußischen Operation gleichfalls ihre Achillesferse nicht fehlte — daß dagegen die Kuhnsche Kritik eine Irrlehre bietet.

Damit glaube ich genugsam angedeutet zu haben, welcher Trieb mich beseelt, indem ich die rein militärischen Darstellungen des Werkes kritisch ergänze. Das soll mir zur Aufdeckung voller kriegsgeschichtlicher Wahrheit verhelfen und die willkommene Gelegenheit schaffen, die von mir bisher auf vorwiegend theoretischen Wegen ermittelten Lehren applikatorisch zu ergänzen.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

1. Die Strategie 3

a. Die Entstehung der Lage am 27. Juni 4

b. Die Fortentwickelung vom 27. Juni ab 47

28. Juni 47

29. Juni 70

30. Juni 77

Vom 1. Juli bis 3. Juli 80

Die Schlacht 85

Befehlen und Gehorchen 87

2. Die Taktik 94

a. Oesterreich 96

b. Frankreich 128

c. Deutschland 137

Nachwort 151

Eine gewaltige, alle Machtverhältnisse der Staaten umwälzende Zeit liefert den Historikern lohnende Arbeit. Der Gründung des neuen Deutschen Reichs haben daher auch die Männer nicht gefehlt, welche auf wissenschaftlichen Wegen forschten und ermittelten, wie im Ablauf und Zusammenwirken der Thatsachen solche großen Veränderungen zu Stande kamen. Im Reiche selbst haben diese Bemühungen die Namen Treitschkes und Sybels unsterblich gemacht. Dem Werke Friedjungs blieb es vorbehalten, die abgelaufene Epoche in das Licht der Anschauungen des überwundenen Theils zu setzen.

Da die Aufgabe Jener zweifellos die ungleich dankbarere war, schritten sie diesem mit siegfrohem Optimismus voraus und beglückten ihr Vaterland gar bald mit den Schilderungen der Thaten seiner Söhne. Um so lehrreicher wirkt das maßvoll vornehme Buch über den „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland", weil es Zeugniß ablegt auch für den ruhmvoll Unterliegenden. Der Versuch des österreichischen Historikers ist den allgemein geschichtlichen Werken des Siegers im hohen Grade ebenbürtig, an maßhaltender Objektivität wird man ihm sogar den Preis ertheilen können. Hierzu tritt eine besondere Schönheit der Sprache und eine hervorragende Fähigkeit dramatischer Schilderung, zumal auch bei Vorführung der kriegerischen Ereignisse. Sein Buch ist ein Werk auch von kriegsgeschichtlichem Werth. Mit seiner Hülfe möchte ich zu klar abschließenden Urtheilen gelangen, wie sie der Fachmann gebraucht.

Der Geschichtschreiber soll über den Parteien stehen und nach der objektiven Wahrheit trachten, und Friedjung kann die Anerkennung nicht versagt werden, daß es ihm um diese Aufgabe wissenschaftlich ernst ist. Daß sie auch ihm nicht völlig gelingen kann, liegt in dem Umstande, daß

er ein Zeitgenosse ist; zur völligen Durchführung einer Vogelperspektive kann ein solcher nie gelangen. Er wähle seine Standpunkte noch so erhaben, es bleiben Landschaftsbilder mit Profilen. Friedjungs Standpunkte mußten österreichische sein, aber sie bedürfen vom diesseitigen der thatsächlichen Widerlegung kaum, weil der Verfasser bestrebt ist, auch den handelnden preußischen Helden volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und weil er schonungslos, wenn auch mit sicherem Takt, die Schwächen im eigenen Lager aufdeckt. Wir haben der Aeußerungen vom preußischen Standpunkte genug und bedürfen solcher vom österreichischen zur eigenen Belehrung.

In diesem Geist habe ich die Darstellung auf mich wirken lassen, und sie hat mich mächtig angezogen. Gerade darum aber treibt es mich, auch sie auszunutzen für die Lehrzwecke, welche ich seit Jahren verfolge. Nicht weil das Buch an Thatsachen operativ oder taktisch überwältigend Neues brächte, ist es mir von besonderem Werth, sondern weil es dieselben in eine Beleuchtung rückt, welche ihnen neue Seiten abgewinnt. Hierzu tritt dann allerdings noch der Umstand, daß ich nicht alle militärischen Anschauungen, welche der geschätzte Verfasser zu den seinigen macht, theile und daß ich diese Differenzen fachwissenschaftlich für zu wichtig halte, um mit meinem Widerspruch zurückzuhalten. Mit einem Wort: Aus dem gewaltigen Strom des großen geschichtlichen Werkes leite ich mir einen Mühlgraben auf das Triebrad, das meinen bescheidenen Lehrstoff in erneuten Gang bringt. Friedjungs Werk befähigt mich, die Wendung in den strategischen und taktischen Anschauungen zu beleuchten, welche sich im Feldzuge des Jahres 1866 zum ersten Mal geltend macht bezw. kennzeichnet. Und zwar leite ich meine Arbeit mit den strategischen Betrachtungen ein.

Zu bemerken bleibt, daß ich der nachfolgenden Arbeit keine Karten und Pläne beigegeben habe, weil dieselben für den hier vorliegenden Bedarf allgemein verbreitet sind. Den Besitzern des Friedjungschen Buches werden die dort beigegebenen Skizzen am besten dienen.

1. Die Strategie.

Friedjung sagt auf Seite 29*) in seinem II. Bande: „In diesem Kriege war ein interessantes strategisches Problem ganz rein gestellt. Die in der Mitte stehenden Oesterreicher besaßen die inneren Linien: die Preußen mußten also ihre Märsche und Angriffe so einrichten, daß dem gegenüber stehenden Gegner keine Zeit gelassen wurde, seine Macht gesammelt auf einen Punkt zu werfen."

Dieser Satz, welcher den Kernpunkt der die Gegenwart bewegenden strategischen Hauptfrage klar darlegt, steht bei Friedjung inmitten der Schilderung der Ereignisse des 26. und 27. Juni. Diese Daten bezeichnen den Zeitpunkt, in welchem sich Benedek entscheiden mußte, ob er sich gegen die preußische Erste und Elb-Armee oder gegen die Zweite zu wenden habe. Sie werden daher auch für diese Abhandlung bei Erörterung der beiderseitigen Operationslagen zum Mittelpunkt. Der besondere Werth des Friedjungschen Satzes besteht in der Feststellung, daß in diesem Kriege das strategische Problem ganz rein gestellt war. Um über dieses Problem zum theoretisch möglichen Abschluß zu gelangen, müssen wir die Lage des 26. und 27. Juni zunächst auf ihre Entstehung prüfen und dann ihre Fortentwickelung ins Auge fassen. Es handelt sich bei dieser Auseinandersetzung um mehr als die Frage, ob im vorliegenden Falle Benedek oder Moltke in ihren Unternehmungen rein theoretisch Recht behielten und wo sie Fehler machten. Am Beispiel soll gleichzeitig die Bedeutung der Sache an sich untersucht werden, weil sie im Bewegungskriege eine stets mehr oder minder klar wiederkehrende ist. Es soll den Rufern im Streit „hie innere — hie äußere Linien" entgegengehalten werden, daß sie mit allzugroßer Einseitigkeit sich stets ins Unrecht setzen, wobei zu ermitteln bleibt, welche Bedingungen zum Einschlagen des einen oder anderen Verfahrens gehören. Gerade der reine Gegensatz, wie ihn das Jahr 1866 zu Tage fördert, kann uns am besten dazu verhelfen.

*) Alle Anführungen aus Friedjung beziehen sich auf die dritte Ausgabe des Werkes.

a. Die Entstehung der Lage am 27. Juni.

Der Behauptung Friedjungs, daß Oesterreich den Krieg nicht gewollt habe, derselbe vielmehr durch die diplomatische Aktion Preußens unvermeidlich geworden sei, wird diesseits kein Einwand gemacht. Ich enthalte mich jeder Berührung des politischen Getriebes. Gewiß nur bleibt alsdann, daß anfänglich beiderseits es die Strategie besonders schwer hatte, mit der Politik ihres Staates in Einklang zu bleiben, denn auch König Wilhelm war vor dem 14. Juni 1866 (Bundesbeschluß) für eine Kriegserklärung nicht zu haben. Gerade die Thatsache des Nichtwollens beider Herrscher veranlaßte die beiderseitigen Heeresleitungen zur Wahl ihrer Mittel bei den Truppenversammlungen, und sie schon sind diametral entgegengesetzter Art. Oesterreich schritt auf Grund seiner minder schnellen Mobilmachungsfähigkeit zur Versammlung bei Olmütz; Preußen benutzte alle Bahnen zur beschleunigten Heranziehung seiner Truppen bis an die Landesgrenze auf einer Peripherie von über 60 Meilen. Wenn man von dem Vorhandensein des 1. österreichischen Armeekorps in Böhmen absieht, so stellt sich ein Punkt einer im hohen Grade übertriebenen Ausdehnung gegenüber. Beide Maßregeln haben mit der Theorie von inneren und äußeren Linien noch gar nichts zu thun. Sie erwuchsen auch beide aus Erwägungen über die Schlagfertigkeit des Heeres vor Eintritt in den Kampf und über die geometrische Gestalt der Landesgrenzen. Da Oesterreich dabei Sachsens als Bundesgenosse sicher war, ist hier natürlich die sächsisch-preußische Grenze mit einbezogen.

Untersuchen wir zunächst die preußische Lage, so finden wir, daß dieser Staat, auf die schnellere Herstellung seiner Kriegsbereitschaft bauend, mit den Mobilmachungsmaßregeln länger zögerte als sein Gegner. Er holte ihn noch immer wieder ein, zumal, wenn er demnächst alle Eisenbahnen bis an die Grenzen zur Heranschaffung der Truppen gleichzeitig benutzte. Hierzu standen fünf durchgehende Linien zur Verfügung (Preußisches Generalstabswerk S. 36). Der Transport eines Armeekorps mit allem Zubehör nahm damals je nach Beschaffenheit der Bahn 9 bis 12 Tage in Anspruch (Preußisches Generalstabswerk S. 28), wonach leicht zu berechnen wäre, wie sich der Zeitbedarf für den Aufmarsch bei Verzicht auf einzelne Bahnlinien gestaltet, sei es nun, daß die betreffenden Armeekorps auf den übrigen Linien später befördert, sei es, daß sie auf den Fußmarsch verwiesen wurden. Hinzu tritt die Grenzgestalt, welche dazu zwang, zwei Staatsgebiete zu decken, so lange sich nach dem Gange der Politik weder der Beginn noch die Richtung einer Offensive bestimmen ließ. Dabei vermochte keine Anordnung den Umstand zu beseitigen, daß „ein Feind in Böhmen zwischen der Lausitz und Schlesien steht" (Preußisches Generalstabswerk S. 32).

Für Beurtheilung der darauffolgenden Truppenverschiebungen fällt alsdann hauptsächlich das Datum ins Gewicht, an welchem bei der preußischen Heeresleitung die österreichische Heeresversammlung bei Olmütz bekannt wird; es ist der 11. Juni. Damit verschwand jeder Zweifel, meint das Generalstabswerk (S. 38). Nur Schlesien war von Invasion bedroht, und für Berlin blieb keine Besorgniß mehr.

Auf diese Verhältnisse mußte die Aufmerksamkeit des Lesers zunächst gerichtet werden, um ihm den Schlüssel in die Hand zu geben, warum die Moltkeschen Maßregeln mit einem Schein von Recht von Freund und Feind der Unsicherheit und des Umhertappens beschuldigt worden sind. Friedjung sagt auf S. 8 seines 2. Bandes: „Nur Schmeichler können behaupten, daß die Kriegführung Preußens an diesem Punkt (Schlesien nämlich) vom ersten Augenblicke an sicher und durchgreifend sei." Dieses Urtheil tritt kaum als sein eigenes auf, weil es von namhaftesten Stellen und selbst auf preußischer Seite zum Ausdruck gelangte. Zum Beweise dessen sei auf den Briefwechsel von Steinmetz und Moltke vom 29. Mai und 1. Juni (Militärische Korrespondenz Nr. 76 und 77) hingewiesen und zugleich auch an die Reibungen erinnert, welche sich mit dem Oberkommando der Main-Armee ergaben. Moltkes Verfahren war neu und erschien von seinen ersten Maßnahmen an ungewöhnlich. Gerade bei den eigentlichen Altersgenossen bezw. Rangälteren erregte es Anstoß. Auch Theodor v. Bernhardi, der Vertreter klassischer strategischer Schule, begleitete es mit Kopfschütteln. Es ist mir in hohem Grade werthvoll, diese Erscheinung durch Friedjung bestätigt zu sehen, da sie mir von meinen ersten Aeußerungen an so vielseitig bestritten worden ist. Moltke hat der durch Napoleon „tonangebend gewordenen strategischen Schule" von Hause aus schnurstracks entgegengehandelt (Friedjung, Bd. 2, S. 11) und blieb solchem abweichenden Verfahren durch seine ganze Kriegshandlung getreu, was im weiteren Verlauf dieser Abhandlung wiederholentlich dargethan werden wird.

Zunächst lenke ich die Aufmerksamkeit des Lesers auf den 11. Juni zurück.

Bis zum Bekanntwerden der österreichischen Ordre de Bataille erschienen die Marken und Berlin vor Allem bedroht, da man dem Gegner die Initiative und damit seine Versammlung in Böhmen zutrauen mußte. Aus diesem Grunde wurde die Erste Armee so stark als möglich gemacht und selbst mit sorgsamstem Fleiße nach günstigen Stellungen in der Lausitz und südlich Berlins geforscht, wie aus Moltkes militärischer Korrespondenz hervorgeht. Es wird später auf diese Stellungswahlen im Zusammenhange mit der Handhabung der Landesbeschreibungskarte Krismanics zurückzukommen sein.

Vom 11. Juni ab verschob sich der Schwerpunkt. Da Schlesien der vorzugsweise bedrohte Punkt wurde, mußte, je länger sich die Eröffnung der Feindseligkeiten hinausschob, die Zweite Armee um so mehr verstärkt werden. Das geschah nacheinander durch das I. Korps und die Garden. Hatte man vorher nach Defensivstellungen in der Mark Brandenburg geforscht, so geschah es jetzt an der Neiße. Aber auch das Ganze verschob sich nach links, die Erste Armee in der Richtung auf Görlitz, die Zweite gegen die Grafschaft Glatz, denn noch fehlte die Voraussetzung, um die Vereinigung der Heere nach vorwärts zu suchen — die Kriegserklärung nämlich. Der Zeitpunkt ihres Eintritts war ein noch recht unbestimmter Faktor. Sowie er feststand (15. Juni) wurde die Bewegung eingeleitet, deren Endziel die Vereinigung der preußischen Heere bei Jitschin war. Das preußische Generalstabswerk sagt, S. 555: „Der dafür gewählte Punkt liegt gleich weit von Görlitz, Glatz und der böhmisch-mährischen Grenze, gleich weit von Torgau, Brünn und Olmütz entfernt." Dieses Verhältniß der Entfernungen wurde zur Richtschnur für die konzentrische Bewegung nach vorwärts. Aber auch Benedek setzt sich am 17. Juni von Olmütz nach Josephstadt in Bewegung. Damit entstand „das interessante strategische Problem", das Friedjung so benennt. Es beruht auf Zeitberechnungen, wie sie im obigen Citat aus unserem Generalstabswerk angedeutet sind.

Es leuchtet nun wohl ohne Weiteres ein, daß die Zweite Armee ihre Vereinigung jenseits der Pässe im nördlichen Böhmen an sich vermöge der zurückzulegenden kürzeren Entfernungen anstandslos vollenden konnte, wenn sie dazu am Tage der Kriegserklärung alsbald aufbrach. Benedek vermochte sie darin nicht zu stören; er war noch zu fern. Dagegen war er zu dem genannten Zeitpunkt noch immer in der Lage, sich auf Schlesien zu wenden, und dieser Gefahr hatte die Zweite Armee so lange vorzubeugen, bis die Erste und Elb-Armee näher herangerückt waren, Sachsen durchschritten hatten und ihre Einwirkung fühlbar machten. Daher das längere Verharren in der Nähe der erwählten Neiße-Stellung, wonach noch mehrere Märsche zur Annäherung an die Pässe auf preußischem Gebiet entfielen (vom 22. Juni ab). Die Pässe selbst wurden erst am 27. Juni überschritten, und da an ihnen nunmehr der österreichische Anmarsch von Olmütz her vorüberführte, entstand die viel umstrittene Krisis für die Zweite Armee. Sie hätte vermieden werden können, wenn Moltke *nur* die böhmischen Verhältnisse ins Auge zu fassen hatte. Sein Blick hatte aber gleichzeitig neben der Sicherung Schlesiens die Entwickelung der Dinge auf dem westdeutschen Kriegsschauplatz mit zu umfassen. Die Möglichkeit, daß die Bayern nach Sachsen oder Böhmen zu unmittelbarem Zusammenwirken heranzukommen vermochten, blieb mindestens so lange zu beachten, bis die Elb- und Erste Armee Sachsen durchschritten hatten und

durch die Pässe des Erzgebirges gingen (siehe Friedjung Bd. I, S. 439 bis 441). Bis dahin vermochte ein bayerischer Offensivangriff der nördlichen preußischen Heeresgruppe eine ganz andere Richtung zu geben, zumal die hannoversche Katastrophe sich auch verzögerte. Nach Durchmessung genannten Raumes hingegen störte der Gedanke die Jitschiner Pläne Moltkes nicht mehr. Nun mußte die Main-Armee der aus Bayern drohenden Gefahr allein begegnen.

Im Hinblick auf diese Verhältnisse schreibt Moltke schon am 22. Juni an das Oberkommando der Ersten Armee: „Da der schwächeren Zweiten Armee die schwierige Aufgabe des Debouchirens aus dem Gebirge zufällt, so wird, sobald nur erst die Verbindung mit dem Truppenkorps des Generals v. Herwarth bewirkt ist, der Ersten Armee um so mehr obliegen, durch ihr Vorgehen die Krisis abzukürzen" (Moltkes Militärische Korrespondenz 137) und am 24. an den Chef des Generalstabes der Zweiten Armee (Militärische Korrespondenz Nr. 139): „Sachsen können wir leicht in den nächsten Tagen verlieren, schadet aber nichts, die Entscheidung liegt in Böhmen. Eine sächsisch-bayerische Invasion in Sachsen soll mich nicht irre machen; die Bayern sollen, wenn wir nur erst mit Hannover fertig sind, bald genug zu Hause zu thun bekommen." Nur über das VI. Armeekorps behielt sich Moltke am 22. noch Verfügungsrecht, aber schon am 23. stellte er auch dieses wieder völlig unter die Befehle der Zweiten Armee (Militärische Korrespondenz Nr. 138).

Ich vermeine doch, ohne in Schmeichelei zu verfallen, sagen zu können, daß man Alles das hinter einander, nämlich die rasche Heerversammlung, die Defensive in der Mark, dann diejenige zum Schutz Schlesiens, die Bezwingung der norddeutschen Gegner und die Abwehr bayerischer Kräfte nicht schöner, kürzer und rechtzeitiger in noch bestehender Friedenszeit vorsehen konnte, als von Moltkes Meisterhand geschehen, da er dabei stets befähigt blieb, im Kriegsbeginn ohne Weiteres, überall und ohne alle Umwege zur erfolgreichen Offensive überzugehen.

Friedjung erzählt auf S. 494 seines II. Bandes eine hochinteressante Szene, welche sich zwischen Erzherzog Albrecht und seinem bewährten Generalstabschef John abspielte, als es sich in einer Berathung in Wien vor Ablauf des Nikolsburger Waffenstillstandes darum handelte, die Feindseligkeiten an der Donau wieder beginnen zu lassen oder Frieden zu schließen. Der Erzherzog ließ vor dem Kaiser seinem Chef das Wort, und dieser begründete nachdrücklich seinen Rath zum Friedensschluß. Der Kaiser stimmte ihm zu. „Aber", fährt der Berichterstatter fort, „als der Erzherzog und John die Treppen zum Josephsplatz hinabstiegen, sagte der Erzherzog, er sei befremdet, daß John die Lage so düster gezeichnet habe, denn noch gäbe es Möglichkeiten des Sieges. Da erwiderte John kurz

und trocken wie immer: »Kehren wir um, daß der Kaiser aus dem Munde Euerer Kaiserlichen Hoheit auch diese Gründe höre« — und diese Umkehr unterblieb.

Diese Geschichte ist in vielen Richtungen lehrreich. Die Seite, welche die Personenfrage zu zeichnen im Stande ist, umgehe ich. Aber der Vorgang enthüllt ganz im Allgemeinen, wie es mit allen strategischen Fragen vor der Handlung steht. Der Handelnde sieht seine Entschlüsse, die einheitlich und auf der Stelle gefaßt sein wollen, stets von Nebenstimmen begleitet, welche die Kehrseite der ins Auge gefaßten Vortheile ins Licht setzen. Und jede Kriegslage hat zwei Seiten, die Moltkesche war sogar vierseitig. Er bezwang sie aus einheitlicher Hand mit geradezu neuen Mitteln der Kriegskunst auf die Gefahr hin, auf allen Treppen als wankelmüthig und entschlußwechselnd zu gelten. Friedjung betheiligt sich an diesem kritischen Verfahren nur mit sozusagen halber Stimme, da er vorzieht, stets thunlichst parteilos zu bleiben. Eben darum aber würdigt er auch den Zusammenhang der verschiedenen strategischen Maßregeln vor Kampfbeginn preußischerseits nicht ausreichend.

Dagegen enthüllt er uns ein anschauliches Bild aller Schwierigkeiten und widersprechenden Einwendungen, mit denen das zielbewußte Handeln des Chefs des Generalstabes der preußischen Armee begleitet war. Th. v. Bernhardi und Gustav Alvensleben, Steinmetz, Döring und selbst Blumenthal werden uns sammt und sonders in Friedjungs Buche abfällig urtheilend vorgeführt. Hierzu tritt auch noch der Widerstand, den das Oberkommando der Main-Armee leistete. Sie alle haben beim „Hinabsteigen der Treppe" — d. h. ohne höchste Verantwortung — Besseres anzubieten. Das ist in unserem Kriegsgewerbe immer so — denn dieses ist eine Kunst! — sie malt und baut den gleichen Stoff stets nach verschiedenen Entwürfen. Man nehme zum Beweise dessen die Memoiren Müfflings über die Befreiungskriege zur Hand oder die Kritiken des Prinzen Heinrich über die Waffenthaten seines großen Bruders.

Da nun Moltke in jenen Tagen von dem letzten großen Vorbilde in der Kriegskunst weit abrückte, wie alsbald noch näher darzulegen bleibt, kann es nicht verwundern, daß er mit seinen Meinungen im Kreise seiner Heerführer und Kritiker vereinsamt dastand, lediglich umgeben von einer kleinen Schaar seiner Schüler, denn die Kriegskunst ist veränderlich und überdies nach den Fällen wandelbar. Glücklicherweise richten sich aber ihre Entschlüsse auch nicht nach Majoritäten.

Eine Fähigkeit verlor der große Stratege in jenen Tagen völlig — diejenige zum Diskutiren nämlich. Die Zurückhaltung, welche ihm den Beinamen des großen Schweigers nachmals eintrug, ist ihm zuweilen zum Vorwurf gemacht worden, zu seiner Größe trug sie wesentlich bei. Kriegs-

rath und unverantwortlich bleibende Treppenkritik sind einheitlichen Entschlüssen im Wege.

Das Maß der Anziehung, welches feindliche Heere aufeinander ausüben, folgt keineswegs physikalisch zwingenden Gesetzen. Aus diesem Grunde läßt es sich streng wissenschaftlich kaum erläutern, und dennoch richtet sich nach ihm der Kriegsgang. Wir sehen einerseits bei der Zweiten Armee die Maßregeln zum Schutze Schlesiens anfänglich von der österreichischen Heerversammlung bei Olmütz abhängig, andererseits bei der ersten und Elb-Armee die Anordnungen zum Schutze der Mark und der Hauptstadt bestimmt durch die Entschließungen Bayerns, und ebenso plötzlich wie gleichzeitig fallen diese Rücksichten. Zu erklären ist dieser Wechsel der Erscheinungen einfach damit, daß es bis zum Kriegsbeginn gelungen war, die eigene Handlung in ihrer Anziehungskraft überlegen zu gestalten, denn an sich zieht, wie der Magnet das Eisen, die Handlung des strategisch überlegen handelnden Heeres diejenige des anderen auf sich. Als Preußens Heere aus zwei Fronten in den böhmischen Kessel eindrangen, war es mit der Gefahr für Schlesien und die Mark vorbei. Der Fall erschien nunmehr ausgeschlossen, daß Benedek noch gleichzeitig auf Breslau marschirte oder die Bayern auf Berlin. Warum das so ist, kann kein mathematischer Lehrsatz, wohl aber die Kriegsgeschichte der Jahrhunderte beweisen. Napoleon selbst mußte im Jahre 1814 die Erfahrung machen, als er zum Schluß den Verbündeten vergeblich auf die Rückzugslinie trat. Er, der so lange Magnet gewesen, war zum einflußlosen Eisen geworden. Die Kunst der strategischen Initiative besteht daher in Erwerbung der Rolle des Magnets. Brachen die feindlichen Heertheile von Olmütz gegen die Neiße und die Bayern in der Richtung auf Sachsen gleichzeitig auf, so lange Preußens Heere noch innerhalb seiner Grenzen standen, so verfielen sie der Rolle des Eisens, welches von jenen Magneten abhängig wurde. Der ganze Kriegsverlauf wurde ein anderer. Das Getöse der Treppenkritik ist gar nicht auszudenken, das sich erhoben hätte, wenn dieser Fall eingetreten wäre, ohne daß Moltke im Stande war, die Grenzen des Staats alsbald zu decken. Das Gesagte wird zum Nachweise genügen, daß die Handhabung der Operation seitens des Chefs des Generalstabes der Armee genau so zielbewußt und groß gewesen ist bei der Schürzung des Knotens wie bei seiner Lösung.

Es lehrt aber noch mehr! Fraglos wurden die Handlungen der Gegner Preußens strategisch überlegen, wenn sie sich in dem angedeuteten Sinne die Initiative aneigneten, und damit erst werden wir uns voll der Sorge bewußt, mit welcher Moltke dem fortwährenden Aufschub der Kriegserklärung zuschauen mußte.

Die Verbündeten bedrohten alsdann Preußen mit überlegener Offensive, aber andererseits waren sie getheilt und überließen ihrem Gegner

die innere Linie und diese sollte doch nach der tonangebenden strategischen Anschauung einen Vortheil darstellen, den man dem Gegner schwerlich einräumen durfte?!

Es wird daher am Platze sein, auf das Wesen der Strategie noch ein wenig näher einzugehen, bevor ich das Gebiet der böhmischen Operation selbst betrete. Freilich kann es dabei meine Absicht nicht sein, den großen Gesammtstoff abermals aufzurollen, den ich im II. Theil meines Buches behandle und vertrete. Es muß hier die Erwähnung genügen, daß Moltke, namentlich durch das Anwachsen der Heere dazu veranlaßt, zum ersten Male das grundlegende Gesetz aufstellte, in der Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung **rechtzeitiger** Versammlung liege das Wesen der Strategie.

Der Gedanke zieht die gesammte Lehre von dem Verhältniß der Marschtiefen zu ihren Frontbreiten nach sich. Mit diesem Gesetz sichert sich der Feldherr eine größtmögliche Zahl von Straßen für die Fortbewegung und damit gekürzte Aufmarschzeiten. Die Schnelligkeit in der Handlung wächst, indem sie gleichzeitig den Truppen alle unnützen Umwege spart. Zwecklose Zusammen- und zeitraubende Auseinanderziehungen auf der Grundlinie kommen in Fortfall, ebenso unnütze und beschwerliche Aufmärsche mit Rückkehr in die tiefen Marschkolonnen. Alle Bewegungen vollziehen sich geradeaus direkt zu dem gesteckten Marschziele, und in der Mehrzahl der Fälle werden Aufmarsch und Kampf verbundene Akte.

Wo das überlieferte System frühzeitiger Versammlung der Kraft nur mit einer Tete ans Ziel gelangt, da tritt diese neue Lehre mit deren mehreren gleichzeitig und zusammenwirkend auf, und in denselben Gegensatz treten die Aufmarschzeiten beim Eintritt in den Kampf. Im Vormarsch der gegnerischen Heere auf Jitschin und Josephstadt platzten solche Gegensätze des strategischen Problems ganz rein aufeinander. Freilich mußte das Benedeksche Verfahren dabei auf die innere Seite gelangen, das feindliche ihm breit und umfassend gegenüber treten. Nur ist die Ansicht unbegründet, daß dieses Verhältniß der Moltkeschen Lehre an sich zu Grunde liegt. Dasselbe schwindet sofort, wenn sich der Gegner der gleichen Bewegungsmittel bedient, was bisher freilich in keinem Falle neuerer Kriegsgeschichte eingetreten ist. Wie die Verbündeten diese Lage im Jahre 1866 zu einem gewissen Zeitpunkt herbeiführen konnten, ist bereits erwähnt.

So also wollte die preußische Heeresleitung ihrerseits von vorn herein weiter gar nichts als den möglichst schnellen Aufmarsch auf der Linie Jitschin—Königinhof. Der Punkt Jitschin bedeutet für Moltke keineswegs eine „Stellung" im Gelände, auf welche irgend welcher besondere

Kampfwerth gelegt wird; er bezeichnet vielmehr nur das Maß der zurückzulegenden Entfernungen für alle Theile und deren einzuschlagende Marschrichtung. Die dabei eintretende Umfassung aber war das Produkt der beiderseitigen Operationen, die Maßregeln Benedeks gehörten dazu, um sie herbeizuführen.

Friedjung stellt an verschiedenen Stellen seines II. Bandes die Behauptung auf, daß Moltke eine Vorliebe für die Umklammerungstheorie, mit anderen Worten eine solche für die äußeren Linien gehabt habe, und die errungenen Erfolge in beiden von ihm geleiteten Kriegen scheinen dem Verfasser ein Recht dazu zu geben. Dennoch trügt dieser Schein! Ich begnüge mich mit einem Citat aus dem Buche. Auf S. 120 steht:

„Er (Moltke) hatte, wie auch der französische Krieg später zeigte, eine Vorliebe für Operationen, durch welche der Feind von verschiedenen Seiten umfaßt und endlich umklammert wird. Er verdankte dieser Methode 1870 die Gefangennehmung ganzer Heere. Im Allgemeinen hatte sich die damals herrschende Theorie gegen solche umfassenden Bewegungen ausgesprochen; wenn sie jedoch gelingen, so ist der Erfolg ein überwältigender. Wird der Feind von einem einzigen, wenn auch übermächtigen Heere auf einer Seite angegriffen, so steht ihm nach einer Niederlage der Rückzug immer offen. Anders, wenn er zwischen die beiden Zangen der Scheere geräth. Dann fühlt er sich bald links, bald rechts festgehalten; zieht er sich nicht rasch aus der Gefahr, so kann er dem Verderben kaum entgehen. Der Einsatz, den die preußische Heeresleitung wagte, war hoch, aber der Gewinn konnte gewaltig sein."

Zunächst benutze ich das Friedjungsche Zeugniß abermals zum Nachweise, daß Moltke sich gegen die herrschende Theorie verging. Da der Umklammerungsfall sich in den großen Kriegen, welche Moltke leitete, in den Hochkrisen wiederholt, beruht er nicht auf Zufall, und dennoch lag er niemals von Hause aus im vorgesetzten Plan. Dieser bestand stets nur darin, alle Kräfte ohne alle Umwege und möglichst gleichzeitig auf den Punkt der Entscheidung zu bringen, und dazu bedurfte er der breiten Anmärsche. Sowie der Gegner zu ähnlichen Mitteln griff, entstand offenbar die Umklammerung keineswegs. Jahrzehnte bereits währt der Streit darüber in allen fachwissenschaftlichen Blättern; es ist schließlich dabei an der Hand eines Moltkeschen Ausspruchs sogar die Behauptung aufgetaucht, Moltke habe überhaupt in seiner Strategie gar keinen Grundsätzen gehuldigt, vielmehr gelehrt: „Die Kunst bestehe in einem System von Aushülfen".

Vor Allem löse ich mit dieser Darlegung meine Behauptung ein, daß sich Friedjung durch den Schein täuschen läßt. Die Thatsache der

mehrfach wiederkehrenden Umklammerung ist lediglich das Produkt der einfachen, an die Spitze gestellten Theorie bei entsprechendem, gegnerischem Verhalten. Die Umklammerung tritt nur dann ein, wenn der Gegner einseitig und beharrlich, sagen wir mechanisch auf der bis dahin tonangebenden Lehre beharrt, stets versammelt und zum Zweck der Gewinnung innerer Linien sich wie ein Keil zwischen feindliche Heertheile zu schieben oder im Rückzuge in zentrale Stellungen zusammen zu laufen. Anderenfalls könnte Moltke mit dem gleichen Gesetz gelegentlich selbst auf die innere Seite gerathen. Nur einem Benedekschen oder Mac Mahonschen Verhalten gegenüber entstand ganz naturgemäß die Umklammerung. Zu einem Moltkeschen Programm gehört sie keineswegs; er hat sich auf innerer Seite mit ganz den gleichen Mitteln wie auf äußerer beholfen. Man vergegenwärtige sich die Lage am Schlusse des deutsch-französischen Krieges mit der Belagerung von Paris im Mittelpunkt.

Wie berechtigt im Uebrigen der gelegentlich und in einem bestimmten Zusammenhange erfolgte Ausspruch Moltkes über die Feldherrnkunst, daß sie in einem System von Aushülfen bestehe, an sich ist, ergiebt sich schon aus dem bisher Vorangeschickten. Schon bei der langwährenden und täglich wechselnden Lage vor Kriegsbeginn griff er zu fortgesetzten Aushülfen unter gleichzeitiger Festhaltung am operativ gesteckten Ziel. Er kennzeichnet sich damit nur als Gegner eines bis in seine Einzelheiten feststehenden, etwa noch geheimnißvoll zu behandelnden Operationsplanes. Ein solcher ist nicht aufrecht zu erhalten, da ihn die mannigfaltigsten Faktoren, wie Politik, Maßnahmen des Gegners, Waffenentscheidungen oder Fehler der Unterführungen bezw. anderweitige Reibungen in der großen Operationsmaschine unausgesetzt durchkreuzen und verschieben.

Soll der Ausspruch daher für wissenschaftliche Lehre brauchbar sein, so muß er dahin vervollständigt werden: die Feldherrnkunst besteht in einem System von Aushülfen *zur Erreichung des vorgesetzten Zwecks*. Daß der große Stratege mit diesem nicht wechselte und ihn thunlichst — man kann bei seinen fortgesetzten Erfolgen sagen: immer — aufrecht erhielt, beweisen seine Feldzüge. Aber freilich sind solche Zwecke stets nur sehr allgemeiner, einfacher aber grundlegender Art. Im Feldzuge 1866 wird die Vereinigung der Heere in der Richtung auf Jitschin Zweck aller Bewegungen, in demjenigen des Jahres 1870 der Vormarsch auf Paris, unter Festhaltung des Schwerpunktes der Kraft auf dem linken Flügel zur Abdrängung der feindlichen Heeresmacht nach Norden. Alles Andere fällt den Entschließungen bei Fortentwickelung der Dinge nach der Tageslage zu. Aber ferner entsprechen auch seine Aushülfen stets dem einfachen Grundgesetz: *Anordnung getrennter Märsche unter Be-*

rücksichtigung rechtzeitiger Versammlung. Bei ganz denselben Zwecken würde Moltke in der Tagesoperation zu anderen Aushülfen greifen als Benedek. Auf diese Behauptung wird später zurückzukommen sein.

Eine theoretische Lehre kann daher nicht entbehrt werden, sie hat sich aber auf wenige, höchst einfache, elementare Sätze zu beschränken. Der Rest, also der Löwenantheil, fällt dem applikatorischen Wege zu. Ganz ohne Grundsätze kann auch er nicht auskommen.

In der großen Zeit der Jahre 1866 bis 1871 war das Glück uns Preußen, demnächst Deutschen besonders hold, da es uns die beiden großen Männer gab, welche in Politik und Krieg neue Geleise fahrbar machten. Daß ihre Mittel viele Aehnlichkeiten aufwiesen, kann aus einem Ausspruche Bismarcks, den uns Friedjung erbringt, dargethan werden. Er steht auf S. 535 des II. Bandes, und ich lasse ihn folgen, wobei ich lediglich für den Staatsmann den Feldherrn, für die Politik die Strategie und für Jahre Wochen einsetze. Der Satz könnte alsdann ganz ebenso Moltkes Meinung ausdrücken, denn er lautet nun folgendermaßen:

„Es hieße das Wesen der Strategie verkennen, wollte man annehmen, ein Feldherr könne einen weit voraus sehenden Plan entwerfen und sich als Gesetz vorschreiben, was er in einer, zwei oder drei Wochen durchführen wolle — in der Strategie kann man nicht einen Plan für lange Zeit festlegen und blind in seinem Sinne vorgehen. Man kann sich nur im Großen die zu verfolgende Richtung vorzeichnen; diese freilich muß man unverrückt im Auge behalten, aber man kennt die Straßen nicht genau, auf denen man zu seinem Ziele gelangt. Der Feldherr gleicht dem Wanderer im Walde, der die Richtung seines Marsches kennt, aber nicht den Punkt, an dem er aus dem Forste heraustreten wird. Ebenso wie er, muß der Stratege die gangbaren Wege einschlagen, wenn er sich nicht verirren soll."

Mit diesen Aeußerungen wird die Darlegung über das allgemeine Wesen der Strategie abgeschlossen werden können, auch dürfte ermittelt sein, auf welchen Stoff das Gebiet theoretischer Lehren zusammenschrumpft, und welches weite Feld der praktischen Unterweisung durch applikatorische Mittel in Studium, Manövern, Uebungsritten und Kriegsspielen verbleibt. Endlich ist hiermit hoffentlich auch der Behauptung, daß Moltkesche Strategie nur Aushülfen, keine Grundsätze kennt, eine Ende gemacht.

Meine Betrachtung wendet sich den strategischen Maßnahmen des Jahres 1866 und den Schilderungen Friedjungs wieder zu. Er enthält sich sehr geschickt der bestimmten Parteinahme in dem Streit, der sich zu verewigen droht, ob die sogenannten inneren oder äußeren Operationslinien vorzuziehen seien, liefert hingegen klassische Zeugen, die sammt und sonders den inneren Linien den unbedingten Vorzug geben. An der

Spitze steht kein Geringerer als Napoleon selbst. Weil diese Autorität die denkbar größte ist, weil sich ferner aber bei Betrachtung ihres Ausspruchs zugleich die nachträglich viel bestrittene Thatsache ergiebt, daß Moltke ihr nicht folgt, und endlich, weil sich am Beispiel von 1757 schlagend darthun läßt, welcher große Unterschied in den Führungsmitteln von Sonst zu Jetzt besteht — so erübrigt mir nur, den ganzen Ausspruch hierher zu setzen, den Friedjungs Werk auf S. 11 des II. Bandes erbringt:

Napoleon I. sagt nämlich: „Friedrich marschirte zur Eroberung Böhmens auf zwei Operationslinien, mit zwei 60 Lieues von einander getrennten Armeen, die sich 40 Lieues von ihrem Ausgangspunkte entfernt unter den Mauern eines festen Platzes (Prag) in Gegenwart der feindlichen Heere vereinigen sollten. Es ist ein feststehender Grundsatz, daß sich die Vereinigung von verschiedenen Heeresabtheilungen niemals an dem Feinde vollziehen solle; indessen Alles glückte dem Könige. Seine beiden Armeen, obwohl getrennt durch Berge und Wegengen, überwanden alle diese Hindernisse, ohne daß ihnen ein Unglück widerfuhr. Das Glück gefiel sich darin, Friedrich mit Erfolgen zu überhäufen, da seine Armeen einzeln, vor ihrer Vereinigung, hätten geschlagen werden sollen, so daß jede für sich aus Böhmen hinausgeworfen worden wäre."

Friedjung fügt dem hinzu: „Indessen befolgte Moltke dasselbe Verfahren wie König Friedrich und mit demselben Erfolge. Man sieht also, wie strittig die Theorie vom Kriege ist: es stehen einander die größten Autoritäten gegenüber."

Weitere Stimmen, wie sie gegen Moltkes Verfahren im Jahre 1866 nicht ohne Begründung auf Clausewitz auftreten, wie Jomini, Th. v. Bernhardi, Willisen, Gustav Alvensleben, Steinmetz, Falkenstein bis zu Kuhn und Döring, brauchen nun wohl nicht auch in den Einzelheiten vernommen zu werden. Ihre Urtheile wurzeln alle in der gleichen Lehre des großen Feldherrn vergangener Tage. Aber bevor auf die Napoleonischen Worte eingegangen wird, mögen noch zwei Aeußerungen Friedjungs angeführt werden. Die erste steht auf S. 13 des zweiten Bandes und lautet:

„Diejenigen, die späterhin Alles bewunderten, was von der preußischen Heerführung angeordnet war, wollten auch in der ursprünglichen Vertheidigungsstellung an den Grenzen Sachsens und Böhmens das Werk einer unübertrefflichen strategischen Weisheit sehen, Moltke selbst aber stellte diese Anordnungen nur wie eine leidige Nothwendigkeit hin, in der man sich befand, so lange König Wilhelm nicht zwischen offensiver und defensiver Kriegführung die Wahl getroffen hatte." Und über den sich daran anreihenden Vormarsch mit getrennten Armeen giebt er Moltke

selbst das Wort: „Es war die verständig angeordnete und energisch durchgeführte Abhülfe einer ungünstigen aber nothwendigen Situation."

Es hat Leute gegeben — und ich will gern zu ihnen gerechnet sein — die auch später Alles bewunderten, was unser Stratege in jenen denkwürdigen Tagen that; aber es muß anerkannt werden, daß sie sich bis zu dieser Stunde in der Minorität befinden. Die klassischen Zeugen darüber habe ich voranstellend genannt, und es gehört unentwegter Muth dazu, sie sachlich niederzukämpfen. Das ist in dem bisher über die Einleitungsversammlungen Vorangeschickten ausreichend geschehen. Den konzentrischen Vormarsch aber nennt der Feldherr selbst bescheiden eine „verständige Abhülfe". Das Citat ward mit vorgesetzt, weil es das vorhin berührte strategische Moltke-Wort in einen ganz bestimmten Zusammenhang stellt, von welchem seine Bedeutung richtig verstanden zu werden vermag.

Friedjung nennt die ersten preußischen Versammlungen an den Grenzen eine „ursprüngliche Vertheidigungsstellung". Die Bezeichnung muß in den Augen des Fachmannes übel gewählt erscheinen, denn der Ausdruck „Stellung" schließt schon einen Kampfbegriff in sich. Ausschiffungen an den Grenzen ergeben nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine in ihren Bestandtheilen flüssige und leicht verschiebbare Heeresaufstellung. Mit Stellungswahlen hatte diese nur ganz zuletzt an der Neiße etwas zu thun. Demnächst wird der Gegensatz dazu bei Krismanic mit seiner Landesbeschreibungskarte in die Augen fallen. Unübertroffen in der Kriegsgeschichte bleibt jedenfalls die strategische Weisheit, mit welcher Moltke die langen Zeiträume der Abhängigkeit von dem Gange der Politik zu überwinden und die durch sie bedingten Maßnahmen mit dem Gedanken späterer Offensive in Einklang zu bringen weiß.

Der zweite hierher gehörige Satz steht im zweiten Bande Friedjungs auf S. 120, wo er lautet:

„Wenn die Bewunderer des Genies Moltkes später die Sache so darstellen, als ob seine strategische Unfehlbarkeit den Sieg verbürgt hätte, so trifft dies die Wahrheit nicht."

Die Wahrheit dieses Satzes besteht vor Allem darin, daß kein Mensch, also auch kein Feldherr, unfehlbar ist, und daß ihm ferner auch keine seiner Maßregeln den Sieg verbürgt. Moltkes Berechnungen aber stimmten in diesem Falle ganz genau, was diesen Blättern zu beweisen obliegt.

Jetzt aber wird der vorangestellte Grundsatz Napoleons ins Auge zu fassen sein. Ich stelle ihn den Preßbehauptungen gegenüber, daß es in der Strategie keine Grundsätze, sondern nur Aushülfen gäbe. Ersichtlich war Napoleonische Autorität anderer Meinung. Wie aber war dieser Grundsatz, daß den inneren Linien der bedingungslos zu ertheilende Preis

gebührt, seiner Zeit entstanden? Jedes System hat seine Ursachen, mit denen es steigt oder fällt.

Bei unserer Ausführung wird vorläufig davon abgesehen, daß auch Napoleon einen Feldherrn ersten Ranges aus vergangener Epoche mit seinen Maßregeln kritisch abkapitelt, da es hier zu weit führen würde, wollte ich auch diese Zeiten in Vergleich stellen. Dazu wird sich später noch der Platz finden. Umsomehr aber muß uns interessiren, ob und inwieweit sich die Unterlage des Napoleonischen Grundsatzes in unseren Tagen verändert hat.

Ein Feldherr will offenbar die Führung seiner Operation nach Raum und Zeit möglichst einheitlich machen und das konnte damals nur auf inneren Linien zu noch getheilten Gegnern geschehen. Bei räumlich bezw. durch den Feind getrennten Heertheilen war der Feldherr nicht in der Lage, das bindende Gesetz für die Tageshandlung zu geben. Selbst über Sieg oder Niederlage der entfernten Gruppe erhielt die andere sammt dem Feldherrn erst Kunde, wenn es zu spät war, um mit der eigenen Maßregel aushelfen zu können. Die stets geschickte Anwendung des an sich einfachen Grundsatzes hat Napoleon zur Größe verholfen. Nur verbürgte er schon damals nicht immer den Sieg; das beweisen Wagram, Leipzig und Waterloo. Hinfällig mußte er in einer Zeit werden, in welcher der größere Zeitaufwand für Nachricht und Befehlsvermittelung für die auf äußerer Seite befindliche Partei wegfiel, vorausgesetzt nur, daß deren getrennte Theile die gleichen Wege zum gesteckten Kampfziele hatten. Und damit entstand der von Moltke aufgestellte neue Grundsatz, der in dieser Abhandlung bereits genannt ward; er gilt für innere und äußere Linien mit gleicher Kraft.

Befindet man sich aber auf innerer Seite zu getrennten Gegnern, so zwingen jetzt noch weitere Umstände dazu, die eigenen Streitkräfte räumlich weiter getrennt zu halten als zu Napoleonischer Zeit. Dieser vermochte selbst auf dem Schlachtfelde noch im Centrum seine größten Erfolge zu erringen und suchte sie dort sogar mit Vorliebe, und das verbieten die jetzt erfundenen Waffen fast bedingungslos. Centrale Lagen, die auf einem oder gar beiden Flügeln bei ebenbürtiger Kraft umfaßt sind, werden wehrlos. Königgrätz und Sedan gaben dazu der Moltkeschen Lehre den Beweis nachträglich überzeugend in die Hand. Diesem Verhältniß vorzubeugen, hat daher die innere Seite umsomehr Ursache, weil sich das Straßennetz dergestalt vervollkommnet hat, daß es die feindliche Operation fast überall befähigt, die Kolonnen der Korps nebeneinander zu setzen, um sie gleichzeitig zum einheitlichen Angriff zu führen, statt sie in einer Tiefe nachzuschleppen, die sie zum Eingriff an einem ersten Schlachttage unfähig macht.

Offenbar haben mithin die inneren Linien ihre alte Ueberlegenheit eingebüßt. Der Vortheil, den sie boten, droht viel früher in sein Gegentheil umzuschlagen, weil in der Anhäufung der vergrößerten Massen die höchste Gefahr liegt, wogegen selbst eine übertriebene Theilung noch immer Bewegungsfreiheit behält. So liefert denn auch Friedjungs nach Unparteilichkeit ringende Feder selbst ein anschauliches Bild von dem Wandel in den Mitteln höchster Führung seit Napoleonischer Zeit auf S. 119 im zweiten Bande. Er berichtet dort, daß König Wilhelm mit Moltke während der ersten Kämpfe in Berlin weilt und wie dieser mit scharfem Auge in seinem Kabinet den Bewegungen der getrennt marschirenden Heeressäulen folgt. Da liefen durch den Telegraphen alle Meldungen zusammen. Von dort theilte er jedem Unterfeldherrn mit, wo der andere mit seinen Truppen stand. „Er mußte dafür sorgen, daß die Annäherung und Vereinigung sich an der richtigen Stelle vollziehe. Seine Thätigkeit glich der Arbeit des Ingenieurs, der bei Anlegung eines Tunnels den Berg von zwei Seiten anbohren läßt.“ Der Hauptsatz, den er liefert, ist aber der: „Im Zeitalter des Telegraphen spricht Manches dafür, daß, solange die Kolonnen getrennt marschiren, der Feldherr sich außerhalb derselben befinde.“ Das ist vollkommen richtig, und wir sehen daher auch zwischen zwei alten Gegnern auf dem nämlichen Kriegsschauplatz innerhalb eines Jahrhunderts die Führungsmittel völlig getauscht. Im 18. Jahrhundert der leitende Hofkriegsrath in Wien und der König Friedrich selbstherrlich beim Heere — im 19. Benedek, welcher es zur Bedingung stellt, daß ihm von Wien nichts vorgeschrieben werde, und König Wilhelm mit seinem Generalstabschef in Berlin die Gesammtheit der Heeresbewegungen am zweckmäßigsten und direktesten lenkend.

Aber auch über das Friedjungsche Referat hinaus haben wir den Grund ermittelt, warum der einseitig gewordene strategische Grundsatz durch einen anderen ersetzt werden mußte.

Den Schluß dieser langen Vorbetrachtung möge Moltkes Ausspruch bilden. Auch ihn liefert Friedjung auf S. 195 seines zweiten Bandes: „Um die Vortheile der inneren Operationslinien auszunützen, muß man nothwendig so viel Raum haben, daß man dem einen Gegner auf mehrere Märsche entgegenrücken kann und Zeit behält, sich sodann erst dem anderen zuzuwenden. Wird dieser Raum wesentlich verengt, so entsteht die Gefahr, daß man es mit beiden zugleich zu thun bekommt. Eine Armee, die auf dem Schlachtfelde in Front und Flanke angegriffen ist, steht auch auf den inneren Operationslinien, aber der strategische Vortheil ist in den taktischen Nachtheil umgeschlagen.“

Damit sind wir zu einem zweiten Lehrsatz der Strategie von unumstößlicher Wahrheit gelangt. Moltke hat ihn in größter Ausdehnung

Monate lang während der ganzen Belagerung von Paris erfolgreich gehandhabt.

Und jetzt wenden wir uns endlich zu dem Ergebniß der Berechnung der Moltke 1866 auf äußeren Linien gefolgt war.

Am 26. Juni gewann Prinz Friedrich Karl die Iser-Linie mit den Uebergängen von Turnau und Podol. Sie ist einen Tagemarsch von Jitschin entfernt, welcher Ort somit am 27. erreicht werden konnte. Der Gegner im nördlichen Böhmen in der, der Ersten Armee durchaus bekannten Stärke von zwei Armeekorps gegen $4^1/_2$, war alsdann bei Münchengrätz abgedrängt und demgemäß zu behandeln. An diesem Tage überschritt die Zweite Armee mit drei Armeekorps das Grenzgebirge in der Frontbreite von vier Meilen durch vier Pässe. Sie fand dabei Widerstand an beiden Flügelpunkten, wobei die 1. Garde-Infanterie-Division für Trautenau (Eipel), die 2. für Nachod (Kosteletz) bereit standen.

Ward dieses einfache Programm am 27. beiderseits erfüllt, so entstand sicher eine Krisis bei der Zweiten Armee überhaupt nicht und der 28. mußte ein Offensivkampf beider Armeen auf ganzer Front von Königinhof bis Jitschin werden, falls sich der Gegner dieser Vereinigung an der oberen Elbe widersetzte. Für einen solchen Kampf ist die Frontbreite der Zweiten Armee von vier Meilen im Anmarsch eine durchaus normale. Die Berechnung aus Moltkes Arbeitszimmer war mithin — wenn auch nicht unfehlbar — doch vollkommen richtig. Die Hemmnisse, welche eintraten, erwuchsen aus anderen Ursachen, und an ihnen fehlt es im Kriege nie. Es ist kein Rechenexempel, das immer stimmen muß, dazu rechnen zu Viele mit und begehen Rechenfehler, die beim weiteren Rechnen in den Kauf genommen werden müssen und an oberster Stelle zu Aushülfen zwingen.

In diesem Abschnitt erfolgt die Betrachtung der Thatsachen nicht über den 27. hinaus, ich beschränke mich daher hier nur noch darauf, die begangenen Fehler zu nennen. In welchem Maße sie die Moltkesche Berechnung störten, gehört in die spätere Betrachtung vom 27. ab, zuvor aber muß auch die Lage Benedeks bis zum 27. von ihren Anfängen an ganz so zergliedert besprochen werden, wie bisher die preußische.

Die Erste Armee setzt am 27. ihren Vormarsch auf Jitschin nicht fort, sondern wendet sich am 28. mit ihrem rechten Flügel auf Münchengrätz. So wenig wie der Feind, vermochte der eigene Stratege diese Wendung vorauszusehen. Zur Richtschnur für sein Handeln konnte sie also Benedek noch viel weniger am 28. machen. Die beiden Garde-Infanterie-Divisionen griffen auf den bezüglichen Flügeln nicht ein und gingen thatenlos bei Eipel und Kosteletz in das Ruheverhältniß. Bonin erhielt das Angebot der Unterstützung von der 1. sehr früh und schon

bei Beginn ihres Marsches. Aber er lehnte diese Unterstützung als überflüssig ab und ließ sich dennoch schlagen, und die 2. ließ sich bei Kosteletz in ihrer Ruhe nicht stören, obgleich der Kanonendonner von Nachod laut vernehmbar mahnte. Das Kommando der Zweiten Armee war am 27. wohl mit Recht ungehalten über solch passives Verhalten; aber bei dem von Steinmetz allein erstrittenen Siege einer-, dem von Bonin angetretenen Rückzug über das Gebirge andererseits blieb die Handlungsweise ungerügt, denn man glaubte nun für den 28. Juni des Gardekorps in der Richtung auf Trautenau und Burkersdorf in seiner ganzen Stärke zu bedürfen.

Im Ganzen darf man wohl sagen, daß anfänglich von den verschiedenen selbständig handelnden Heerestheilen der Moltkeschen Operationsmethode noch wenig Verständniß entgegengebracht wurde. Nur Steinmetz wurde zur unerschütterlichen Säule, die sie stützte. Er, der sie am energischsten vorher bekämpft, war nun vom Schicksal auf den gefährlichsten Platz gestellt, um sie durchzuführen.

Unmöglich kann ein Feldherr die Art der Fehler voraussehen, welche seine Absichten durchkreuzen werden, und darum darf er nicht in den größten verfallen, einem Jeden vorschreiben zu wollen, was er selbst nur nach Maßgabe der Entwickelung der Dinge anordnen könnte. Sein Operationsgebäude muß hingegen so solide sein, daß es auch einige Püffe verträgt; ohne sie vollzieht sich im Kriege nichts. Sicher trat nun für Steinmetz am 28. eine Krisis ein, denn er war an diesem Tage auf sich allein gestellt, und der Fall beweist lediglich, welches gefährliche Handwerk der Krieg selbst bei umsichtigster strategischer Maßnahme ist. Eine Kriegführung ohne Krisen giebt es nicht.

Ich habe bei Verfolgung des preußischen Operationsganges von seinen Anfängen an den höchsten Werth darauf gelegt, zu beweisen, daß die Moltkesche Lehre neue Wege mit Erfolg betrat, weil mich die Ueberzeugung durchdringt, daß nur diese Erkenntniß völlige Klarheit auf den Gebieten zukünftiger Truppenführung schafft. Das Beispiel lehrt es, und gerade die Friedjungsche Arbeit gab mir dafür den Beweis in die Hand. Auch gereicht die Thatsache, daß er einer neuen, schöpferischen Erscheinung begegnete, dem gegnerischen Feldherrn zum wirksamsten Schutz gegen die harten Urtheile seiner Zeitgenossen und Landsleute.

Fasse ich nun die österreichische Kriegführung, wie sie uns Friedjung entwickelt, von ihren Anfängen an ins Auge, so begegnet uns hier zunächst eine höchst merkwürdige, eigenartige Erscheinung. Wie in Preußen, so auch in Oesterreich mußten die militärischen Maßregeln in eine Wechselwirkung mit der Politik gerathen. Aber Staatsmann und Feldherr waren hier beide durchdrungen von dem Bewußtsein ihrer Unfähigkeit für die

verantwortlichen Aemter, die sie bekleideten. Sie übernahmen sie lediglich aus Vasallentreue, d. h. auf Allerhöchsten Befehl.

Friedjung überliefert uns die bezüglichen Aeußerungen beider Männer. Der Graf Mensdorff sagt: „Aber was wollen Sie, ich verstand von der Politik gar nichts, hatte es auch dem Kaiser wiederholt gesagt. Ich war jedoch General der Kavallerie, mein Kriegsherr hatte mir befohlen, den Ministerposten zu übernehmen, und so mußte ich es denn mir wohl oder übel gefallen lassen, daß mir ein geschulter Diplomat (Esterhazy) zur Seite gestellt wurde, der den Muth nicht hatte, die volle Verantwortung selbst zu übernehmen".

Und auf die Frage, weshalb er nicht lieber seine Demission gegeben habe, bevor er seine Ueberzeugung opferte, sagte er: „Sie haben gut reden, Sie sind nicht Soldat". (I. Bd., Seiten 220 und 221.)

Ganz parallel mit dieser Auffassung der Vasallentreue läuft diejenige Benedeks. Auch seine Aeußerung darüber sei hierher gesetzt.

„Als man mir dies Kommando, gegen alle meine motivirten Vorstellungen, aufgedrungen hat, habe ich es in einer Konferenz laut und ungeschminkt ausgesprochen, daß wir va banque spielen, daß ich dem Kaiser meine bürgerliche und militärische Ehre völlig zum Opfer bringe und nur wünsche, daß er es nicht bereuen möge, mir dies Kommando übertragen zu haben. Habe wörtlich gesagt, daß ich für den deutschen Kriegsschauplatz ein Esel bin, während ich in Italien vielleicht von Nutzen sein könnte".

Daß solche Männer Gegnern wie Bismarck und Moltke nicht gewachsen sein konnten, liegt freilich auf der Hand. Aber zu verhehlen ist auch nicht, daß eine solche Art bedingungsloser Mannentreue, welche sich in Ausübung ihres Amtes nur vom Willen des Staatsoberhauptes abhängig macht, in die Gegenwart überhaupt nicht mehr paßt. Indem sie ihr Muster dem Nibelungenliede entlehnt, überschreitet sie die Grenze des Statthaften und wird gerade darum ungenügend. Freilich ist der königstreue Mann bedingungslos abhängig von dem Willen seines Landesherrn. Nie aber kann derselbe ihn bei Uebernahme eines Amtes davon entbinden, gewissenhafter Selbstprüfung zu folgen, wenn sie ihn für unfähig erklärt. Richtige Selbsterkenntniß ist bekanntlich ungemein selten, und Benedek liefert dabei einen rühmlichen Gegensatz zu Mack. Zu einem nach eigener Kritik unbrauchbaren Werkzeug durfte er sich nicht hergeben, da er damit nicht nur seinen Kriegsherrn, sondern mit ihm das gesammte Vaterland schädigt. Daß aber gleichzeitig damit wahrer Vasallentreue schlecht genug gedient ist, beweisen die obigen Aussprüche — sie klagen, unabsichtlich zwar, das Staatsoberhaupt selbst an. Darum hat es auch Benedek in antiker Heldengröße bis an sein Lebensende vermieden, derartige Aeußerungen

öffentlich zu thun. Der Satz ist einem Briefe an seine Frau entlehnt, die ihn nach seinem Tode veröffentlichte. Er hat sein schweres Kreuz stumm bis ins Grab getragen; Friedjung erbringt darüber die tief ergreifenden Einzelheiten. Die volle Verantwortlichkeit für seine Thaten konnte ihm aber auch kaiserlicher Zwang niemals abnehmen, und auch das ist ein Fingerzeig, wie selbstverantwortlich und charaktervoll hingebendste Mannentreue stets beschaffen sein sollte. Sie darf auch ihrem Kriegsherrn gegenüber die selbständige Meinung nicht opfern. Je höher dabei der Posten, desto schwerer auch die Verantwortlichkeit.

Aber es gab auch sachliche Gründe, welche es besonders schwer machten, den Gang der Strategie mit demjenigen der Politik in Einklang zu erhalten. Sie sind ganz andere wie diejenigen, welche in Preußen zur Verhandlung kamen. Die anfängliche Abneigung des Herrschers, den Kriegsfall ins Auge zu fassen, finden wir freilich auch hier, aber es fehlte auch dem Heere die Fähigkeit, in rascher Kriegs- und Operationsfertigkeit mit dem Gegner zu wetteifern. Auch bei geschicktester diplomatischer Handhabung war dieser Umstand nicht auszugleichen und liefert im Vorverlauf der Kriegsentwickelung die befremdende Erscheinung, daß die Generale es sind, welche gerade umgekehrt wie in Preußen, den politischen Schritten den Hemmschuh anzulegen suchten, denn — die Armee war noch nicht so weit.

Die Auslese aus Friedjungschen Schilderungen erhärtet mithin die Thatsache, daß das Maß der Kriegsbereitschaft bereits zu den Attributen der Strategie gehört. Im Jahre 1866 bestimmte es den Gesammtgang der kriegerischen Ereignisse bis in die Schlacht von Königgrätz hinein. Zunächst zwang die geringere Bereitschaft Oesterreich die operative Defensive auf und legte damit die Heerversammlung bei Olmütz besonders nahe. An beiden Thatsachen ist Benedek völlig unschuldig — er fand sie vor, als er Ende Mai das Kommando in Olmütz antrat.

Hervorgehoben zu werden verdient ferner, daß nach dem erbrachten Citat Benedek keineswegs auf die Feldherrnbegabung völlig verzichtet hat; nur für den deutschen Kriegsschauplatz lehnte er sie mit drastischen Worten ab, wogegen er sie sich für Italien mindestens bedingt beilegte. Es entsteht die Frage, wie sich eine so eingeschränkte Befähigung begründen läßt?

Strategisch wird ein großer Unterschied zu machen sein zwischen einem Feldzuge der mit Heereskörpern erster Größe (acht Armeekorps) weiteste Räume und große wechselnde Ziele zu umfassen hat, wozu bis dahin nur Napoleonische Kriege die Muster hergaben, und der operativen Handlung einer Armeeabtheilung von drei Korps, welche sich im Stromgebiet des Po einen eng begrenzten, dazu noch besonders stark mit Festungen ausgestatteten Raum lediglich taktisch dienstbar zu machen hat. Diesen Charakter mußte der Krieg in Italien stets annehmen, und aus dem Jahre

1859 habe ich schon im II. Theil meines Buches mit den Verhältnissen in der Lomellina ein Beispiel dazu erbracht. Daß die Beherrschung solcher Lagen durch Lokalkenntnisse sehr begünstigt wird, liegt auf der Hand, und diese besaß Benedek im hohen Grade. Ein geschickter Taktiker war er auch; diese Eigenschaft hatte ihn groß gemacht und ließ ihn selbst in den mißlichen Verhältnissen bei Königgrätz nicht im Stich. Es spricht daher alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß der als Truppenführer herrlichste Mann des österreichischen Heeres, auf den es mit unbegrenztem Vertrauen blickte, mit seinem bewährten Generalstabschef John an der Seite, seinen Sieg bei Custozza ganz ebenso sicher errungen haben würde als der Erzherzog Albrecht. Dieser Platz schien ihm überdies 1866 völlig gesichert, da er ihn bei Beginn der Krisis innehatte. Er mußte ihn mit einer Aufgabe tauschen, die ihm in seinem ganzen Leben himmelfern gelegen. Sein Schicksal entbehrt hoher Tragik nicht und gleicht demjenigen eines Lootsen, welcher sein Leben lang kleinen Fahrzeugen mit unübertrefflicher Geschicklichkeit und Lokalkenntniß in seiner Heimathsbucht sicher über alle Untiefen hinweg und an allen Klippen vorbeigeholfen und nun plötzlich ein Schlachtschiff erster Größe in weiten fremden Meeren durch Cyklone steuern soll, die er bis dahin nie gekannt.

Seine höhere Befähigung zu solchen Aufgaben hat nun sicher der im Süden siegreiche Erzherzog noch nicht damit dargethan, daß er zu einer Heeresversammlung in Böhmen rieth, wie uns Friedjung in seinem I. Bande auf S. 164 berichtet. Einer so allgemein hingestellten Meinung gegenüber bleiben die Zweifel darüber bestehen, wie er sich mit einer unfertigen Armee aus der Affaire gezogen haben würde, wenn mittlerweile die fertige preußische von Schlesien aus direkt auf Olmütz vorrückte. Vor die Lösung solcher und ähnlicher Probleme aber sieht sich der Feldherr bei Beginn der Kriegsvorbereitungen immer gestellt, da er während derselben seine Entschlüsse in ihren Fundamenten zu wechseln nicht mehr im Stande ist.

Auf das Maß der Kriegsfertigkeit eines Heeres kommt daher in heutiger Zeit mehr an als je. Und aus diesem Grunde paßt auch der Vergleich mit dem Jahre 1850 durchaus nicht. Radetzky und Heß haben damals Recht gehabt, als sie Böhmen zur Versammlung wählten; die Verhältnisse dazu lagen ihnen im hohen Grade günstig, denn die größere Kriegsfertigkeit war ganz auf österreichischer Seite. Preußen hatte durch Maßregeln mannigfaltigster und systemlosester Art seit dem Jahre 1848 seine Heeresorganisation, auf welcher die Mobilmachung fußte, so gründlich zerstört, daß alle Truppentheile aus ihren Verbänden gelöst und arg durcheinander gewürfelt, theils auf Kriegs- theils auf Friedensfuß in Kurhessen und anderwärts nur nothdürftig und äußerlich zu Heereskörpern

zusammengeschoben werden konnten — und ihnen gegenüber standen kampfbereite Armeen. Auch dadurch unterschied sich die Kriegslage von der hier vorliegenden, daß Sachsen wie ein schützender Wall zwischen den Streitenden lag und Schlesien allein dem Gegner zugänglich war. Hinzu trat, daß die spät eintretende preußische Mobilmachung eine gehäufte Summe von Mängeln zeigte, welche zum Ausgange gründlicher Wandlungen auf allen Gebieten wurden. Der viel bemängelte Olmützer Vertrag rettete daher das preußische Vaterland vor einer militärischen Katastrophe.

Im Jahre 1866 hatte Oesterreich mit den umgekehrten Verhältnissen ernst zu rechnen. Friedjung berichtet: „Aus den Mittheilungen General Roßbachers, der die organisatorischen Arbeiten im Kriegsministerium leitete, ging hervor, daß das Heer auch nicht im Entferntesten schlagbereit war; es mochte Monate dauern, bis der Kampf aufgenommen werden konnte. Neuber (damals Oberstlieutenant und Professor der Strategie an der Kriegsschule in Wien) gab deshalb sein Gutachten dahin ab, das Heer müsse zuerst in einer Defensivstellung bei Olmütz gesammelt werden."

Der Kaiser gab diesem Vorschlage seine Zustimmung. Ich übergehe alle die darüber ausgesprochenen Ansichten, die bei Friedjung des näheren nachzulesen sind. Genug, wenn der preußische Stratege einer raschen gegnerischen Initiative mit wachsender Spannung entgegensah, um wie viel mehr hatte der österreichische Standpunkt zu einer gleichen Sorge zwingende Veranlassung!

Auch größere diplomatische Kunst hätte solche Schäden einem so wachsamen Gegner gegenüber nicht auszugleichen vermocht. Der Vortritt in der Mobilmachung mußte sofort die entsprechende feindliche Gegenmaßregel hervorrufen und diese gewann wieder den Vorsprung in ihren allerersten Schritten. Geringere Schnelligkeit beim ersten Heeresaufmarsch zwingt daher, ihn weiter rückwärts vorzunehmen und ihn feindlicher Einwirkung so lange zu entziehen, bis er fertig geworden ist; sie zwingt damit zur vorläufigen Aufgabe eigenen Gebiets, um sich die Initiative für einen späteren Zeitpunkt zu erhalten. Die Erfahrungen unserer letzten Kriege haben diese Wahrnehmung zum europäischen Gemeingut gemacht und schon aus diesem Grunde werden sich wahrscheinlich das nächste Mal bei allseitig schnelleren Mobilmachungen die gegnerischen Heere hart an ihren Grenzen und damit ganz unmittelbar gegenüberstehen.

Bei gleicher Grenzgestalt haben sich z. B. zwischen Oesterreich und Preußen seit 1740 vier Kriege abgespielt und einer davon dauerte bekanntlich sieben Jahre, aber nie gleicht ein Feldzug dem anderen. Die Strategie richtet sich daher nach den wechselnden Umständen, kann nie zu einem todten Rechenexempel herabsinken, das man einfach Männern wie Adam Riese oder Daise zur Lösung zu überlassen vermöchte.

Im vorliegenden Falle traf Neubers Vorschlag daher das Richtige. Damit soll nun freilich nicht gesagt sein, daß es sich um einen einzigen Punkt in Mähren und gerade um Olmütz handeln mußte, weil dieser Ort eine große Lagerfestung ist. Es konnten solcher Punkte durchaus auch mehrere neben einander liegende sein. Aufmarsch und wahrscheinlich auch Mobilmachung vollzogen sich damit schneller, weil die Anhäufung so gewaltiger Truppenmassen in engen Räumen alle Thätigkeiten hemmt und die Zahl der nutzbaren Bahnlinien einschränkt. Auf die Ausnutzung dieser kommt es aber mehr an als auf den Schutz einer Lagerfestung.

Auch die Schritte zum Operationsbeginn verlangsamen sich aus einer Centralstelle und schaffen Marschtiefen von einer Länge, welche mehreren Tagesleistungen entsprechen. Der damals in Oesterreich herrschenden Anschauung schien freilich das Mittel, sich eine breite Operationsbasis zum Zusammenwirken nach vor- oder rückwärts zu schaffen, nicht genehm. Sie stellte die Forderung, völlig zu versammeln, bevor an einheitliche Handlung zu denken sei, und diesem Grundsatz huldigte Benedek um so mehr mit eherner Konsequenz, weil die öffentliche Meinung die Unglücksfälle im Feldzuge des Jahres 1859, wohl mehr als gerechtfertigt, auf den übereilten Beginn der Operationen Gyulais schob. Auch Friedjung erwähnt die Thatsache. So also fand der Feldzeugmeister gegen den gefaßten Entschluß nichts einzuwenden, als er das Kommando übernahm. Er fand ihn vor und änderte ihn nicht, denn auch mit diesem war zweifellos das Heer noch zu den glänzendsten Erfolgen zu führen. Uns erscheint der Grundsatz freilich veraltet; er folgte rein äußerlich und ein wenig einseitig Napoleonischem Vorbilde und ward in der Folge pedantisch durchgeführt, da man selbst das Eintreffen der allerletzten Feldgeräthe abwartete, bevor man den Vormarsch antrat.

Der Gedanke, dabei auch noch der Lagerfestung eine strategische Aufgabe zuzuweisen, erscheint als eine Zuthat Krismanics, und die Anschauungen dieses Mannes müssen wir uns nun nothwendiger Weise auch noch ein wenig näher ansehen, da sie im Feldzugsverlauf zu bedeutender Einwirkung gelangten. Auch diese Stütze war für Benedek eine gegebene; auf ihre Wahl hat er keinen Einfluß geübt, da Krismanic vom Erzherzog Albrecht empfohlen ward. Dieser behielt den Jahre lang treuen Berather Benedeks John für sich, da Feldherr und Generalstabschef angeblich auf dem italienischen Kriegsschauplatz nicht gleichzeitig wechseln konnten, und ihm verdankt er nach Friedjungs Darstellungen in der Schlacht von Custozza nahezu Alles. Die Schilderung, wie sorgsam der Erzherzog später nach Johns Tode dessen militärischen Nachlaß an sich brachte, schafft Einblicke, auf die hier nicht tiefer eingegangen zu werden braucht.

Krismanic selbst huldigte nun keineswegs Napoleonischen Mustern, die Hauptbezugsquelle für seine Vorbilder ist ein volles Jahrhundert zurück, in Fridericianischer Zeit zu suchen. Vor Allem gilt dies für die Behandlung der Festungen auf dem Kriegstheater. Vor langer Zeit und gleich nach dem Erscheinen des österreichischen Generalstabswerkes habe ich schon diese Wahrnehmung geäußert und sie findet sich eingehend begründet im II. Theil meines Buches: „Taktische und strategische Grundsätze der Gegenwart" auf den Seiten 241 bis 243. Friedjung bekräftigt sie jetzt in bemerkenswertheſter Weise, und ich brauche daher nicht mehr auf die Thatsache selbst näher einzugehen. Zweifellos hat sie ihre Früchte bei der Operation getragen, obgleich sich Benedek selbst nie zu solcher Anschauung ausdrücklich bekannt hat. Aber schon beim Heeresaufmarsch äußert sie ihren hemmenden Einfluß, indem sie zum Magazinsystem führt.

Die Maßregel, für eine Kopfstärke von 200 000 Mann und 50 000 bis 60 000 Pferden Vorräthe auf längere Zeiträume auf einem Fleck zu häufen, statt zum systematischen Lieferungsverfahren aus dem gesammten Hinterlande zu greifen, muß naturgemäß Schwierigkeiten schaffen und zeitraubend wirken. Die Vorbilder aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehen wir damit auch bei vergrößerten Heeresmassen und für erweiterte Operationsräume festgehalten. Diese veraltete Form einer Festungsstrategie verband sich alsdann beim Vormarsch des Heeres von Olmütz mit den Einwirkungen der „Landesbeschreibungskarte". Nach ihr werden die Stellungen, die in Fridericianischer Zeit in Böhmen eine bedeutsame Rolle gespielt, zu Etappen und Marschzielen für die österreichische Heeresbewegung. Es erscheint überflüssig, diese Behauptung mit einzelnen Stellen des Friedjungschen Buches in Beispielen zu belegen, seine ganze Schilderung ist davon durchsetzt. Wichtiger ist die Wiedergabe der trefflichen Aeußerung des österreichischen Obersten Friedrich v. Fischer, welcher mit wahrhaft klassischen Worten diese Strategie zunächst mit derjenigen Napoleons I. in Gegensatz setzt:

„Während Napoleons Gegner, wenn es sich um eine künstliche Verstärkung ihrer Streitkräfte handelte, auf den Boden blickten, Alles zu gewinnen glaubten, wenn sie ein von Natur starkes Kampffeld fanden und erreichten, und nur in diesem Sinne mit der Zeit rechneten, rechnete er vor Allem mit der Zeit in dem Sinne, als sie ihn durch ihre außerordentliche Benutzung mit überraschender Schnelligkeit auf die schwächste Seite der Stellungen seiner Gegner führen konnte, und glitt über alle Positionen, die er auf dem Wege für sich selbst hätte finden können, gleichgültig hinweg. Die Zeit war ihm ein ohne Vergleich wichtigerer Faktor als der Boden, und er hat auch in den allermeisten Fällen mit der Zeit den Boden besiegt." (Friedjung, Bd. I, S. 239.)

Schöner läßt sich in der That der Gegensatz zweier Operationsmethoden nicht in Worte kleiden. Dieselben weisen aber auch gleichzeitig darauf hin, mit welchen gesteigerten und neuen Mitteln Moltke den gleichen Gedanken ausbaut. Er fühlte sich mit Hülfe der Telegraphie befähigt, im Anwachsen der Heere die operativen Frontbreiten zu erweitern, um die Marschtiefen zu kürzen; er verwarf behufs Beschleunigung und Erleichterung strategischer Handlung alle unnützen Aufmärsche vor Kampfbeginn. Mit solchen Mitteln übertraf er auch sein großes Vorbild in Ausnutzung der Zeit unter Sparung der Truppenkraft, und ihnen verdankte er es, daß seine Heertheile aus erweiterten Räumen der Zeit nach einheitlicher zu einem Zweck zusammenwirkten als die stets zusammengehaltenen des Gegners.

Es gehören einige Stellen des Friedjungschen Werkes hierher, um diese Bemerkungen zu bekräftigen.

Band II, S. 29: „Es war merkwürdig, wie dessen Bewegungen (Kronprinz von Preußen) mit denen der Armee Friedrich Karls zusammenstimmten. Sobald das eine Heer von den Oesterreichern bedroht schien, stieß das andere mit Macht in ihre Flanke und hinderte sie an einem entscheidenden Stoß. Das geschah Zug um Zug, ohne daß die Oesterreicher zu Athem kamen" ꝛc.

S. 133: „Moltke schob, hemmte und spornte je nach Bedarf von seinem Schreibtische im Generalstabe zu Berlin aus."

S. 194: „Thatsächlich wurden die Kriege von 1848 und 1849, dann der Feldzug in der Krim und des Kaisers Napoleon 1859 in Italien auch von dem Sieger bedächtig geführt, und es vergingen nicht selten Tage und Wochen, bis zu einem neuen Streiche ausgeholt wurde. Jetzt aber stand man einem Feinde gegenüber, der ohne Uebereilung, aber mit vollster Ausnützung der Zeit dem Erfolge zustrebte; selbst die Bewegungen eines Generals wie Prinz Friedrich Karl schienen Moltke zu langsam. Thatsächlich irrten sich die österreichischen Heerführer in ihren Berechnungen über den Anmarsch des Feindes nur um einen oder zwei Tage; so viel Zeit glaubten sie noch vor sich zu haben, bevor sie selbst die Initiative ergriffen" — —

S. 79: „Ganze Armeekorps sind nicht so leicht verschiebbar, wie etwa ein Reiter sein Pferd herumwirft, um immer aufs Neue eine andere Richtung einzuschlagen."

Und endlich zur Fortsetzung unserer Studie:

S. 17: „Krismanic schlug die Bedeutung der von der Elbe und der Iser umflossenen Hochebene zwischen Josephstadt und Jitschin ebenso hoch an wie Moltke (?) und wie alle Kenner des Kriegstheaters."

Freilich wurde schon früher erwähnt, daß auch Moltke gelegentlich nach Geländebeschaffenheiten forschte, zumal wo er defensive Lagen auf Zeit

nach dem allgemeinen Gange der Operation für möglich hielt. Dabei bildet die Karte naturgemäß einen unentbehrlichen Anhalt. Da er zur Hand sein muß, wenn der Bedarf sich einstellt, läßt sich der Nutzen selbst einer Landesbeschreibungskarte nicht völlig abweisen. Eine solche, welche in der operativ zu betretenden Gegend die dort vorhandene Stellung andeutet, kann dem Feldherrn ein nützliches Handwerkszeug sein, einem Führer aber, welcher sich von ihr operativ leiten läßt, muß sie zum Fluche werden.

Den Punkt Jitschin aber wählte Moltke lediglich nach Maßgabe der zurückzulegenden Entfernungen, wie schon dargethan ward.

Auch Friedjung schildert Krismanic als bequem, doch kann dies wohl nur in körperlichem Sinne gemeint sein, und wird darüber aus Josephstadt nach dem Gefecht von Nachod ein drastisches Beispiel angeführt. In geistigem Sinne ist ihm ein eiserner Fleiß nicht abzusprechen, mit welchem er sich allerdings, bei stets anwachsender Arbeit, immer tiefer in sein veraltetes strategisches System verrennt.

Von solcher Beschaffenheit etwa haben wir uns wohl die Stütze zu denken, die dem Feldzeugmeister zu seinem schweren Gange nach Böhmen ausgesucht war — ein Mann von hoher Intelligenz, dessen Geist sich in einem durchaus überlebten strategischen System bewegte. Im Ganzen aber sind wir gerade nach Friedjung zu der Thatsache gelangt, daß Benedek mitsammt seiner Stütze vor einer ganz neuen strategischen Kriegserscheinung stand, welche die alten Kampffelder Böhmens mit anderen Mitteln betrat als je zuvor. Die Geschichte auf ihrem Richterstuhl wird dieser Thatsache immer gerechter werden, während die abschlachtende Kritik der Zeit- und Standesgenossen allmählich zum Schweigen kommt.

Diese Bemerkung bezieht sich indessen keineswegs auf Benedeks Verhalten allein, sie umfaßt auch die Bemängelungen des preußischen Verhaltens, denen Friedjung folgende Worte leiht:

„Auffallend genug, daß vierzehn Tage vor Ausbruch des Krieges über den Grundgedanken des Feldzugsplanes keine Einigung erzielt war."

Die Frage ist nebensächlich: Mit wem denn eine Einigung? Moltke hat sich von Niemand dreinreden lassen, obgleich er bekanntlich anfänglich alle Autoritäten gegen sich hatte, und sein Kriegsherr ließ ihm in hoher Weisheit die Bahn strategisch frei — er verfolgte seine Absichten ohne Berather und unentwegt von der öffentlichen Meinung nach dem täglichen Bedarf, den Gang der Politik und die Lage zum Feinde gleichmäßig berücksichtigend. Der Feldzug 1866 ist gerade darum so hoch belehrend, weil er bei dem schleppenden Gange der diplomatischen Dinge dem Feldherrn die Pflicht zwingend auferlegte, sich auf keinen Feldzugsplan festzunageln.

Am schlagendsten läßt sich diese Behauptung durch die Beleuchtung jener Tage beweisen, welche auch nach Friedjungs Auslassungen für die

Entschlüsse beider Heerführer am meisten ins Gewicht fallen. Es sind das der 5., der 10. und der 17. Juni.

Am 5. Juni steht die gesammte preußische Operationsarmee auf einer gewaltigen Peripherie kampfbereit; der Hauptversammlungsplatz des Gegners ist noch nicht festgestellt, hingegen sicher bekannt, daß dieser noch nicht fertig ist. Begreiflich genug wünscht Moltke jetzt vom strategischen Standpunkte aus die Eröffnung der Feindseligkeiten. Er ist des Heeresaufmarsches auf kürzestem, konzentrischem Wege nach vorwärts im nördlichen Böhmen vollkommen sicher. Sein Operationsplan für diesen Tag stand also fest. Die preußischen Armeen hatten sich ihre Wege zur Linie Jitschin—Königinhof überall durch ihre Ueberlegenheit zu erzwingen, mochte das feindliche Heer in Böhmen oder Mähren seine Versammlung betreiben. Aber die Kriegshandlung war zu diesem Zeitpunkt noch nicht zu haben, und der Stratege mußte der weiteren Entwickelung der Dinge beim Feinde einer-, beim deutschen Bundestage andererseits thatenlos zuschauen und sich auf Vorbeugungsmaßregeln stets wechselnder Art beschränken. Von Tag zu Tag verschiebt sich dabei das Stärkeverhältniß der Gegner zu seinen Ungunsten, und er sieht mit Sorge den Zeitpunkt eintreten, wo er an der Absicht, konzentrisch auf Jitschin vorzurücken, nicht mehr festhalten kann. Denn falls der Gegner eine Centralversammlung in Böhmen gewählt hatte, mußte dieser demnächst den Spielraum zur Ausnutzung innerer Linien wirklich gewinnen. Erleichterung schaffte in diesen Sorgen die am 11. Juni bekannt werdende Heerversammlung des Gegners bei Olmütz. Bei noch immer fortbestehendem Friedenszustande wechselte nun die strategische Lage. Schlesien ward das zunächst zu deckende Objekt.

Unsere Gedanken wenden sich zum 10. Juni und damit zu Benedeks Verhalten. Ermittelt schon ward, warum das österreichische Heer eine Aufstellung in Böhmen, etwa bei Dubenetz, von Hause aus nicht wählen konnte. Man wäre dort bei früherer und täglich zu erwartender Kriegserklärung einem konzentrischen Angriff des Gegners innerlich und äußerlich unfertig zum Opfer fallen. Am 10. Juni sollte hingegen die Versammlung bei Olmütz fertig sein und an diesem Tage der Massenvormarsch auf Josephstadt angetreten werden. Der Gedanke deckt die Anforderungen der Landesvertheidigung zweifellos noch immer am besten, da seine Ausführung bei fortbestehendem Friedenszustande der wirksamen Ausnutzung innerer Linien täglich näher führt. Benedek kam damit allmählich in die Vorhand, und Moltke hätte abermals auf andere Aushülfen Bedacht nehmen müssen. Mit dem zuerst beabsichtigten Verfahren hätte er nun seine vereinzelten Armeen Theilniederlagen ausgesetzt. Friedjung sagt daher Bd. I, S. 449 sehr wahr und richtig:

„Das Alles hätte übrigens noch zum Siege führen können; entscheidend aber war eigentlich der Zeitpunkt, in dem die Oesterreicher an der oberen Elbe anlangten. Geschah dies rechtzeitig, so befanden sie sich im Mittelpunkt der halbkreisförmigen Aufstellung der getrennten preußischen Armeekorps, und diese konnten beim Einmarsche in Böhmen mit gesammelter Macht angefallen werden."

So falsch, wie später nach den Mißerfolgen behauptet wurde, war mithin das österreichische Kriegsverfahren keineswegs, nur sah es sich von der Kriegsfertigkeit des Heeres im Stich gelassen. Noch immer war am 10. Juni das Instrument nicht völlig bereit, darum allein vertagte man den Vormarsch bis zum 17. Juni, und dieser Termin traf mit demjenigen der Kriegserklärung zusammen. Daraus erst ergab sich dann der eigenartige Wettlauf zweier ebenbürtigen Gegner nach demselben Ziele aus gleichem Abstande, von denen der eine sich versammelt in einheitlicher Marschrichtung bewegte, während der andere von verschiedenen Punkten einer weiten Peripherie aus konzentrisch zur Vereinigung schritt.

Nach herrschender Lehre und Napoleonisch-Jominischen Grundsätzen erscheint auch hierbei Benedek noch immer im vollen Rechte, d. h. in der strategischen Ueberlegenheit, und damit erst fällt auf das unglückliche Haupt des Besiegten das ganze Schwergewicht von Vorwürfen über Zaudern und Entschlußunfähigkeit bei der Ausführung. Im Sonnenschein des Erfolges lassen sich alle falschen Anschuldigungen der Kritik leicht ertragen, sie bleiben Mückenstiche; dem Unglücklichen werden sie zu Keulenschlägen, die ihn um Ehre und Ansehen bringen. Dabei mußten die erbarmungslosen Urtheile bis dahin treuester Freunde — wie John und Kuhn — die mittlerweile auf anderem Kriegsschauplatz Ruhm erwarben, am schwersten treffen. Diese Männer fanden kein Wort der Rechtfertigung für den Helden, dem seine Stellung aufgezwungen wurde, weil es die gesammte Volks- und Heeresstimme so forderte.

Auch Friedjungs Auslassungen, so unparteiisch sie gelegentlich klingen, sind davon nicht frei und so fühle ich mich in der Lage, mit dem Dichter zu sagen:

Weil des Liedes Stimmen schweigen,
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen!

Benedek war so wenig zaudernd und entschlußlos 1866 wie in allen sonnigen Tagen seines Soldatenglücks. Er trat aber zunächst nicht eher in die Operation, als bis Mobilmachung und Aufmarsch seines Heeres vollendet waren. Moltke hat im Jahre 1870 ganz ebenso gehandelt, als die französische Kriegserklärung das deutsche Heer in vollem Friedensstande überraschte. Freilich wurde er dabei von einer besseren Heeres-

organisation bedient. Das entgegengesetzte gegnerische Verfahren aber legte davon Zeugniß ab, welche nachtheilige Folgen es hat, wenn man zur Beschleunigung der Kriegsfertigkeit innerlich unfertig ausrückt. Das Nachsenden der französischen Reserven an die Grenze erzeugte die hochgradigsten Unordnungen und hielt eine planmäßig geordnete Mobilmachung auf, grenzenlose Unordnungen nach sich ziehend. Friedjung giebt davon in der Anmerkung auf S. 460, Bd. I einige Proben.

Im ganzen Verlauf seiner so kurzen wie unglücklichen Operation ist Benedek ferner charaktervoll und beharrlich seiner an sich und von Hause aus verständigen Operationsabsicht treu geblieben. Gerade diese übertriebene Treue wurde ihm zur Falle, er kannte die richtigen Aushülfen nicht. Mit anderen Worten, einer ganz neuen überwältigenden operativen Erscheinung zeigte er sich mit seinen Gegenmaßregeln nicht gewachsen; aber auch alle diejenigen, welche ihn darob verdammen, wären es voraussichtlich nicht *mehr* gewesen als er. Das beweisen die kritischen Einwände, die sie ihm entgegengehalten haben.

Der Vormarsch des österreichischen Heeres von Olmütz nach Josephstadt vom 17. bis 26. Juni ward mit hoch anzuerkennender Ordnung und bewundernswerther Schnelligkeit ausgeführt. Zum Beweise dessen sei nochmals hervorgehoben, daß Torgau und Olmütz von Jitschin etwa gleich weit entfernt liegen und beide Gegner sich am 26. Juni diesem Punkt, dem sie gleichzeitig zugestrebt hatten, auch gleich nahe befanden, d. h. mit ihren Teten nur einen Tagesmarsch ab. (Turnau und Podol einer-, Miletin andererseits.) Da nun ferner das österreichische Heer mit seinen sechs Korps am Abend des 28. Juni nahezu versammelt bei Josephstadt stand, ist die Leistung als eine geradezu vorzügliche mit solchen Massen selten erreichbare zu bezeichnen. Die Marschtiefe *eines* Armeekorps ohne Trains entspricht schon der Länge eines Tagemarsches. Wenn nun die Armee auch „den verfügbaren Straßen entsprechend ihren Marsch in drei parallelen Kolonnen" ausführte (Friedjung, Bd. I, S. 461), so hatte sie doch in der einen Hauptkolonne drei volle Armeekorps hintereinander und sie wurden maßgebend für die Ausführung des ganzen Marsches. Sehr schwer und mit äußerstem Zwange zur Ordnung hat offenbar nur die normale Tiefe von drei Tagemärschen in neuntägiger Fortbewegung innegehalten werden können, und die Bewunderung des Sachverständigen für die technische Durchführung dieser gewaltigen Bewegung muß aufs Höchste steigen, wenn er aus „Oesterreichs Kämpfen im Jahre 1866" Bd. IIId S. 11 bis 35 ersieht, daß die Armeekorps ihre Munitionsparks, ihre Ambulanzen und ihre Kolonnen-Verpflegungsmagazine, d. h. ihre sämmtlichen Trains *unmittelbar* bei sich führten, und daß nur der große Armee-Munitionspark auf weiter westlich gelegene Straßen gesondert in Marsch

gesetzt war. Friedjung berichtet denn auch: „Wohl wurden nur zwei bis drei Meilen täglich zurückgelegt, aber die endlosen Kolonnen stockten nicht selten, stundenlange Verzögerungen traten ein. Durch sorgfältigere und umsichtigere Ausarbeitungen der Marschpläne (?) hätten, wie sachkundige Beurtheiler feststellen, diese Uebelstände wohl zumeist vermieden werden können. Die Marschpläne wurden nochmals geändert und verschärft; es wurde bestimmt, daß am 28. Juni bereits fünf Armeekorps um Josephstadt vereinigt sein sollten; bloß das 2., welches die Seitenhut bildete, bis das Heer vorübermarschirt war, konnte etwas später eintreffen."

Gegenüber solchen Leistungen erscheint die Mehrzahl der Bewegungen der preußischen Armeekorps auf ihren verschiedenen Anmarschlinien wie mühelose Spaziergänge, mit denen sich sechs Kolonnenteten zur endlichen Vereinigung in einem Ziel gleichzeitig heranschoben. Höchst selten entfiel dabei für einen einzelnen Heertheil, wie z. B. für die 1. Garde-Infanterie-Division am 27. Juni, eine ungewöhnlich starke Marschleistung. Dieser gewaltige Vortheil war es, welcher sich bei erster Berührung geltend machen mußte.

Dem ersten Vormarsch der Oesterreicher gegen Josephstadt gebührt daher hohe militärische Anerkennung; ein eiserner Wille drängte hier zielbewußt zu höchster Marschleistung und erreichte ein Resultat, das gegnerischerseits zweifellos niedriger in Ansatz gebracht worden ist. Die Folge einer solchen Massenbewegung aber ist naturgemäß der Massenaufmarsch am Marschziel, wie ihn Benedek bei Josephstadt ausführen wollte. Bei diesem Akt erfolgte die erste feindliche Störung; an sich bedurfte er zu seiner vollen Durchführung wieder dreier Tage, welche bei dem gegnerischen Operationsverfahren wegfielen. Noch eines Umstandes, den uns Friedjung nennt, sei bei dieser Gelegenheit Erwähnung gethan. Er berichtet Bd. I, S. 461:

„Um nun den Flankenmarsch gegen jede Störung seitens des Feindes zu decken, erhielt das 2. Armeekorps, welches schon am weitesten vorne gegen Böhmen lag, den Befehl, an der Grenze selbst mit einer Kavallerie-Division Aufstellung zu nehmen zur Hut gegen einen Seitenstoß aus Preußisch-Schlesien.

Sicherungsmaßregeln nach der dem Feinde dargebotenen Flanke waren gewiß geboten; setzt man zu diesem Zweck aber ein Armeekorps von der Tete an die Queue der Bewegung, so verliert diese auf der entsprechenden Flügelstraße einen vollen Operationstag. Das 2. Armeekorps bildete daher auch in der That den allerletzten Schluß beim Heeresaufmarsch. Einzuwenden ist, daß eine Marschkolonne sich am allerschnellsten nach der Flanke zum Widerstande bereit zu machen vermag, indem alle Glieder dorthin einschwenken, daß somit die herausgeschobene Aufstellung eines Armeekorps sich als entbehrlich kennzeichnet, vorausgesetzt nur, daß einer

oder mehreren Kavallerie-Divisionen die Aufklärung nach der Flanke obliegt. Aber man huldigte damals noch ganz allgemein dem Grundsatz, daß Aufmarsch und Kampf gesonderte Akte sein müßten, sonst sei die Kampfordnung nicht gewährleistet, und so erklären sich derartige Zeiteinbußen hier und anderwärts einem Gegner gegenüber, welcher mit Hülfe des Begegnungsverfahrens erforderlichenfalls anstandslos unmittelbar in den Kampf tritt. Das Zeitalter kannte ein derartiges Maß der Zeitausnutzung in einer Operation überhaupt noch nicht, denn wir selbst erwarben es uns erst in Böhmen auf rein empirischen Wegen und noch heutigen Tages bekämpfen es einige gelehrte Federn auch bei uns mit Hartnäckigkeit.

Dem Vormarsch Benedeks lag vom 24. Juni ab die Gesammtabsicht zu Grunde, das nördliche Böhmen zwischen Elbe und Iser zu erreichen und von dort die Gunst der inneren Linien gegen den Prinzen Friedrich Karl auszunutzen, denn diese Armee schien zu diesem Zeitpunkt „bereits näher herangekommen." (Bd. II, S. 26.) Benedek begünstigte jedenfalls sichtlich den Offensivgedanken nach Bedarf, während Krismanic gleichzeitig sein Lieblingskind, die Stellung bei Dubenetz, die auf seiner Landesbeschreibungskarte doppelt angestrichen war, unter Dach brachte.

Es scheint damals die strategische Gesammtanschauung obgewaltet zu haben, daß man den Vortheil der inneren Linien schon auf seine Seite gebracht, wenn man sich wie ein Keil mit seiner Heeresmacht zwischen zwei noch räumlich getrennte Gegner geschoben habe, und damit wird das Verharren Benedeks in der einmal gefaßten Absicht auch über den 26. Juni hinaus erklärlich. Der Gedanke ist mehr Napoleonisch als modern, denn dieser große Feldherr erreichte selbst seine bedeutenden Schlachterfolge bekanntlich in einer großen Zahl von Fällen noch mit dem Durchbruch im Centrum. In klarer Erkenntniß veränderter Sachlage betonte Moltke mit größerer Schärfe als Jomini den Satz, der seiner Wichtigkeit wegen an dieser Stelle noch einmal Platz finden mag: „Um die Vortheile der inneren Operationslinien auszunützen, muß man nothwendig so viel Raum haben, daß man dem einen Gegner *auf mehrere Märsche* entgegenrücken kann und Zeit behält, sich sodann erst dem anderen zuzuwenden. Wird dieser Raum wesentlich verengt, so entsteht die Gefahr, daß man es mit beiden zugleich zu thun bekommt. Eine Armee, die auf dem Schlachtfelde in Front und Flanke angegriffen ist, steht auch auf der inneren Operationslinie, aber der strategische Vortheil ist in den taktischen Nachtheil umgeschlagen."

Friedjung meint zwar, daß dieser Gedankengang eines Meisters der Kriegführung ernsteste Erwägung verdiene, gelangt aber über dieselbe doch mit der Bemerkung hinweg, daß Moltke nur den Beweis habe führen wollen, die preußischen Armeen seien in Böhmen keiner Katastrophe gegen-

über gestanden. Er sei nach dem Kriege heftig angegriffen worden, weil er das Heer durch den getrennten Einmarsch einer Niederlage ausgesetzt, und dies sei seine Antwort darauf. Natürlich entlaste dieses nachträgliche Urtheil die österreichische Heeresleitung aber nicht von der Pflicht, die ihr am 28. Juni oblag, sich mit überlegenen Kräften auf Steinmetz zu stürzen und den Feldzug mit einem Siege zu eröffnen. Hierzu wird die Autorität des alten Waffengefährten Benedeks, Kuhn aufgerufen, der später zu ihm gesagt habe: „Freund, das war Dein Fehler, daß Du den preußischen Kronprinzen nicht am 28. Juni angegriffen hast." (S. 196.)

In diesem kritischen Wort schürzt sich der Knoten, zu dessen Lösung ich die Feder in die Hand genommen habe. Ich wage die Behauptung, daß wir in dem Ausspruche Kuhns abermals eine jener Treppenkritiken vor uns haben, denen man zurufen möchte: Mache es uns vor! — während das Moltkesche Wort zu einem allgemein gültigen und unanfechtbar richtigen strategischen Lehrsatz geworden ist. An der Hand eines Kriegsspiels oder Uebungsrittes ließe sich leicht die Behauptung beweisen, daß Kuhn noch weniger wie Benedek das richtige Mittel gegen die Moltkesche Operation zur Hand hatte, daß die Veränderung der Operationsrichtung auf die Zweite Armee aller Wahrscheinlichkeit nach schlechter ablaufen mußte als das Verharren in der ursprünglichen. Der Nachweis muß jetzt auf dem Papier versucht werden, und zu diesem Zweck ist festzustellen, ob der Gedanke am 26. Juni und demnächst ob und inwieweit er infolge nicht vorherzusehender Umstände am 28. Juni noch ausführbar war. Zunächst stelle ich daher die Lage der Parteien am 26. Juni fest.

Die sechs Armeekorps Benedeks sind im Beginn ihres Aufschließens bei Josephstadt. Die Sachsen und das 1. österreichische Korps stehen bei Münchengrätz. Die Uebergänge über die Iser bei Turnau und Podol sind in den Händen des Prinzen Friedrich Karl; seine Entfernung von der Tete des österreichischen Hauptheeres beträgt zwei Tagemärsche. Gleichfalls zwei Tagemärsche davon steht die Armee des Kronprinzen vor den Pässen jenseits des Riesen- und Glatzer Gebirges und bildet daher noch gar kein greifbares Angriffsobjekt. Unter solchen Umständen sind die Abstände von den verschiedenen Theilen der preußischen Armee schon zu kurz, um die Marschrichtung eines Heeres von 180 000 Mann zu ändern. Zum Beibehalt der bisherigen, bedurfte man hingegen der Paßsperre am Riesengebirge oder der Elb-Stellung bei Josephstadt—Königinhof. Nach der Jitschiner Richtung aber führte das gegenseitige Entgegenkommen schon am 27. zu einem Schlachttage, ohne daß die Armee des Kronprinzen hätte eingreifen können, während umgekehrt bei einem Wechsel der Front gegen Osten die Möglichkeit nicht gegeben war, die Erste Armee von der

Entscheidung fern zu halten. Mit breiter Fortbewegung vermochte dann der Prinz Friedrich Karl der Handlung rechtzeitig im Rücken zu stehen. Der 28. Juni wäre dabei zum Schlachttage geworden, bei welchem sich Benedek in Front und Rücken gleichzeitig hätte wehren müssen.

Hinzu tritt, daß bei einer Frontveränderung mit der Absicht angriffsweisen Vorgehens von Josephstadt aus gegen das Riesengebirge hin sich die bisherige enge Versammlung in empfindlichster Weise als erschwerender Umstand geltend machen mußte, während zugleich die Wahl der neuen Marschstraßen durch den zu überschreitenden Flußlauf der Elbe beschränkt war. Armeekorps sind keine mathematischen Punkte oder Dominosteine, die den Raum bei der Fortbewegung sofort hinter sich frei lassen. Es kann mir daher schwerlich ein Sachverständiger verargen, wenn mir die Benedeksche Lösung am 26. Juni, welche Gablenz an den Trautenauer und Ramming an den Nachoder Paß brachte, immer noch besser gefällt als die Kuhnsche. Diese beiden Körper waren dazu aus der bisherigen Marschrichtung am meisten zur Hand, wurden von den beiden Generalen geführt, welche das höchste Ansehen genossen, und erschienen an sich stark genug, um Pässe zu sperren, falls sie nur rechtzeitig eintrafen, was der Fall war. Mit diesem Kraftopfer wagte Benedek zu hoffen, den unerwünschten Gegner von der Hauptentscheidung fernzuhalten und doch noch bei dieser mit Hülfe der Iser-Armee der Ueberlegene zu sein. Die Lösung war gleichzeitig die einfachste, so lange man am Offensivgedanken festzuhalten sich befähigt glaubte, und das Einfache hat im Kriege den Preis. Freilich mußten diese beiden Generale siegen, falls die Zweite preußische Armee die Pässe überschritt; zu unterstützen waren sie nicht mehr.

Indessen fehlten dem 27. Juni die Erscheinungen nicht, welche im Kriege nicht vorherzusehen sind. Mit ihnen konnte also auch der Feldherr am 26. nicht rechnen. Nicht vorauszusehen war vor Allem, daß der Prinz Friedrich Karl sich am 27. nicht näherte. Wenn also die Kritik Jahre später aus dieser Thatsache eine Angriffswaffe gegen den unglücklichen Feldherrn schmiedet, so ist sie nicht gerecht und schafft keine kriegsgeschichtliche Belehrung.

Doch müssen wir ferner zusehen, inwieweit der Kuhnsche Vorwurf, den preußischen Kronprinzen am 28. Juni nicht angegriffen zu haben, auf die Gesammtlage dieses Tages paßt. Die Beantwortung der Frage gehört freilich erst in das nächste Kapitel, ich lege daher in diesem Abschnitt nur noch die Thatsachen des 27. fest.

Der Heeresaufmarsch Benedeks bei Josephstadt setzt sich fort, der Prinz Friedrich Karl steht nach wie vor etwa zwei Tagemärsche ab bei Turnau und Podol; Gablenz hat die Sperre am Paß von Trautenau

behauptet, aber Ramming ist bei Nachod geschlagen worden und hat nach Skalitz hin das Feld geräumt. Infolgedessen steht freilich ein Korps der preußischen Zweiten Armee vereinzelt in Böhmen und ist dem Benedekschen Angriff für den 28. ausgesetzt, keineswegs aber die kronprinzliche Armee, wie Kuhn meint; sie steckt vielmehr noch mit drei Armeekorps in den Pässen. Die Möglichkeit eines Sieges über Steinmetz ist bereitwilligst einzuräumen; die eines solchen über die Zweite Armee aber noch gar nicht abzusehen. Unter solchen Umständen dirigirte Benedek ohne Umwege ein Armeekorps aus dem Anmarsch auf Skalitz, ein anderes aus der Tete des Aufmarsches, der Josephstadt schon passirt hatte, per Nachtmarsch eben dahin. Nun stand er vor der Wahl, diese Kraft am Morgen des 28. gegen Steinmetz einzusetzen oder den Offensivgedanken gegen den Prinzen Friedrich Karl durchzuführen und sich an der Elbe nach Osten hin defensiv zu verhalten. Der 28. umfaßt also den Moment der Feldzugskrisis auf beiden Seiten. Sie war im Feldherrnsinne immer nach den Entfernungen zu lösen, die Benedek von den Schwerpunkten seiner Gegner trennte.

Aus den Erörterungen dieses Abschnittes dürfte im Allgemeinen hervorgehen, daß Benedek in der That, wie Friedjung hervorhebt, nur um zwei Tage zu spät ankam, um innere Linien mit Vortheil auszunützen. Daß eine solche Zeitspanne aber gegenüber Moltkescher Operationsmanier einen ganzen Feldzugsplan hinfällig macht und über den Haufen wirft, ward am 27. übersehen, obgleich diese Sachlage nun deutlich erkennbar war. Sie ausreichend zu würdigen, hinderte den Feldzeugmeister seine bis dahin nie zu brechende Energie und die irrige Meinung, daß ein Dazwischenschieben an sich schon eine Art von Erfolg bedeute, den General Krismanic aber seine Landesbeschreibungskarte, welche ihm die Stellung von Dubenetz zu einem Siegestalisman machte.

Dieser kriegsgeschichtlich berühmt gewordenen Stellung widmet Friedjung die äußerst dankenswerthe Beilage XXII seines II. Bandes. In der That entwickelt sich uns dabei eine große Aehnlichkeit der Kriegslagen zweier Jahrhunderte. Da dem Leiter der österreichischen Operationen das alte Vorbild so verlockend erschien, daß er den Unterschieden in den Zeitumständen gar keinen Platz eingeräumt zu haben scheint, lohnt es, sie jetzt in dieser Studie ein wenig genauer ins Auge zu fassen. Der geneigte Leser wird freilich dem Krismanicschen Zauber nicht unterliegen, die Lage des Jahres 1778 mit ihrem Verlauf wird ihn anmuthen wie ein Kriegsidyll aus einer anderen Welt, wie ein strategisches Charakterbild, das die Vergänglichkeit aller irdischen Größen zu Anschauung bringt.

In jenem Bilde treten die Kriegsauffassungen Lacys, Laudons, des Prinzen Heinrich, aber auch die des — wenn auch alternden — großen

Königs in das hellste Licht. Kein einziges der damaligen Gesetze ist heute noch in Gültigkeit.

Zunächst bestand ein Unterschied der strategischen Kriegslage zwischen 1778 und 1866 darin, daß die Preußen damals den in der Stellung bewegungslos verharrenden Feind vorfanden. Napoleon mag mit seiner Behauptung, daß die in Böhmen getrennt einrückenden preußischen Heere rechtzeitig anzugreifen und vereinzelt zu schlagen waren, für unsere Zeit durchaus Recht haben; wenn er sie auf das vorige Jahrhundert anwendet, übersieht er, daß er selbst diese Art der Kriegführung mit ihrer strategischen Beweglichkeit erst mit seinem Feldzuge von 1796 in die kriegsgeschichtliche Erscheinung brachte. Dem Zeitalter Friedrichs war sie völlig fremd. Abgesehen davon, daß des Königs Persönlichkeit seinen Gegnern einen heiligen Respekt einflößte, fesselte sich jenes Zeitalter auch allgemein allzusehr an Magazine. Darum verfuhr Friedrich in seiner Zeit mit seinem böhmischen Feinde bei alledem richtig. Aus elfjähriger Kriegserfahrung wußte er ganz genau, daß die Operation der Oesterreicher ihm gegenüber sich auf Stellungswahlen beschränkte. Man denke an Prag, man denke an Leuthen, wo er noch unter der Nase des überlegenen feindlichen Heeres den Flankenmarsch am hellen Tage anstandslos ausführte. Der Kriegsruhm des österreichischen Heeres jener Tage und die zweifellos großen Beharrungsverdienste Dauns sind bei alledem parteilos zuzugestehen, nur hätte der große König geradezu blind sein müssen, wenn er diese feindliche Eigenthümlichkeit bei seinen eigenen Entschließungen nicht überall mit in Rechnung stellte. Seine Kriegskunst hätte sich einem Napoleon gegenüber voraussichtlich auch geändert. Indessen das ist Hypothese, welche nur darum an Wahrscheinlichkeit gewinnt, weil er schon einen Laudon als Gegner anders zu behandeln pflegt als Daun oder Lacy.

Damit haben wir die Unterschiede in der Strategie zweier großer Kriegszeitalter abgethan und es hinzunehmen, daß Friedrich in seiner Zeit mit vollem Recht vor die Elbe bei Josephstadt und Prinz Heinrich vor die Iser rückte. Aber auch diese nun vollzogene Thatsache an sich hat wiederum keineswegs dieselbe Bedeutung wie heute. Abgesehen davon, daß die damaligen Heereskörper höchstens halb so groß waren wie die der Gegenwart, sind sie in ihrer Theilung nahezu unfähig, taktisch einheitlich zu handeln. Sie beherrschen nur das beschränkte eigene Kriegstheater und vermögen nicht ihre eigene Handlung mit einer sich außerhalb ihres nächsten Bereichs abspielenden in Zusammenhang zu bringen. Der König konnte dem Prinzen nicht sagen: Heute sieht es hier so und so aus, darum greife morgen Laudon an. So entsteht die im Dunkeln tappende Abhängigkeit zweier Heere von einander in der Entfernung von zehn Meilen, der sich Napoleonische Kriegführung niemals aussetzen mochte.

Er forderte Heereskonzentration vor der Entscheidung um aller Verhältnisse Herr zu bleiben. Moltke beherrschte diese bei der Operation in den weitesten Räumen und bis in die kleinsten Zeitdifferenzen. Wer solche Unterschiede in den Mitteln der Kriegführung verschiedener Zeitalter theoretisch nicht beachtet, kann dem Gegner nicht gewachsen bleiben, der sie praktisch nutzt.

Auf unseren weiteren Forschungswegen zur Ermittelung der Unterschiede wird nun am zweckmäßigsten dem kritischen Urtheil des bedeutendsten Gegners Friedrichs aus dem Jahre 1778 zu folgen sein. Laudon wie Friedrich waren an strategischem Wagemuth ihrer Zeit voraus, nur stand jener nicht wie dieser an oberster Stelle. Laudon erkannte zwar ganz richtig, daß seine kordonartige Aufstellung an der Iser einem unternehmenden Gegner nicht gewachsen sei, daß er sie gegen einen solchen in einer Schlacht verlieren müsse; zu ändern vermochte er aber dieses Verhältniß nicht, es war ihm aufgezwungen. Nun war freilich der Prinz Heinrich ein unternehmender Gegner nicht. Er, dem sein großer Bruder selbst hohes Lob gezollt, erscheint im Siebenjährigen Kriege wohl als eine wirksame Stütze auf einem Nebenkriegstheater, auf dem ohne Schlachtwagniß eine Entscheidung hingehalten werden konnte; die Entscheidungsthat selbst überließ er stets, zuweilen sogar unter beißender Mißbilligung seinen größeren Bruder. So behalf er sich jahrelang im Siebenjährigen Kriege ohne große Waffenerfolge mit künstlichen Manövern auf langgedehnten Linien und krönte sein Werk erst ganz zuletzt mit einer sieghaften Waffenthat.

Für das Jahr 1778 dürfte, nach Laudonscher Kritik, klar auf der Hand liegen, daß der Feldzug eine für Preußen erfolgreiche Wendung nahm, wenn zufällig die Brüder auf entgegengesetzten Flügeln kommandirten oder auch nur Prinz Heinrich und Laudon die Rollen tauschen konnten. Das Urtheil des einsichtigen Gegners selbst verbürgt diese Thatsache. Mit der Iser-Linie (Jitschin) fiel dann auch die Stellung von Dubenetz gerade wie im Jahre 1866.

Die Stellung an der Elbe einseitig anzugreifen wagte hingegen Friedrich nicht. Merkwürdig genug hat auch 1866 das zögernde Fortschreiten auf dem rechten Flügel mit seiner Diversion auf Münchengrätz ganz ähnliche Erscheinungen auf dem anderen hervorgebracht. Nur war jetzt die Krisis eine akute, wie im Geiste der Zeit und Moltkes begründet liegt, während sie damals eine chronische werden mußte. Jedenfalls war nach der Taktik jener Tage die Stellung an der Elbe bei Josephstadt eine viel zu starke, um sie einseitig angreifen zu können, und es war keineswegs allein die Altersschwäche, welche den großen König abhielt, die frontale Schlacht zu wagen. Wer auf den Abhängen der Elb-Ufer rechts

und links gestanden und mit eigenem Auge von allen Seiten das Gelände geprüft hat, muß einräumen, daß man es hier mit einer ungewöhnlich starken Stellung in der Front gegen Trautenau und Nachod zu thun hat, deren Stärke durch das Fronthinderniß (Elbe) ansehnlich erhöht wird. Solche Stellungen griff man mit damaligen Schlachtordnungen überhaupt nicht an, und schon darin erblickt Lacy dem großen König gegenüber einen den Feldzug entscheidenden Erfolg. Der Mann war bescheiden. Der veralteten Zeit, welche sich nur in Stellungen wohl fühlte und demgemäß auch zu ihnen noch Festungen baute, erschien es nach solchen Erfahrungen erforderlich, die Mauern von Josephstadt zu errichten, welche dann in unseren Tagen Krismanic zur Falle wurden.

Die noch heute fortbestehende Defensivstärke der oberen Elb-Linie trägt aber zur Rechtfertigung Benedeks wesentlich bei. Sein Defensiventschluß nach dieser Seite, seine Offensive nach der anderen, wo gegen die greifbar heranrückende Hauptgefahr kein Fronthinderniß mehr schützte, erscheint um so mehr gerechtfertigt, weil damit die einmal eingeschlagene Operationsrichtung großer Massen absatzlos beibehalten werden konnte. Es fehlte ihm mithin keineswegs am nöthigen Wagemuth und überlegenem Feldherrnblick. Nur an der richtigen Zeitberechnung mangelte es ihm, weil diese sehr entschuldbarer Weise noch den Erscheinungen der vorangegangenen Kriege unseres Jahrhunderts folgte (Friedjung, Bd. II, S. 194).

Ich kann den interessanten Vorgang aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen nicht verlassen, ohne der merkwürdigen Erscheinung zu gedenken, daß der kühne und allein strategisch wagemuthige Laudon aus der Krisis des Jahres 1778 nach Allerhöchstem Urtheil als der Schwachmüthige und Schwarzseher hervorgeht und erst der spätere Türkenkrieg seinen alten Ruf herstellt, die Gefahren aufdeckend, welche in der Bevorzugung von Kordonstellungen ruhen. Zu allen Zeiten sind alle wahrhaft bedeutenden Männer, welche selbständige Urtheile auszusprechen und festzuhalten sich nicht scheuen, in Kriegs- und Friedenszeiten solcher Verkennung besonders ausgesetzt gewesen.

Nach dieser Auseinandersetzung wage ich die Behauptung, daß Benedek zunächst bis zum 27. Juni abends logisch, charaktervoll, zielbewußt und als Feldherr klar nach den ihm geläufigen Grundsätzen gehandelt hat.

Ferner glaube ich aber auch nach wie vor, zwischen Benedekschen und Krismanicschen Operationszielen unterscheiden zu dürfen. Während der Feldzeugmeister eine kühne Offensive in bestimmter Richtung im Auge behält, haftet sein Berather ebenso andauernd an der Gestaltung der Erdschollen. Er ist ein Stellungsreiter des vorigen Jahrhunderts; das Vorbild seines Feldherrn ist hingegen Radetzky. Leider war Benedeks Sach-

kenntniß eine auf oberitalienische Kriegstheater-Erfahrungen eingeschränkte. Der Vergleich Benedeks mit dem alten Blücher, den Friedjung macht, paßt bei alledem nur halb. Benedek überragte diesen an Bildung bei Weitem, doch war ihm Blücher an Seelenschwung überlegen. Immerhin bedurfte Blücher eines Gneisenau, d. h. eines Mannes, der es z. B. in den Krisen des Jahres 1814 oder am Schluß der Schlacht von Ligny im Blücherschen Sinne auch ganz allein zu machen verstand. Mit dieser Charaktergestalt nun vergleiche man einen Mann wie Krismanic, welcher täglich mit gelehrter Doktrin den Schwung der Seele seines Feldherrn an den Boden zu drücken sucht. Unglücklicher konnte eine Zusammenstellung nicht sein, obgleich ich durchaus die Benedeksche Ansicht theile, daß der Feldherr allein die Verantwortung zu tragen hat. Friedrich, Napoleon, Moltke beweisen, daß die Operation dann unbedingt am vollkommensten bedient ist, wenn ihr Leiter sie allein beherrscht und seine Generalstabskräfte einsichtsvoll die richtige technische Detailarbeit durchführen. Das Verhältniß von Blücher zu Gneisenau war ein Nothbehelf, der in günstiger Seelengemeinschaft zu glänzenden Erfolgen führte — eine Verbindung von Benedek mit Krismanic mußte hingegen verhängnißvoll verlaufen. Schon unser nationalster Dichter hat uns gelehrt, daß Flügelroß und Stier nicht zusammen zu arbeiten vermögen, wobei ich bemerke, daß das gebrauchte Bild nur insoweit zutreffen soll, als es größte Gegensätze zusammenspannt.

Nach Friedjungscher Schilderung ist Benedek in den Tagen vom 26. Juni bis zur Aufgabe der Offensive gegen die Armee des Prinzen Friedrich Karl ein einfacher Jasager zu dem Wechsel in Auffassung und Anschauung, der sich bei Krismanic vollzieht. Er wolle mir verzeihen, wenn ich diesen Anschauungen, zumal nach Benedeks ganzer Vorgeschichte einer-, der aktenmäßig zu Tage liegenden Krismanicschen allgemeinen Kriegsanschauung andererseits, nicht folgen kann und vielmehr an eine Zweiseelen-Theorie glaube, welche sich in diesen kritischen Tagen geltend macht. Dabei trat der Entschlußwechsel zu Gunsten Krismanics dann erst ein, als ihn die Gegner aufzwangen, und damit war es auch für die Behauptung der Stellung bei Dubenetz bereits zu spät. Es wohnte ihr der Zauber keineswegs bei, den dieser ihr zugetraut hatte. Das geschah am 29. Juni.

Ich fasse nochmals zusammen:

Am 26. stand Benedek mit seinen Heerteten bei Josephstadt von denjenigen der Ersten und Zweiten preußischen Armee etwa gleich weit ab, nämlich zwei Tagemärsche, aber die der Ersten waren ihm bei alledem darum näher, weil kein Fronthinderniß davon trennte. Aus diesem Grunde schloß er der Zweiten die Gebirgspässe durch zwei Armeekorps und hielt an der Offensive gegen den Prinzen Friedrich Karl um so mehr fest, weil

dieſe ihn zur Vereinigung mit der auſtro-ſächſiſchen Heeresabtheilung führen mußte, die er anderenfalls gegen Uebermacht im Stiche ließ.

„Was aber war es nur" — um mich der Ausdrucksweiſe Friedjungs auf S. 34 ſeines II. Bandes zu bedienen — „das den Schritt des Oberfeldherrn der preußiſchen Erſten Armee hemmte und den zum Schlagen aufgehobenen Arm lähmte?" Die Antwort aus der Kriegsgeſchichte lautet ſehr einfach: Ganz Dasſelbe, was Benedek am 26. auch noch nicht weiter vorrücken ließ. Hier wie dort hatte man ſich, bis dahin gültiger Lehre folgend, in zu ſchmaler Operationsfront bewegt, übertriebenen Werth darauf gelegt, früh und ſtets konzentrirt zu ſein (Preußiſches Generalſtabswerk S. 159 und 197), und mußte nun hier wie dort ſich erſt wieder ausbreiten, um ſelbſt gegen einen ſchwächeren Feind eine nachhaltige Ueberlegenheit bei der Hand zu haben. Bei der Zweiten preußiſchen Armee ſtrebte man hingegen in getrennten Heerſäulen unaufhaltſam und ohne Aufmärſche vorwärts, und mindeſtens Steinmetz näherte ſich trotz des Kampfaufenthalts mit überraſchender Schnelligkeit.

Man wolle dabei zunächſt das Eine zugeben, daß Moltkes neue Operationsmanier, ſo lange als möglich in der Theilung der Kolonnen zu verharren, ſchneller iſt als die hier beiderſeits erwählte. Sie bedarf der Aufmarſchpauſen nicht, weil ſie kampfbereiter als die ſogenannte enger verſammelte bleibt und mit dem Nachbar in gleicher Höhe *mehr* rechnet als mit dem Hintermann. Sie ſchreitet erforderlichenfalls direkt aus Marſch in Kampf.

Wer aber von Benedek fordert, daß er eine Pauſe bei Prinz Friedrich Karl mit voller Sicherheit vorausſehen und gegen den Kronprinzen ausnutzen ſollte, der traut ihm Prophetengabe zu, und ſie wohnt dem größten Feldherrn bekanntlich nicht bei. Benedek hätte eine gleich willkürliche Vorausſetzung bei der Zweiten preußiſchen Armee machen können, da ſie aus Gebirgsengen zu defiliren hatte und damit erſt recht der Aufmarſchpauſen zu bedürfen ſchien. Dann aber blieb er wiederum mit ſeinem Plane die Erſte und Elb-Armee anzugreifen und ſich gegen die Zweite Armee zunächſt abwehrend zu verhalten, im Recht. Wer dann ferner glaubt, daß ein eng verſammeltes Heer von 200 000 Mann ſich wie eine Buſſole drehen und in einer neuen Richtung anſtandslos entfächern läßt, iſt nicht mehr ſachverſtändig Freilich war die Zweite preußiſche Armee am 28. Juni in ihren einzelnen Theilen getrennter als Tags zuvor, aber eben darum mit einem einzigen gewaltigen Streiche noch nicht zu erreichen, während ein vereinzelter Sieg über Steinmetz in der großen ſtrategiſchen Lage nicht endgültig entſchied, wohl aber von ihr ableitete. So alſo dürfte der Entſchluß des Feldzeugmeiſters entſtanden ſein, ſich für den 28. an ſeinem rechten Flügel defenſiv zu verhalten. Er berief

Gablenz zuerst nach Praußnitz—Kaile zur Deckung des Eipeler Passes und demnächst ganz zurück und stützte den geschlagenen Ramming, der erklärt hatte, am 28. keinen ernsten Widerstand leisten zu können, durch die Korps Erzherzog Leopold und Festetics vorwärts der Elbe. Daß hierbei der Defensivgedanke nicht in ganzer Folgerichtigkeit zum Ausdruck kam, sollte sich nachher in empfindlichster Weise bestrafen.

Es erübrigt in diesem Abschnitt noch die Ermittelung der Ursachen, warum die Offensive des Prinzen Friedrich Karl auf Jitschin überraschender Weise auch am 28. ausblieb.

Da die Iser-Armee nach dem Verlust der Uebergänge bei Turnau und Podol viel zu schwach war, um allein frontalen Widerstand zu leisten, da sie aber doch den Auftrag hatte, diesen Abschnitt zu behaupten, griff sie mit großem Geschick zu einer Flankenstellung unter vorläufiger Festhaltung der Uebergänge bei Münchengrätz. Die geniale Maßregel glückte über alles Erwarten, zog die nahezu dreifache feindliche Ueberlegenheit auf sich, brachte sie zum Stillstand und leitete sie so für einen neuen Tag von ihrem eigentlichen Operationsziele ab. Damit war diese Maßregel im Stande, das Schicksal des ganzen Feldzuges zu wenden, falls Benedek am 27. von Josephstadt her mit seinem Heere in die Bewegung nach Norden wieder eintrat, wie nach seinen Bestimmungen bei den Austro-Sachsen sicher vorausgesetzt werden mußte. Aber wenn er auch den Vormarsch erst am 28. mit aller Entschiedenheit wieder aufnahm, gelangte er doch noch zum erwünschten Ziele, vorausgesetzt nur, daß die Iser-Armee alsdann in südlicher statt in östlicher Richtung nachgab. Beim Ausbleiben solchen Auftrages blieb ihr freilich nichts Anderes übrig, als wiederum bei Jitschin vor die Front des Benedekschen Heeres zu treten. Anderenfalls war sie im Stande, auf Tagesmarschabstand den äußeren Flügel zu bewahren, und kam bei konzentrischem Zusammenwirken am 29. mit Benedek gleichzeitig zu offensivem Kampf. Indessen sind das Träume nach Moltkeschen Grundsätzen über rationelle Theilung der Arbeit in der Operation zum Zweck des Zusammenwirkens in der Schlacht. Ueberall stand ihrer Verwirklichung das damals tonangebende Prinzip der beständigen Konzentration vor dem Kampfe verhängnißvoll im Wege. Das Zusammenlaufen in Stellungen und Aufstellungen, die Zusammenpackung der dann unbeweglichen Massen lieferten der Moltkeschen Strategie hier wie später anderwärts die konzentrischen taktischen Ziele. Demgemäß mußten sich also hier die Austro-Sachsen opfernd um die Stellung bei Jitschin schlagen, obgleich schon feststand, daß Benedek sie dort nicht unterstützen werde.

Und damit berühre ich einen hochwichtigen Grund, warum die österreichischen Operationen niemals gelingen konnten. Die Verbindung der

Kommandobehörden in Befehlsgebung und Nachrichtenwesen war auf inneren Linien und kürzesten Strecken eine so mangelhafte und fast täglich versagende, daß sie mit der einheitlichen Leitung getrennter Heere von Berlin aus per Draht den Wettbewerb gar nicht aushielt. Friedjung liefert uns darüber an der Hand der Thatsachen geradezu abschreckende Beispiele. Nur eins von vielen sei hier herausgegriffen. Er berichtet auf S. 171 seines II. Bandes wörtlich über die Schlacht von Jitschin am 29.:

„Gerade als das Gefecht seinen Höhepunkt erreichte und die Preußen den Hauptsturm vorbereiteten, traf bei dem Kronprinzen, dem Befehlshaber der Verbündeten, eine Meldung von entscheidender Wichtigkeit ein. Ein österreichischer Offizier, Major Graf Sternberg, sprengte daher und überreichte ihm einen Befehl Benedeks. Es war der Brief, den der Kronprinz den ganzen Tag sehnsüchtig erwartet hatte. Er erhielt erst jetzt, 7½ Uhr abends, Antwort auf die folgenschwere Frage, ob die österreichische Hauptarmee bei Jitschin zu erscheinen gedenke oder nicht. Es ist schon erzählt: Dieser Brief war bereits früh am Vormittag ausgefertigt, aber in verdammenswerther Nachlässigkeit erst Nachmittags abgesandt worden. Er enthielt eine niederschlagende Botschaft: Seit dem Kriegsrathe am Morgen dieses Tages war nämlich die Offensive gegen Jitschin zu von Benedek aufgegeben*), und der Kronprinz erhielt den Befehl, unter Vermeidung jeden Gefechts vor Allem die Vereinigung mit der Hauptarmee im Auge zu behalten."

Das hat sich ereignet im Zeitalter der Telegraphie im eigenen Lande auf Tagesmarschabstand und bei Bestehen von Feldtelegraphen beim Heere! Es verwandelte einen ebenso glänzenden wie erfolgreichen Widerstand in eine gänzlich zwecklose Niederlage, bei welcher das Clam Gallassche Korps an den Rand völliger Auflösung gerieth und viele Tausende von Menschenleben unnütz hingerafft wurden. Wie schon erwähnt, steht das Beispiel keineswegs vereinzelt da, es wimmelt in diesen Tagen von Fällen ähnlicher Art, und damit scheint der Beweis erbracht, daß das Uebel tiefer lag. Friedjung macht den Feldherrn für dasselbe nicht verantwortlich, und zwar darum mit Recht nicht, weil Benedek bisher die Ausbildung des Heeres nur in Italien geleitet hatte. Will er aber gleichzeitig den Chef der Kriegskanzlei von der Verantwortung entbinden, so dürfte das doch zu weit gehen. Der Geist des inneren Verkehrswesens einer Armee im Kriege darf der Willkür subalterner Kräfte nicht anheimfallen. Er bedarf im Frieden einer systematischen Vorbildung in allen Graden und im Kriege einer eisernen Kontrolle, der schärfsten Disziplin, zumal an der

*) Die Erörterung über diese Entschlüsse findet der Leser im nächsten Kapitel.

Centralstelle, und unnachsichtlich härtester Strafen bei derartigen groben Vergehungen. Es klingt paradox, kann aber doch nicht unterdrückt werden, daß in Friedenszeit die Todesstrafe bei Vergehungen zur Anwendung gelangt, deren unheilvolle Wirkung sich im Entferntesten nicht so weit erstreckt als diejenige einer solchen Versäumniß im Kriege.

Die soeben erörterte Thatsache gehört dem Datum nach erst in den folgenden Abschnitt, der Sache nach aber in diesen, der alle Thatsachen sammelt, welche die Schwere der österreichischen Niederlage vorbereitend erklärbar machen sollen. Hinzu tritt ihnen noch der operative Ungehorsam bei den Theilführungen vom 27. Juni ab. Er steht im schärfsten Gegensatz zu dem hingebenden und denkenden Gehorsam der austro-sächsischen Heeresabtheilung, deren selbständige Leistungen in diesem Kapitel schon erledigt werden mußten. Es geschah dies auch, um den Beweis erschöpfend zu erbringen, daß Benedek die vom Wege abweichenden Entschlüsse der preußischen Ersten Armee am 28. Juni im Entferntesten nicht voraussehen und daher auch nicht mit ihnen rechnen konnte. Kannte er sie, wie Kuhn und mit ihm jeder andere Sterbliche mehrere Jahre später, so ergab sich freilich Zeit und Muße zu dem Versuch, zwar nicht den Kronprinzen, aber doch den am 28. vereinsamten Steinmetz zu schlagen.

Das Verfahren des Prinzen Friedrich Karl am 27. und 28. Juni zeigt eine typische Eigenthümlichkeit älterer Zeit, welche schwinden wird, je mehr Moltkesche Operationsmethode in Fleisch und Blut des Heeres übergeht. Der Feldzug 1870/71 erbringt daher davon auch schon die Probe. Bei feindlicher Begegnung war bisher die Umfassung nach äußerem Flügel sehr beliebt. Wo aber der Anschluß an nachbarliche Theilgrößen Zweck und Ziel einheitlich geleiteter Bewegungen ist, pflegt sie offenbar vom Zusammenwirken abzuleiten. Strategische Bewegungen Moltkescher Observanz verfolgen ihr Ziel mit der Geradeausbewegung und treten in den Kampf in der Regel am zweckmäßigsten mit dem Aufmarsch der Kräfte nach innerer Seite. Dieser führt zum taktischen Zusammenwirken mit dem Nachbar, während derjenige nach der äußeren die Frontbreite, welche ohnehin reichlich groß zu sein pflegt, übertrieben erweitert. Im vorliegenden Fall geschah die Umfassung nach außen schon inmitten der Operation und erzeugte die Krisis bei der Zweiten Armee. Sie rief die nachdrucksvollsten Eingriffe Moltkes hervor, wie sie in Friedjung wahrheitsgetreu und anschaulichst geschildert sind, weshalb auch ich sie hier anstandslos berühren darf. Irren ist im Kriege menschlicher noch als im Frieden, und die größten Feldhauptleute aller Zeiten haben nicht immer fehlerlos operirt.

Wird aber eine operative Bewegung auf ihrem eigenen äußeren Flügel bedroht, so bedarf sie, falls sie zum weiteren Fortschreiten mächtig genug bleibt, lediglich des Schutzes durch eine Reservestaffel. Im vorliegenden

Falle hätte hierzu die Elb-Armee wohl genügt; anderenfalls wird der bei Weitem schwächere Gegner zum Magnet, welcher von der Operation abzieht und auf ungewollte Bahnen verlockt.

Bei dem bisherigen Rückblick mußten manche kritischen Aeußerungen Friedjungs, welche er einstreut, um sozusagen wissenschaftlich bis in jede Spalte und Fuge der strategischen Handlung hineinzuleuchten, unerwähnt bleiben. Doch verdienen sie immerhin Beachtung, zuweilen selbst Widerlegung, damit sie das Urtheil der Menge über die Leistungen ihrer Feldherren nicht irreführen. Friedjung häuft das Material in seinem Triebe nach Unparteilichkeit. Darum mögen noch einzelne Citate aus dem II. Bande folgen. Sie lassen sich jetzt um so wirksamer kurz besprechen, nachdem das Vorangeschickte die operativen Ursachen und Wirkungen bis zum 27. Juni in ihrem Zusammenhange aufgebaut hat.

Auf S. 15 steht: „Wenn er (Benedek) Josephstadt rechtzeitig erreichte, bevor der Kronprinz durch die Engen des Bergpasses hindurchgezogen war, so konnte er diese eine Hälfte des preußischen Gesammtheeres mit der vereinigten österreichischen Heeresmacht anfallen und wieder in die Pässe zurücktreiben."

Der Gedanke bedarf, um wissenschaftlich klar zu sein, des Zusatzes: Falls die andere Hälfte noch nicht nahe genug heran war, um seinen Rücken zu bedrohen. Damit erst wird der Begriff der Rechtzeitigkeit, den Friedjung bei Niederschreiben des Satzes wohl im Sinne hatte, über jeden Zweifel erhoben. Auch spricht der Verfasser in einem Satz vom Bergpaß und von den Pässen, um die es sich handelt. Der Plural entspricht den Thatsachen, der Singular stellt sie auf den Kopf, denn er hatte die Konzentration vor der Gebirgsüberschreitung zur Voraussetzung, während sie in Wahrheit erst nach derselben, also auf böhmischer Seite, zu geschehen hatte. Die gleichzeitige Benutzung von vier Anmarschlinien beanspruchte nur einen Tag, während dieselbe auf einer Linie deren vier gefordert hätte. In der Theilung des Anmarsches nach Straßen beruht die größere Einheit der Handlung. Diese Thatsache pflegt stets da verschwiegen zu werden, wo der Versuch auftritt, die Moltkesche Operationsweise herabzusetzen. Nur mit solcher Theilung konnte es gelingen, rechtzeitig und zum Handeln geeint durch die Pässe zu kommen.

S. 19: „Was hinderte doch Benedek, sich schon auf den Wahlstätten an der Nordgrenze Böhmens mit dem eindringenden Feinde zu messen? Hatte man den Bergrand des böhmischen Thalkessels nicht stets eine natürliche Festung genannt? Weshalb wurde der Paß von Gabel nicht gegen die Elb-Armee vertheidigt, wenn man nicht schon die bequemen Straßen verlegte, welche von der Ersten preußischen Armee benutzt wurden? Dumpfes Unbehagen machte sich in Oesterreich geltend."

Freilich beantworten sich diese Fragen indirekt bei Friedjung durch die Abhandlung, die ihnen folgt. Doch sind sie von einem solchen Schwergewicht, daß der kriegsgeschichtliche Leser sich über dieselben klipp und klar werden muß, um Recht von Unrecht unterscheiden zu lernen. Und das geschieht am einfachsten, wenn er sich die bereits erörterte Thatsache vergegenwärtigt, daß sich das österreichische Heer in Mähren versammeln mußte, wenn es sich nicht in unfertigem Zustande der Ueberrumpelung durch einen bei Weitem rascher kriegsfertigen Gegner aussetzen wollte. Es wäre seitens Clam Gallas der gröbste aller Fehler gewesen, seine relativ geringen Kräfte zur Verrammelung verschiedener Pässe zu verzetteln, während das österreichische Heer bei Olmütz stand. Bekanntlich kann es schon im Stockwerk eines Hauses nicht gelingen, alle Mauselöcher zu schließen. Die Eindringlinge finden deren immer noch eins, das ihnen den Zugang öffnet, und der Kammerjäger muß schon zu anderen Mitteln greifen. In Fällen vorliegender Art besteht ein solches darin, sich in entsprechender Versammlung vor eine Summe von Zugängen zu stellen, um mit überlegener Kraft über den Eindringling da herzufallen, wo er heraustritt, oder ihn in einer Aufstellung abzuwehren. Zu letzterem Verfahren bot unter Anderem der Iser-Abschnitt das geeignete Mittel und ward dazu auch richtig ins Auge gefaßt.

Daß dabei anders zu verfahren ist, so lange der entsprechende Heertheil isolirt auf seine eigene Kraft gestellt ist, anders, wenn sich ihm die erforderliche Stütze bereits erheblich genähert hat, liegt auf der Hand, und darum ist das Schreiben Benedeks vom 12. Juni an Clam Gallas, das Friedjung auf derselben Seite erbringt, im hohen Grade sachkundig. Bei den langsamen Fortschritten in der eigenen Kriegsfertigkeit mußte er anfänglich auch darauf gefaßt sein, Böhmen vollständig räumen zu müssen. Friedjung meint auf S. 20, daß später, also etwa zum 20. Juni, als „die Heerführer die Massen in Bewegung sahen, im österreichischen Hauptquartier muthigere Entschlüsse Raum gewannen." Mit Verzagtheit haben die ersten Aeußerungen ebenso wenig zu thun wie die späteren mit größerem Muth. Wir begegnen hier derselben Erscheinung, die früher bei den Urtheilen über Moltke hervortrat. Der Verfasser würdigt nicht ausreichend den Wechsel der Kriegslagen, denn diese fordern die wechselnden Entschlüsse. Der Gedanke gelangt denn auch auf S. 22 zu einem gewissen Durchbruch:

„Demnach war die Aufgabe, welche dem Kronprinzen (von Sachsen) und Clam Gallas zugemessen war, eine der schwierigsten, die im Kriege zu lösen sind. Ihre 60 000 Mann hatten 140 000 Mann nicht eigentlich auf-, aber doch hinzuhalten. Ließen sie sich auf einen ernstlichen Nahkampf ein, so war die Vernichtung ihres Heeres gewiß."

Die Unterscheidung zwischen Auf- und Hinhalten ist fast zu fein, dagegen wächst das Maß möglichen Widerstandes mit der Verringerung des Abstandes vom Hauptheer. Ein Heertheil, welcher sich auf Abstand einiger Tagemärsche aufgenommen weiß, kann zäheren Widerstand leisten, als Xenophon oder Moreau bei ihren langen Rückzügen vermochten.

S. 36 sagt Friedjung zur Lage des 26.: „Trefflich war es Krismanic gelungen, sein Heer fast in die Mitte zwischen die beiden preußischen Heere zu führen. Aber jetzt mußte jeder Augenblick benutzt werden, um entweder nach der einen oder anderen Seite entscheidendere Stöße zu unternehmen. Krismanic zog es aber vor, den systematischen Aufmarsch der Armee zu bewirken. Die Spannung der Lage war auch den nicht militärischen Zuschauern in ganz Europa klar. Athemlos erwartete man in Oesterreich, daß Benedek, dem man das Höchste zutraute, mit unaufhaltsamem Ungestüm die getrennt marschirenden feindlichen Korps zum Lande hinaustreibe."

Dieser Satz beweist, wie selbst Friedjung bei all seinem reichen Wissen mit zu den nicht militärischen Zuschauern Europas zu zählen ist. Es fehlt hier wie bei der großen Majorität der Zuschauer und Forscher an dem Verständniß, welches große Uebergewicht bereits zu diesem Zeitpunkt in der Trennung der feindlichen Heere und Korps gegenüber der engen Versammlung in einer Heersäule bestand. Ich wage zu hoffen, daß durch meine vorangeschickte Auseinandersetzung eine richtigere Auffassung angebahnt wird. Diese zu befestigen, wolle man mir gestatten, im Anschluß an obiges Citat hier noch einige erläuternde Worte hinzuzuthun.

Wer Napoleonische Operationsweise (Versammlung der Kraft vor der Entscheidung) vertritt, wird auch ihre nothwendige Folge — den Heeresaufmarsch mit in den Kauf nehmen müssen. Wir sehen bei diesem großen Feldherrn diesen Akt dem Entscheidungskampfe stets vorangehen und auch im vorliegenden Falle war er schwer vermeidlich. Wir wissen durch das Vorangeschickte, daß die Tete Benedeks am 26. Juni, bei ihrem Eintreffen bei Josephstadt, etwa zwei Tagemärsche von denjenigen des Gegners entfernt war, welche sie in einem großen Halbkreise umgaben, während seine eigene Marschtiefe damals drei Tagemärsche betrug. Wollte er mithin in gleicher Marschversammlung nach irgend einer der Richtungen am 27. seine Bewegung fortsetzen, so traf seine Tete dort auf den Feind, während gleichzeitig aus allen anderen Richtungen jenes Halbkreises ihm die Gegner auf Tagemarschentfernung näherzutreten vermochten. Daß eine solche Lage zum Aufmarsch zwingt, wenn man nicht Kehrt machen will, dürfte einleuchten. Die Gefechtsbereitschaft ist beim Gegner schon eine größere, da er Alles nebeneinander in vorderer Linie hat, während Benedek seine Kräfte in drei Tagemarschtiefen nachschleppt. Aus dieser

gefährlichen Lage soll das Aufmarschverfahren die Abhülfe schaffen; wie es bei alledem noch zu vermeiden war, soll später untersucht werden. Zunächst sei festgestellt, daß es die Folge des übertrieben versammelten Anmarsches ist, und mit diesem Gedanken glaube ich am zweckmäßigsten den nun folgenden Abschnitt zu betreten.

---

b. Die Fortentwickelung vom 27. Juni ab.

Mit wahrhaft dramatischer Kunst entwickelt Friedjung die Stimmung 28. Juni
in den Hauptquartieren der beiderseitigen Heere am Morgen des 28. Juni, der die eigentliche Krisis des Feldzuges bildet. Diese Schilderung erscheint lebenswahr und ist daher von hohem Werth. So mußten überall die Eindrücke sein, welche die Lage hervorrief, wobei gleichzeitig die Charakterköpfe der Handelnden plastisch hervortreten. Am meisten interessirt dabei den Fachmann die Entsagung Benedeks gegenüber der handgreiflich vor ihm liegenden Möglichkeit siegreichen Entscheidungskampfes gegen Steinmetz. Dieser wiederum fesselt mächtig die Phantasie durch die Entschlossenheit, mit welcher er auch gegen Uebermacht an der ihm auferlegten Offensive festhält. Endlich wirkt die Sorge des Oberkommandos der Zweiten Armee bei Kosteletz darum so mächtig auf uns ein, weil ihm jedes weitere Mittel fehlt, die sich rechts und links von ihm vollziehenden Kämpfe noch in irgend einer Weise zu beeinflussen. Es muß die Waffenentscheidung abwarten, bevor es mit weiteren Entschlüssen eingreifen kann. Auch die Seelenstimmungen, welche im Defilee von Eipel beim preußischen Gardekorps obwalteten, versucht Friedjung anzudeuten, wenn auch mit minderem Glück. Seine Darstellung der Sachlage dürfte überhaupt auf den Seiten 106 –108 des II. Bandes kriegsgeschichtlich unhaltbar sein. Da ich aber in vorangegangenem Kapitel die strategische Gesammtlage im Ganzen sicher stellte, verzichte ich hier auf einzelne Widerlegungen, wie z. B. auf die Bedeutung des Reiterkampfes bei Cervena Hora und seinen Verlauf. Der Vorfall ist für die strategische Gesammtentwickelung nebensächlich. Mit diesem Flügel aber möchte ich die strategische Analyse eröffnen, die ich für diesen verhängnißreichen Tag ganz besonders wichtig erachte.

Bei Eipel würdigt auch der Verfasser die große Länge eines Armeekorps auf einer Marschlinie und bezeichnet sie auf S. 107 mit Recht als eine Schwierigkeit für die Gefechtsentwickelung gegen einen vor dem Defilee bereits aufmarschirten Gegner. Dem ist sicher zuzustimmen, nur enthüllt diese Bemerkung gleichzeitig die Wahrheit, daß Armeen zum Uebergange über ein Gebirge einer Summe von Defileen durchaus bedürfen. Sie rechtfertigt mithin unwillkürlich die Anordnung getrennter Märsche für die

Zweite preußische Armee, die früher als ein Mangel angesehen wurde. Nur weil die Hülfe der 1. Garde-Infanterie-Division von Bonin am 27. verschmäht worden war, mußte die 2. am 28. in die Gebirgsenge von Eipel zurück. Bei Kosteletz hatte diese letztere ihr eigenes Defilee bereits hinter sich, und das erfolgreiche Reitergefecht bei Cervena Hora trug sich bereits hart vor ihrer Lagerung auf einer böhmischen Ebene, mit der Front nach Nachod, zu. Kosteletz steckt nicht mehr in der Bergzone.

Durch die am 27. begangenen Fehler war die Lage des Gardekorps freilich „ungemüthlicher" geworden, wie Friedjung sich ausdrückt. Dennoch bedurfte die 1. Garde-Infanterie-Division zu ihrer siegreichen Entwickelung über Raatsch auf Burkersdorf der Unterstützung durch die 2. überraschender Weise gar nicht. Die erstere errang ihren großen Erfolg ganz allein, und die andere hatte nur spärliche Nachlese. Wenn man die Dinge im Kriege so voraus wissen könnte, wie man sie später am Schreibtisch übersieht, so hätte die Unterstützung dieser Division dem General v. Steinmetz gar nicht zu fehlen brauchen. Doch gehörten hierzu die Gablenzschen Fehler, die jetzt auch ins Auge zu fassen sind.

Dieser bedeutendste österreichische Unterführer war am 27. bei aller umsichtigen Entschlossenheit nur durch eine wunderbare Verkettung von Glücksumständen einer Niederlage entgangen. Friedjungs Schilderung erwähnt, wie hart sein Korps mitgenommen worden, wie verhältnißmäßig verlustlos ihm sein Gegner das Feld geräumt hatte. Man braucht sich hier nur die angebotene Unterstützung der 1. Garde-Infanterie-Division ausgeführt zu denken, um sich die unvermeidlichen Folgen klar zu machen. Trotz jener Ablehnung verblieb am 27. Juni das Bild eines Heertheils auf innerer Seite zu zwei Gegnern, von denen nur der eine erfolgreich abgefertigt worden war. Es galt zum 28. diejenigen Maßregeln zu ergreifen, welche den zweiten gleichfalls abthaten, und hierzu bedurfte es einer Veränderung der Front nach Osten, unter ihrer kurzen Verschiebung nach Süden. Der Fall liefert ein gutes Beispiel vom Vortheil der inneren Seite zu zwei Gegnern; seine wirksame Ausnutzung versagte aber vollkommen. Zu ihr gehörte eine nicht nachlassende Thätigkeit.

Friedjung belehrt uns, daß die österreichische Kundschafterthätigkeit die preußische in hohem Grade überragte (Bd. I, S. 457). Unsere Gegner kannten alle Bewegungen der Preußen von Hause aus, diese hingegen nur die eine Thatsache, daß das österreichische Heer sich bei Olmütz versammele. Aber diese Kenntniß genügte zur Handhabung einer überlegenen Operation.

Im vorliegenden Falle wußte demgemäß auch das österreichische Korps in seiner Lagerung bei Trautenau und auf den umliegenden Höhen genau, daß auch durch den Eipeler Paß eine feindliche Kolonne nahe, wonach der

Blick auf die Karte lehrt, daß schon der Beibehalt dieser Lagerung bis zum 28. das Korps im hohen Grade gefährdete. Es war in seinen Verbindungen ernst bedroht. Ganz ebenso sah auch das österreichische Hauptquartier die Lage an, als es die Weisung schickte, bis nach Deutsch-Praußnitz zurückzugehen, um von dort aus dem feindlichen Anmarsch entgegenzutreten. So aber gelangte Gablenz in seine, beim feindlichen Angriff zunächst erfaßte Aufstellung bei Burkersdorf—Neu-Rognitz zu spät. Er wurde in einem Flankenmarsch zu ihrer Einnahme durch den Furor der Avantgarde der 1. Garde-Infanterie-Division überrascht.

Bei rechtzeitigem Wechsel der Lage wäre sonst von dort aus der wuchtige Angriff aus bereits gebildeter Front auf die Entwickelung des Gegners über Staudenz auf Raatsch im hohen Grade erfolgverheißend gewesen. Unter sicherer Voraussetzung solcher Maßregeln entstand die schon berührte „Ungemüthlichkeit" der preußischen Lage. Aus ihr befreite der zielbewußte energische Entschluß des Generalkommandos des Gardekorps zur Entwickelung nach vorwärts in der einfachsten Richtung geradeaus, mit dem souveränen Willen sich Luft zu schaffen, koste es was es wolle.

Auch eine Kritik, welche den Einblick hinter die Kulissen, der sich ihr erst nachträglich erschließt, durchaus unberücksichtigt läßt, muß zu der Meinung gelangen, daß sich Gablenz operativ seiner Lage nicht gewachsen zeigte. Gerade falls er seine Truppen tief erschüttert wußte, durfte er nach erfolgreicher Durchführung des Kampfes vom 27. so nicht stehen bleiben und sich völliger Nachtruhe hingeben. Hervorgehoben zu werden verdient daher, daß das Hauptquartier die Sachlage selbst aus der Ferne richtiger erkannte, nur mußte sein demgemäß erlassener Befehl zu spät kommen.

Ich berühre hier in einem ersten praktischen Fall die Art der Befehlsgebung, die ich rein theoretisch schon im vorangegangenen Kapitel erörtert habe. Die Verbindung der Kommandobehörden, die richtige Mischung von Selbständigkeit und Gehorsam, die vorhanden sein müssen, um auf erweiterten Fronten große Zwecke einheitlich durchzuführen, erwiesen sich hier schon als unzulänglich. Der Unterschied war in diesen Dingen in beiden Heeren allerdings ein großer, aber doch nicht ganz von der Beschaffenheit, wie ihn Friedjung in seinem II. Bande auf den Seiten 16, 29, 35 festzustellen sucht. Es wird darüber am Schluß und nach allen dann gesammelten Erfahrungen im Zusammenhange zu verhandeln sein, dabei wird sich auch zeigen, daß der Gablenz zuerst ertheilte Auftrag in seiner Form nicht ganz einwandfrei ist. Hier aber müssen wir davon ausgehen, daß Gablenz nach seiner Gesammtlage ohne Weiteres die Verpflichtung hatte, beide Pässe zu decken, wozu er die Mittel selbst wählen mußte. Die Anweisung des Hauptquartiers, am 28. früh nach Deutsch-

Praußnitz zu marschiren, ist aber immerhin sachkundiger wie das Verharren des siegreichen Korps bei Trautenau; doch blieb auch sie darum unzulänglich, weil nur der Anwesende ermessen kann, ob gerade dies der richtige Platz zur richtigen Stunde sein werde. Die Verantwortung dafür kann ihm kein Hauptquartier abnehmen. „Ein Befehl soll Alles das, aber auch nur das enthalten, was der Führer nicht selbständig bestimmen kann."

Ob nun bei der Lage am Morgen des 28. bei Deutsch-Praußnitz zwei Bataillone standen oder nicht, wessen Schuld es war, daß sie dort fehlten ꝛc. ist eine durchaus unwichtige Nebensache, denn nur eine rechtzeitige überlegene Offensive auf die preußische Entwickelung aus dem Defilee von Eipel gegen Raatsch hätte den Erfolg schaffen können. Dem bei Burkersdorf geschlagenen 10. österreichischen Korps nützten diese Bataillone so wenig wie dem in seiner Offensive erfolgreichen. Wir haben es mithin hier mit einem jener Sündenböcke zu thun, auf welche man so häufig die Vorwürfe bei einer Niederlage abzuschieben liebt. Nur auf die Art der Befehlsertheilung, auf die Verbindung der Kommandobehörden bei der Truppenführung wirft auch dieser nebensächliche Vorfall wieder sein Schlaglicht. Der Befehls- und Nachrichtenapparat hat auch hier sichtlich versagt.

Noch eine Erscheinung ist zu buchen, welche bei Durchsicht der Friedjungschen Betrachtungen im hohen Grade auffallen muß. Bekanntlich macht er die einseitige Anwendung der Stoßtaktik, die angeblich aus den Erfahrungen des Feldzuges 1859 herzuleiten war, der österreichischen Armee zum Vorwurf. Daß ein Defilee in der Mehrzahl der Fälle am wirksamsten gesperrt wird, wenn man sich mit entsprechendem Abstand dahinter stellt, um über die feindliche Entwickelung herzufallen, sobald sie gerade genug der Kräfte herausgebracht, lehrte schon Blüchers Verhalten an der Katzbach, und die Kriegsgeschichte überhaupt auf vielen ihrer Blätter. Hier aber gerade im entscheidenden Fall soll dem Feldmarschall-Leutnant die Stoßtaktik versagt haben, weil die Wirkung des Zündnadelgewehrs am vorangegangenen Tage bei dieser, wenn auch erfolgreichen Verrichtung eine zu große gewesen sei.

Bedünken will mich doch, daß hier auf die Taktik überhaupt, so wie auf diejenige des Stoßes im Besonderen, bezw. auf die Wirkungen des Zündnadelgewehrs zu viel der Gründe für das Kampfverhalten abgeschoben sind, während für dasselbe ganz vorzugsweise die operative Thätigkeit des Führers verantwortlich bleibt. Der volle Stoß der preußischen ersten Garde-Infanterie-Division überraschte unter rücksichtslosester Ausnutzung des reinen Begegnungsverfahrens das 10. österreichische Korps in einem für seine Verhältnisse zu spät eingeleiteten Abmarsch, diesen rechtwinklig treffend. Gegen die gewaltige elementare Stoßkraft der preußischen ersten

Garde-Infanterie-Division kam wohl der gegnerische Aufmarsch, aber ein Offensivverfahren nicht mehr zu Stande. Damit erklärt sich der Führungsverlauf am einfachsten, ohne daß die Thatenlust des Feldmarschall-Leutnants und seiner Heldenschaar moralische Einbuße erleidet. Es ist für die Belehrung besser, diese Thatsache einfach hinzunehmen, statt sie mit einer Summe von Scheingründen zu verdunkeln.

Daß ein Tags zuvor geschlagenes Korps wie das Rammingsche bei Nachod die Offensivkraft verloren hatte, läßt sich verstehen. Die Kriegsgeschichte lehrt dergleichen auf allen ihren Blättern, und der Fall Blüchers zwischen Ligny und Waterloo steht vereinzelt da. Von einem in seiner Offensive sieg- und erfolgreichen Korps, selbst wenn es namhafte Verluste erlitten, wird man Aehnliches schwerlich sagen dürfen, ohne einen Vorwurf auf den Geist der Truppen zu schleudern. Das hieße kritisch den Teufel mit Beelzebub vertreiben.

Aber auch eine weitere Erscheinung ist noch anzuführen, um diese Behauptung zu widerlegen; sie besteht in der Verwendung der Brigade Grivicic. Ihre Lage am 28. morgens ist direkt aus den letzten Kampfentschlüssen des 10. Armeekorps am 27. herzuleiten, welche diese Brigade am weitesten nach Osten geführt hatten. So ward sie beim Angriff der ersten Garde-Infanterie-Division zur linken Flügelstaffel, denn sonst gehörte eine solche Maßregel ganz offenbar auf den rechten Flügel, z. B. von Praußnitz—Kaile her. . Bei der erfolgten Ueberraschung vermochte die unglückliche Brigade nur noch zum Erfolg zu verhelfen, falls man frontal widerstand; gelang dies nicht, so war sie rettungslos verloren. Gegen eine erfolgreiche Uebermacht waren ihr alle Rückwege abgeschnitten, und dieser Fall trat ein.

Der ganze kriegsgeschichtliche Vorgang liefert dem Studium ein schönes Beispiel für das Verhalten gegen Gebirgsdefileen, wenn deren mehrere zu sperren sind. Als allgemein gültige Regel dürfte dabei aufzustellen sein, daß man sein Bestreben darauf zu richten hat, zunächst den einen Ausgang mit geringen Kräften zu schließen, während man vor dem anderen den Feind beim Heraustritt zu schlagen sucht. Wie man auf diese Weise zwischen beiden die Arbeit theilt, muß die strategische Lage oder der örtlich-taktische Bedarf entscheiden. Am 27. Juni genügten zum Verschließen des einen Ausgangs in der That einige Bataillone bei Staudenz—Raatsch, nicht etwa bei Praußnitz—Kaile. Dort hat die Straße von Eipel her längst ihren Paßcharakter verloren, was Friedjung in wiederholten Redewendungen übersieht. Die Landschaft ist bereits großen Entwickelungen durchaus günstig, sie können von schwachen Kräften nicht mehr aufgehalten werden. Gedacht hat auch Gablenz ungefähr so an diesem Tage, das beweist sein Ansuchen beim Hauptquartier, ihm einige

Bataillone nach Praußnitz zu stellen. Da sie ausblieben, setzte er nichtsdestoweniger mit Recht sein ganzes Korps bei Trautenau ein, weil sich die Verhältnisse dort so ernst für ihn gestalteten, daß er auch den letzten Mann zum Erfolge gebrauchte und Eipel zu dieser Zeit vom Feinde noch frei war.

Am 28. aber genügten keineswegs ein paar detachirte Bataillone in Staudenz, wenn das Korps selbst nicht rechtzeitig dort eintraf. Das ganze Korps mußte nach Abschluß erfolgreichen Kampfes, und sobald dessen durchschlagende Ergebnisse erkannt waren, den Platz wechseln, so etwa wie Napoleon nach Ligny vor Waterloo zog, statt den geschlagenen Blücher zu verfolgen. Gablenz konnte dies mit bei Weitem größerem Recht, da Bonin in einem meilentiefen Defilee verschwand, das österreichischerseits nach der Gesammtlage der Operation nicht zu betreten war. Unter solchen Umständen war an seine Rückkehr am 28. morgens gar nicht zu denken. Die leichteste Besetzung Trautenaus unter Zuhülfenahme berittener Beobachtung in die Paßtiefe hinein genügte allem Bedürfniß, und dieser Gesichtspunkt hätte zum alsbaldigen Aufbruch der Gesammtkraft in der Richtung auf Staudenz—Burkersdorf führen müssen.

In diesen Umständen suche ich die natürliche Ursache für die Niederlage eines Korps, dessen hingebende Tapferkeit sich eben noch über jeden Zweifel erhaben gezeigt hatte. Die strategisch taktische Ueberlegenheit der 1. Garde-Infanterie-Division war im gegebenen Augenblick eine überwältigende. Man wolle sie doch ja nicht vorzugsweise auf die Wirkung des Zündnadelgewehrs abschieben, darin bekundet sich eine Ueberschätzung des an sich zweifellos bestehenden hohen Waffenwerths.*)

Bei der taktischen Lage, in welche Gablenz sein Korps gebracht, ward es verhältnißmäßig leicht durch eine feindliche Division übergerannt, und

*) Bei diesem Anlaß kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß meine Aeußerungen in den taktischen und strategischen Grundsätzen der Gegenwart über die Feuerüberlegenheit, welche der Hinterlader gegen den frontalen Angriff über offene Flächen schafft, mir vielseitigen Widerspruch zugezogen haben. Unter voller Aufrechterhaltung der dabei hingestellten Berechnung über die Treffleistungen eines gedeckten oder gar eingegrabenen Vertheidigers, weise ich hier ausdrücklich darauf hin, daß dieselbe stets nur auf Gefechtslagen bezogen ward (Point du jour—St. Privat), welche die Mitwirkung aller weiteren taktischen Faktoren ausschloß. Wo Letztere entscheidend mitsprechen, waltet die Führungskunst und ihre Mittel, überragen die der reinen Feuertechnik. Der Burenkrieg vom Modder und Tugela ab bis zum Untergange Cronjes einschließlich, dürfte neuerdings solche Lehranschauungen ganz unwiderlegbar machen. Ein amerikanischer Militärattachee liefert aus diesem Kriege folgenden Erfahrungssatz an alleroberster Stelle: „Frontangriffe sind nur noch erfolgreich, wenn sie durch Flankenangriffe unterstützt werden".

Mein Leserkreis wolle ermessen, über welche Grenzen hier die von mir vertretene Lehranschauung erweitert ist.

die Brigade Grivicic war bereits abgeschnitten, als das II. Bataillon des preußischen Kaiser Franz-Regiments auf dieselbe stieß. Nach kurzem Anfangserfolg gegen das zunächst vereinzelte Bataillon wandelte sich der Kampf der Brigade Grivicic bald in die gewaltsamen Zuckungen eines Sterbenden, und der 2. Garde-Infanterie-Division fiel es dann zu, in stundenlangem Kesseltreiben durch die Wälder bis über Trautenau hinaus nur Trümmer einer Truppe aufzulesen, welche vor noch nicht 24 Stunden in siegreichem Kampfe so hohen Ruhm erworben hatte.

Von den erörterten Thatsachen aus erübrigt ein erster Blick auf die strategische Gesammtlage, welche durch dieselben entstanden war. Ein zweiter wird ihn dann von Skalitz aus ergänzen. Die Worte Friedjungs auf S. 114 leiten die Betrachtung am zweckmäßigsten ein:

„So war den Preußen an diesem ereignißreichen 28. Juni das Schwerste gelungen; sie standen auf böhmischem Boden vor den Pässen, die sie sich hart erstritten hatten."

Aus dem vorangeschickten Kapitel ist uns bereits bekannt, daß bei diesem erstrittenen Erfolge auch preußischerseits keineswegs Alles so programmgemäß und fehlerfrei verlief, wie es vorbedacht war. Anderenfalls hätten, unter Eingriff der beiden Garde-Infanterie-Divisionen auf den bezüglichen Flügeln, Bonin bei Trautenau, Steinmetz bei Nachod, schon am 27. über die beiden tüchtigsten Korpsführer der österreichischen Heeresmacht durchschlagend gesiegt. An diesem alsdann unvermeidlichen Resultat trug die österreichische Heeresleitung Schuld, darüber darf kein Zweifel gelassen werden. Die Paßsperre durch zwei dazu detachirte Armeekorps hatte sich als ungenügend erwiesen. Diese übertrieben starken und doch ohne taktischen Rückhalt verbleibenden Detachirungen waren die unmittelbare Folge eines zu eng versammelten Anmarsches, der sich den beiden getrennten Gegnern bereits zu sehr genähert hatte, um noch den einen mit seiner Versammlung abthun zu können, ohne daß der andere entscheidend mitgesprochen hätte. Dieses Verhältniß zwingt zur Theilung auch der eigenen Kraft nach excentrischen Richtungen, die immer im Nachtheil sind und gegen alle ursprüngliche Absicht zu Einzelkämpfen bezw. Theilniederlagen führen.

Im vorigen Kapitel (S. 34) hatte mir diese Lösung der Schwierigkeit immer noch besser gefallen als die Kuhnsche, welche sich bekanntlich mit aller Kraft gegen den preußischen Kronprinzen wenden wollte. Die Wiederholung der Gründe, welche ich dazu beibrachte, erlasse man mir hier. Es geht aus denselben hervor, daß ich das Benedeksche Mittel für ausführbar hielt, das Kuhnsche nicht. Die Erfahrung ist aber eine große Lehrmeisterin. Immer noch in dem Ideengange Benedeks verbleibend, der sich zur Fortsetzung seiner Offensive befähigt glaubt, muß sich mir

nun die Frage aufwerfen, ob es nicht zweckmäßiger war, die Zweite preußische Armee überhaupt durch die Pässe zu lassen und ihr erst an der Elb-Stellung bei Josephstadt—Königinhof den Riegel vorzuschieben? Hier konnte man hoffen, in einer nach Krismanicscher Landesbeschreibungskarte und der vorerörterten geschichtlichen Ueberlieferung hervorragend starken, auch noch zu befestigenden Stellung, mit zwei Korps gegen vier so lange wirksamen Widerstand zu leisten, bis man in rascher Offensive in der Richtung auf Jitschin den anderen Gegner durch Ueberlegenheit schlug. Ein Ausweichen desselben war gar nicht zu erwarten, da er seinerseits damit den Zusammenhang mit der Zweiten Armee und den ganzen preußischen Operationsgedanken preisgab.

Bei solchem Verfahren konnte die Zweite preußische Armee schon am 28. vor Josephstadt und Königinhof stehen und den Angriff am 29. beginnen. An dem gleichen Tage spätestens mußte aber auch der Entscheidungsschlag bei Jitschin erfolgen. Da wir den Feldzug zu unserer strategischen Belehrung durchforschen, stelle ich den Gedanken meinen Lesern zur Prüfung. Er gefällt mir offen gestanden wesentlich besser als der Benedeksche mit seinen Paßdetachirungen. Er erschöpft die Kräfte nicht in Einzelaufträgen und behält sie ungeschwächt zu einheitlichem Handeln zusammen.

Ich vertrete hiermit die Meinung Willisens, die uns auch Friedjung in einer Anmerkung auf S. 41 liefert. Die so erlangte Armfreiheit nach links mußte dann freilich anders gebraucht werden, als nach der österreichischen Operationsmanier zu erwarten stand. Nach Raum und Zeit war dieses Verfahren vom 26. ab das einzige Mittel, mit dem noch Erfolge auf inneren Linien erzielt werden konnten, falls man den Offensivgedanken beibehielt. Es ruft einen starken Geländeabschnitt zur Beihülfe auf und zeigt den Werth einer *richtigen* Verwendung der Landesbeschreibungskarte.

Meine fernere Betrachtung kann sich dem am 28. thatsächlich eingenommenen Standpunkt des österreichischen Hauptquartiers nicht eher mit vollem Erfolge annähern, bevor nicht auch die Steinmetzsche Lage einer eingehenden Prüfung unterzogen ist. Die logische Fortentwickelung meiner Anschauungen zwingt jetzt in die Richtung über Kosteletz nach Skalitz. Auf erster Station treffen wir das Oberkommando der preußischen Zweiten Armee. Die Seelenstimmung dort schildert uns Friedjung dramatisch so packend, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wollte ich dem Gesagten noch irgend etwas aus meiner schwächeren Feder hinzuthun. Ich will lediglich an den Gedanken anknüpfen, welchen ich einleitend in diesem Kapitel voranschickte, daß dieses Hauptquartier jetzt mit einer gewissen Machtlosigkeit zwischen zwei Feuern stand, ohne eines derselben

schüren oder löschen zu können. Es entsteht bei näherer Untersuchung die Frage, ob dazu in der That alle Mittel fehlten? Man hatte die Kraftvertheilung für den 28. vorgenommen, dem General von Steinmetz die 2. Garde-Infanterie-Division entzogen und sie dem Prinzen von Württemberg zugesandt; als kaum ins Gewicht für die Entscheidungskämpfe fallenden Ersatz hatte man ihm hingegen die schwere Garde-Kavallerie-Brigade gespendet. Hiernach ließ man den weiteren Verlauf des strategischen Gedankens, wie ihn Berlin geliefert, zwanglos und unverändert vertrauensvoll in den Händen der operativen Theile. Kritisch entsteht die Frage, ob dieses Verfahren das vollkommen richtige, die absolute Entsagung von jeglichem Eingriff geboten war?

Dieser hingestellte operative Gedanke wies für alle Theile zum 28. an die Elbe von Arnau über Königinhof bis nach Gradlitz, hatte aber naturgemäß das gleichmäßige Fortschreiten aller Theile zur Voraussetzung. Nun aber hatte die Macht der Thatsachen vom 27. Juni die Lage ergeben, daß der rechte Flügel mit zwei Armeekorps zurückblieb, seine Pässe gesperrt blieben, und dieser verhängnißvolle Umstand stellte den siegreichen Steinmetz vereinsamt so dicht an die Hauptversammlung feindlicher Kraft, daß die Frage nahe liegt, ob ihm nicht ein Halt zuzurufen sei, bis die operative Gesammtlage der Zweiten Armee wieder ins Gleichgewicht gebracht worden war. Unumwunden bekenne ich, daß mir eine Anordnung in diesem Sinne wahrscheinlich nothwendig erschienen wäre, wobei ich mich beeile hinzuzufügen, daß der Verlauf der Dinge ergeben hat, um wieviel größer die Entschlossenheit dasteht, mit welcher das Oberkommando der Zweiten Armee einem solchen Eingriff entsagte. Es steckte sich das höchste Ziel baldmöglichsten Zusammenwirkens mit der Ersten Armee, sei es auch zunächst nur mit einem Armeekorps, dem ja ein zweites auf dem Fuße folgte. Dieser große Entschluß hatte allerdings den gleichen bei der Ersten und Elb-Armee zur Voraussetzung und wie es damit stand, ward bereits am Schluß des ersten Kapitels eingehend erörtert. An dem nämlichen Tage irrte man dort nach Münchengrätz ab.

So aber verblieb bei Steinmetz die Freiheit der Wahl. Er kannte sein Marschziel; ob er seine Erreichung erzwingen könne, mußte er selbst beurtheilen, denn er war zur Stelle und vermochte selbst zu sehen. Das Hauptquartier vermochte das nicht, es mußte bei Kosteletz verbleiben, weil es sich sonst den Ereignissen bei Eipel und Soor entrückte, und diese fielen wichtig in die Wagschale für die weiteren Entschließungen nach dem Ausgang der Kämpfe. Hinzu trat, daß das Oberkommando am Abend des 27. die volle Tragweite des Kampfes bei Trautenau selbst noch nicht kannte und nicht wußte, daß das I. Armeekorps bis nach Liebau zurückgewichen war. Die Nachricht hierüber kam daher erst am Morgen des

28. kurz vor 11 Uhr in die Hände von Steinmetz mit der gleichzeitigen Hiobspost, daß ihm die 2. Garde-Infanterie-Division nicht zur Verfügung stehe.

Um diese Zeit war daher bei Kosteletz ganz unberechenbar, ob Steinmetz jetzt noch von einem Angriffsverfahren abstehen könne, ohne sich allein dadurch der Niederlage auszusetzen. Man vergleiche die Lage mit derjenigen der Iser-Armee bei Jitschin am Mittag des 29., als der Befehl zum Rückzuge verspätet anlangte.

Wir begegnen hier dem großen Unterschied in der Befehlsgebung, welcher bei den beiden Gegnern durchgängig hervortritt. Bei Gablenz bedurfte es der Vorschrift durch das Oberkommando, an diesem Tage von Trautenau nach Praußnitz zu rücken, und darum verspätete sich seine Handlung. Dem General von Steinmetz ward sein Verhalten völlig anheimgestellt, denn er kannte seine Aufgabe und zu ihrer Durchführung blieb er souverain. Nur wenn er bedingungslos anhalten sollte, mußte es ihm gesagt werden. „Ein Befehl soll alles das aber auch nur das enthalten, was ein Führer nicht selbständig anordnen kann." Das sind goldene Worte, die für das preußische Heer nicht umsonst rechtzeitig aus Moltkes Feder geflossen sind. Sie haben mächtig dazu beigetragen, die Verbindung der Kommandobehörden bei der Truppenführung auf richtigen Fuß zu setzen und die Selbständigkeit mit der Abhängigkeit ins Gleichgewicht zu bringen. Das Verhältniß begründet sich auf Vertrauen zum Untergebenen einer-, auf Sachkenntniß bei diesem andererseits.

Es erübrigt, die Art der Befehlsgebung festzustellen, die erfolgen mußte, falls der Entschluß gefaßt ward, die Operation der Zweiten Armee für den 28. auf dem linken Flügel bedingungslos anzuhalten. Sie war an sich einfach genug. Das V. Armeekorps hatte nicht fortzuschreiten und seinen Widerstand bei feindlichem Angriff auf Kosteletz zu basiren, das VI. Armeekorps aber sich nach Durchschreitung des Nachoder Passes auf den linken Flügel des V. zu setzen. Für den rechten Flügel war keine weitere Anordnung zu treffen als die, welche ohnehin erfolgt ist, daß das I. Armeekorps unverzüglich seinen Vormarsch auf Trautenau erneut auszuführen habe. Wir wissen, daß es kaum gelitten hatte. Was daraus für eine Lage entstand, wird am Schluß der Betrachtungen über den 28. bei Erörterung des österreichischen Verhalten nach Kuhnschem Rezept verhandelt werden.

Zunächst kommt in Fortsetzung meiner kritischen Uebersicht das Verhalten von Steinmetz zur Sprache. Seine schwere Aufgabe war also nicht geändert worden, und der hohe sittliche Ernst, mit dem er an dieselbe herantrat bezw. an ihr festhielt, wird wiederum von Friedjung mit den packendsten Worten geschildert. Steinmetz bewältigte seine Aufgabe mit

der ganzen Vor- und Umsicht, welche die kritische Lage erheischte. Vor allen Dingen gab er seinem Angriff diejenige Front, welche ihn bei etwaigem Mißlingen vor dem Zurückgeworfenwerden in den Nachoder Paß bewahrte, vielmehr den Rückzug in den nördlicheren böhmischen Raum, also etwa in die Richtung auf Kosteletz, gewährleistete. Damit stellte er, selbst für den Fall einer Niederlage, seinen Zusammenhang mit der Zweiten Armee im feindlichen Lande sicher und schuf den Entwickelungsraum für den späteren Eingriff des VI. Armeekorps, von dem er am Tage von Skalitz erst eine Brigade bei sich hatte. Diese Bedeutung hatten die Bewegungen und Schiebungen, welche sich den Oesterreichern von den Erhebungen bei Skalitz im Gelände theils darboten, theils wieder verbargen, und die sie mit geringschätzender Neugierde verfolgten. (Friedjung, Band II, S. 86.) Dann leitete er aus so hergestellten Anmärschen planmäßig und einheitlich seinen Angriff ein und führte ihn durch — nichts dem Zufall überlassend, um das Ganze in der Hand zu haben. Der Unterschied zum Verfahren am 27., an welchem Tage in der Begegnung und im Drange der Umstände jede Kommandoeinheit, wie sie aus der Marschkolonne flüssig wird, an der bedürftigsten Stelle in die Kampffront gelangt, ist ein handgreiflicher. Er ist bahnbrechend geworden für unsere spätere taktische Gesammtentwickelung.

Mit diesen Mitteln sicherte sich der eiserne Mann schließlich den großen Erfolg. Er selbst war dabei in seinem Innern am meisten darauf gefaßt, daß es auch anders kommen konnte. Aber es blieb ihm erspart, zu beweisen, in welcher Verfassung er alsdann sein Korps an diesem denkwürdigen Tage zurückgebracht hätte, und welche weitere Lage dadurch entstanden wäre. Meine kritische Nachlese aber darf sich solcher Forschung am Schlusse der ganzen Erörterung des 28. Juni nicht entziehen. Jetzt ist sie noch nicht am Platze, und ich wende mich endlich zu Benedek selbst.

Dieser nun ließ sich in der Ueberschätzung der durch die Rammingsche Niederlage augenblicklich entstandenen lokalen Gefahr bewegen, seinen bei Josephstadt noch nicht vollendeten Aufschließungsprozeß (das 8. Korps war eben herangekommen und das 2. traf schlußbildend erst am Abend des 28. ein) dadurch zu stören, daß er das 8. und 4. Armeekorps zur Unterstützung des 6. über Jaromir und die Elbe schickte und sich selbst nach Skalitz begab. Da er dabei seine Grundabsicht nicht aufgab, war der Schritt ein halber und ein solcher pflegt im Kriege stets der gefährlichste zu sein. Friedjung schildert den Verlauf mit poetisch durchhauchter Treue; die Schilderung wird ihm zur Todtenklage für den österreichischen Waffenruhm in diesem Feldzuge. Unrecht hat er darin keineswegs, nur sucht er doch Todesursache und Abhülfe auf kritisch unrichtigen Wegen.

Der Sieg über die Zweite Armee sollte nach Kuhn-Friedjung dem Feldzuge die Wendung geben, denn diese Armee sei die nähere gewesen, die Mithülfe der Ersten Armee durch ihre Entfernung ausgeschlossen. So ungefähr dürfte der Grundgedanke, der hier zu untersuchen ist, kurz gefaßt lauten. Friedjung ruft dazu außer den schon früher genannten preußischen und österreichischen Stimmen das ganze Ausland zu Zeugen auf. Diese Ansicht vertreten nach einer Anmerkung Friedjungs auf S. 80 die Franzosen mit Prinz von Joinville und die Engländer mit Lord Wolseley. Nun war dieser von seinen Landsleuten mit Recht hochgestellte Führer gewiß ein sicherer Stratege auf nicht europäischen Kriegstheatern, auf den unserigen ist er jedenfalls ungeübt und unerfahren; da ziehe ich Moltke als Pfadfinder vor und halte mich lieber an ihn.

Nach dem Jahre 1866 waren die französischen Stimmen die lautesten mit ihren Behauptungen, daß Moltke nur durch seine unberechenbaren Fehler gesiegt habe, bis sie dann am eigenen Leibe die Erfahrung machen mußten, daß es sich doch lohne, dieselben in etwas genauere Rechnung zu stellen. Auf solche Autoritäten gestützt, sagt Friedjung auf S. 80, den kritischen Widerspruch gegen Benedek zusammenfassend: „Man weiß, daß die militärischen Kritiker in der Regel untereinander ebenso uneinig sind wie die Kunstrichter; darüber aber, daß Benedek jetzt eine nie wieder kommende Siegesaussicht aus der Hand gab, herrscht unter ihnen volle Einmüthigkeit. Unter allen Umständen wäre es unersetzlicher Zeitverlust gewesen, ein bis zwei Tage lang zu marschiren, um zum Angriff auf den Prinzen Friedrich Karl zu schreiten; selbst wenn er zurückgeworfen worden wäre, mußte ja das österreichische Heer doch umkehren, um mit dem Kronprinzen abzurechnen. Weshalb dieser Umweg?“ Zu diesem Satze nun muß ich dem Verfasser die Heeresfolge versagen und halte mit dieser Erklärung um so weniger zurück, weil dergleichen mit zahlreichen Autoritäten belegte Behauptungen Ursache sind, warum aus kriegsgeschichtlichen Vorgängen so häufig falsche Lehren abgeleitet werden. Vor der gehäuften Autoritätensammlung schrecke ich bei meiner Einsprache keineswegs zurück; diese Sammlung liefert lauter Urtheile, welche selbst verantwortungslos, die kürzeste Form der Verurtheilung des Besiegten wählen. Sie sind leichter zu widerlegen, als Friedjung vermeint. Da er kein Fachmann ist, rechne ich ihn selbst nur unter die Leichtgläubigen. Für das Handeln in Zukunftskriegen ist die Widerlegung von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit.

Richtig ist zunächst in dem hingestellten Satz, daß militärische Kritiker untereinander uneinig zu sein pflegen. Daß sie es seien, wie die Kunstrichter, ist bereits ein Pleonasmus, denn sie sind gar nichts Anderes wie Kunstrichter — die Kriegführung ist eine Kunst — und daraus ergiebt sich

ganz von selbst die gleichartige Erscheinung von einander abweichender Fachurtheile. Das Urtheil des Laien pflegt dann der Majorität nachzulaufen.

Richtig ist dann ferner noch, daß Benedek eine handgreiflich vor ihm liegende Siegesaussicht mit seinen Entschließungen am 28. Juni morgens 11 Uhr preisgab. Beschränkte sich daher die Urtheilseinmüthigkeit auf diesen Stoff allein, so könnte ich nicht umhin, mich ihr anzuschließen. Damit ist aber noch gar nichts für die Behauptung bewiesen, daß solche Entsagung ein Fehler war. Sie hätte sogar zum höchsten Lobe verholfen, falls der Feldherr andern Tags bei Jitschin zum großen Waffenerfolge gelangte; denn dieser war bei Skalitz gar nicht zu holen, wohl aber lag er hier verlockend auf Tagesmarschentfernung vor ihm.

Der weitere Satz Friedjungs von dem Zeitverlust und dem Abstand, in welchem sich der Prinz Friedrich Karl befand, ist mir allerdings auch von Werth und zwar darum, weil er mir das Mittel bietet, den gegen das Benedeksche Verfahren erhobenen Vorwurf zu widerlegen. Ganz von selbst erledigt sich dann die Schlußfrage: Weshalb dieser Umweg? Im Friedjungschen Sinne klingt sie so, als ob nach einem Siege über den Kronprinzen von Preußen das österreichische Heer nicht hätte umzukehren brauchen, um nun den Prinzen Friedrich Karl auch noch zu schlagen. Freilich hätte ihm dieser voraussichtlich den Umweg erspart, denn undenkbar ist, daß er bei der dem Kronprinzen zugedachten Niederlage gefehlt haben sollte.

Zur Beweisführung muß nun der Stoff in der nöthigen Folge und Ordnung abgerollt werden, wobei ich der eigenen Ansicht den geringsten Spielraum einräumen will und nur die Thatsachen reden lasse, wie sie dem Feldherrn Benedek vorschweben mußten. Ich werfe mich dabei zu seinem Gedankenleser auf.

Er hat das Steinmetzsche Korps in seiner Vereinsamung handgreiflich vor sich und zu seiner Niederlage drei eigene Armeekorps zur Hand. Welche ungünstigen Nebenumstände dabei bestehen, bleibe zunächst unberührt. Aber der Sieg über Steinmetz mußte ein lokaler bleiben, denn die Armee des Kronprinzen ist gar nicht da, wie Kuhn in seinem kritischen Sprüchlein glauben läßt. Sie steckt mit einem Korps bei Liebau, mit dem anderen bei Eipel, das ja als eine Mausefalle galt (Friedjung, Bd. II, S. 108) mit dem VI. bei Habelschwert. (Siehe Skizze 5 des preußischen Generalstabswerks über den Stand der Armeen am 27. abends S. 148.) Höchstens zum 29. kann Benedek daher auf weitere Theilsiege hoffen. Darum war zu erwägen, was der Prinz Friedrich Karl mit seiner Macht bis zu diesem Termin anfangen konnte. Bekanntlich ist es praktisch für einen Truppenführer und insonderheit für einen Feldherrn, sich bei allen seinen

Entschließungen zu befragen, was der Gegner im Stande ist zu thun und wie seinen gefährlichsten Entschließungen zu begegnen ist. Zweifellos hat Benedek in seinem Geiste diese Berechnung angestellt, sein gefaßter Entschluß beweist es.

Der Prinz steht schon seit dem 26. abends bei Turnau und Podol zwei starke Tagemärsche ab. Kein Fronthinderniß trennt ihn mehr von Miletin oder Königinhof, aber auch kein Feind hält ihn auf, denn die Iser-Armee steht jetzt bei Münchengrätz. Er kann sich daher unter entsprechender Detachirung nach dieser Seite, in beliebiger Verbreiterung der Front (sein Ruhetag wird dazu zum Aufschließen benutzt worden sein) heute (den 28.) bis nach Jitschin bewegen und morgen, den 29., mit seinen Teten bis nach Arnau und Königinhof gelangen. Damit stände das österreichische Heer am letzteren Tage zwischen zwei Feuern, und die Iser-Armee erscheint für alle Wechselfälle auf ihre eigenen Kräfte angewiesen.

Solche einfachen Berechnungen muß jeder Truppenführer anstellen, und das hat Benedek daher ganz sicher auch gethan. Mit diesen Gründen ausgestattet, wage ich die Gegenfrage an die Kühnsten der Sachverständigen, ob sie den Rath Kuhns, am 28. den Kronprinzen anzugreifen (nicht etwa bloß Steinmetz — das soll später auch noch untersucht werden) befolgen könnten? Am Morgen des 28. um 11 Uhr mußte ein solcher Entschluß wie ein Sprung in den Abgrund erscheinen, so leicht er sich auch post festum geben läßt, wenn man weiß, wie Manches bis zum 29. anders kam.

Daher müssen wir nun, um ganz gründlich zu sein, Benedek auch noch die Prophetengabe beilegen, die ihm Kuhnsche Kritik abfordert. Er soll wissen, daß Prinz Friedrich Karl am 28. nach Münchengrätz abirrt. Bei dieser Gelegenheit müssen dann aber auch die taktischen Einzelheiten vor Skalitz, die vorhin absichtlich unberücksichtigt blieben, zur Besprechung gelangen. Jetzt bedarf ich ihrer zur Erörterung der Verhältnisse mit welchen eine auf Entscheidungskampf gerichtete Absicht zu rechnen hatte.

Benedek hatte das mehr als halb kampfunfähige Rammingsche Korps durch ein frisches — das 8. — abgelöst und dieser Prozeß war bekanntlich nur darum anstandslos gelungen, weil Steinmetz zum eigenen geplanten Angriff das Eintreffen der 2. Garde-Infanterie-Division von Kosteletz abwarten wollte. Dieser Umstand kam dem gewagten Schritt einer Ablösung dicht am Feinde entgegen. Nun aber stand Ramming zwischen den beiden Korps, welche doch wohl zur Ueberwindung des Gegners nothwendig waren, denn ein Kampf mit durchschlagendem Erfolg pflegt das Selbstgefühl des Siegers zu steigern und seine Kraft zu verdoppeln, nur den Unterliegenden schwächt er und zwar im Quadrat der aufgewendeten Mühen. Außerdem war Steinmetz selbst am Tage von Skalitz numerisch stärker als am Tage zuvor. Das Vorziehen des

4. Armeekorps am 6. vorbei neben das 8. mußte aber bei der bereits eingetretenen engen Versammlung eine äußerst schwierige und zeitraubende Operation werden, und es ist interessant zu sehen, in wie viel besserer Weise noch am frühen Morgen desselben Tages vor der anderweitigen Verfügung über die 2. Garde-Infanterie-Division das Zusammenwirken zweier verschiedener Heereskörper im Kampfe auf der preußischen Seite gesichert war. Diese Division hatte bei Kosteletz, zwei Meilen seitwärts des V. preußischen Armeekorps und mit eigener Marschstraße nach Skalitz, zum Eingreifen sehr viel günstiger bereitgestanden als das österreichische 4. Armeekorps bei aller größtmöglichen Nähe hinter dem 8.

Erwiesen soll damit nur werden, welche Verspätung der österreichische Angriff erfahren mußte, wenn er von Hause aus dem gegnerischen überlegen sein sollte. Anderenfalls erscheint ein Sieg über den energischen sachkundigen und bedächtig handelnden Steinmetz noch keineswegs eine so sicher ausgemachte Sache, als oberflächlichem Urtheil, das einfach mit dem Verhältniß von 3 zu 1 rechnen möchte, scheinen mag. Weitere Kräfte konnten am 28. nicht herangebracht werden. Das war nach der Gesammtlage, auch bei radikalem Wechsel in den Operationsabsichten, unmöglich. Die Korps lassen sich nicht verschieben wie die Kulissen bei einem Scenenwechsel auf der Bühne, denn sie haben Tiefen im Raum, die der Theatermaler durch gemalte Perspektiven ersetzt. Ferner war auch schon über vier Korps verfügt, nur zwei verblieben noch, wovon das eine (2.) erst am Abend zum Aufschließen herankam. Auch war die Vormittagszeit mächtig vorgerückt, als es zur Entschlußfassung kam, um 11 Uhr erst trat sie durch den Befehl in die Erscheinung.

Daß ich mir unter solchen Umständen den Erfolg über Steinmetz erst spät und nach hartnäckigstem Kampfe errungen denke, wird mir wohl nicht verdacht werden. Ein durchschlagender, vernichtender, wie er etwa tags zuvor Ramming betroffen, konnte er kaum werden, weil sich während des Kampfes die Nachricht vom Zusammenbruch des Gablenzschen Korps bei Soor fühlbar machte. Damit steckte, zunächst moralisch, das preußische Gardekorps die Nase aus dem Trautenauer Loch, und die Trümmer des Gablenzschen Korps enteilten abgedrängt auf weitem Umwege an die Elbe.

Unter diesen Bedingungen schloß voraussichtlich ein erbitterter Tageskampf für das preußische V. Armeekorps am Defilee bei Kosteletz. Steinmetz stellte sich dort in eine sofort vorzubereitende Stellung, die nicht zu umgehen war, da sie am Eingange eines Passes liegt. Durch denselben zurück wie Bonin bei Trautenau, wäre der entschlossene Mann nicht gezogen. Wir sehen sein ganzes planvolles Handeln von Anfang an von dem Gedanken getragen, keinesfalls über Nachod zurückgeworfen zu werden, und ich denke mir meinen Schlachtenhelden genau von der zähen Be-

schaffenheit Constantin Alvenslebens, welcher vier Jahre später inmitten der Schlacht von Vionville die beglaubigte Aeußerung that: „Schlagen kann mich Bazaine, deswegen wird er mich noch lange nicht los".

So also mußte Steinmetz am 29. in einer vorbereiteten Stellung rein frontal angegriffen werden, wobei ihm klar bewußt war, daß ihm mächtige Unterstützungen auf beiden Flügeln nicht mehr fehlten. Die Marschziele für die preußische Zweite Armee waren an diesem Tage folgende:

Gardekorps Königinhof — I. Armeekorps Pilnikau, VI. Korps von Rückerts nach Skalitz.

Ich verändere die Lage der Zweiten Armee nicht durch den geringsten Eingriff und folge lediglich den Thatsachen, wie sie auf den Tagesoperations-Skizzen des preußischen Generalstabswerks nachzuschlagen sind. Das aber ergiebt für die Zweite Armee ganz von selbst eine Angriffsschlacht, zu welcher beide Flügel des Heeres konzentrisch herbeieilen. Es ist das denkbar günstigste Verhältniß, wie wir jetzt wohl aus reicher Kriegserfahrung wissen, gegenüber einem Gegner im Centrum, der sich im harten Kampf frontal schon einen vollen Tag schwer und blutig abgemüht hat.

Aber auch er kann frische Kräfte heranbringen und mag sich entschlossen haben, die Jitschiner Lage völlig im Stich zu lassen, ihr auch noch den letzten Rückhalt raubend. Das 2. und 3. Korps gehen also auch noch über die Elbe und greifen gleichfalls ein in die Schlacht, wobei man meiner Phantasie wohl erlassen wird, zu schildern, in welcher Weise dies geschehen kann, zumal ich mich gar nicht vermesse, der Zweiten preußischen Armee allein mit ihren vier Armeekorps gegen fünf den Sieg bedingungslos zuzugestehen. Ihre strategische Ueberlegenheit mit den beiderseitig gewonnenen äußeren Flügeln ist bei alledem an sich so groß, daß an ihre völlige Abschüttelung in Kampfe bis zum Abend des 29. gar nicht zu denken ist. Es trat hier höchstens ein Verhältniß ein, wie am ersten Schlachttage bei Leipzig, wo bekanntlich Napoleon sich noch des Sieges vermaß, bis Blücher über Möckern und endlich auch der Kronprinz von Schweden in den Gürtel einrückten, der ihn umschloß. Abzuschütteln vermochte er ihn schon vorher nicht. Darum wende auch ich mich jetzt zur Lage bei der preußischen Ersten Armee.

Ich spreche auch auf dieser Seite alle denkbare Gunst der Umstände der gegnerischen Partei zu. Die Iser-Armee soll rechtzeitig erfahren haben, daß Benedek sich mit allen Kräften über die Elbe wandte, um die Zweite preußische Armee zu schlagen, sie also auf keine direkte Unterstützung in ihrem Kampfe mehr rechnen könne. Dann leistet sie erfolgreiche Gegenwehr bis in die Nacht des 29. und kann sich nun unter ihrem Schutz auf

Königinhof, nach Osten, oder auf Josephstadt nach Süden zurückziehen. Keins beider Mittel vermochte indessen ganz zu hindern, daß sich der Anmarsch von Theilen der Ersten Armee auf die Elbe gegen Königinhof oder Arnau schon am 29. fühlbar machte. Die aus Turnau debouchirenden Divisionen brauchten dazu lediglich ihre Marschrichtung am 29. auf Arnau zu wählen und den in Jitschin stehenden Feind den von Münchengrätz nachrückenden Kräften zu überlassen. Zu übersehen ist dabei nicht, daß beide preußischen Heere über ihre Centralstelle in ständiger Drahtverbindung mit einander standen. Dann war Benedek bereits zu Detachirungen und theilweisen Frontveränderungen gezwungen, wenn er nicht eingekesselt sein oder den Rückzug nach Süden antreten wollte. Der Rückzug über die Elbe ist bereits verlegt, und der 30. Juni mußte bei zäher Ausdauer im Kampf sein Schicksal besiegeln, selbst wenn die Erste Armee an diesem Tage nur ein einziges Armeekorps über Arnau in die Entscheidung warf. Es konnte sicher kein Leichteres sein als später bei Königgrätz, wo der Rückzug über die schirmende Elbe frei blieb. Es hätte ihm alsdann sicher nicht an dem Freunde und seinem Zuruf gefehlt: „Freund, das war dein Fehler, daß du den preußischen Kronprinzen am 28. Juni angegriffen hast."

Ich glaube hiermit Alles vorgebracht zu haben, was sich gegen den Kuhnschen Gedanken einwenden läßt. Er hat schon lange genug irregeführt. Der Benedeksche Gedanke war am Morgen des 28. noch immer brauchbarer als der seiner unerbittlichen Kritiker im eigenen Lager oder außerhalb desselben in ganz Europa.

Die von mir angestellte Untersuchung hat mit einer Lösung abgeschlossen, welche den Ueberwundenen in einen Kessel bringt. Sie beweist aber gleichzeitig, daß das Kesseltreiben selbst nie im ursprünglichen Plane eines Feldherrn liegen kann, denn es entsteht aus dem strategisch minderwerthigen Verfahren, das ihm begegnet. Trifft Moltkesche Operationsweise dermaleinst auf einen strategisch ebenbürtigen Feind, der seine Theilgrößen bei Zeiten auch thunlichst nebeneinander setzt, so ist von beiderseitiger Umfassung gar keine Rede mehr. Dazu gehört aber vor Allem die Preisgabe der veralteten Meinung, daß man schon an sich der stärkere ist, wenn man in der Mitte steht. Man muß dabei durchaus noch den Raum (mehrere Tagemärsche) frei haben, um den Einen mit ganzer Kraft abthun zu können, bevor der Andere mitzusprechen vermag. Dieser Raum war hier vom 28. Juni ab bereits eingeschrumpft, obgleich auch die preußischen Absichten von manchen Fehlern in den Theilführungen durchkreuzt wurden.

Es sei daher zum Abschluß dieser Gedankenreihe noch ein Wort hierher gesetzt, das Friedjung auf S. 195 in einer Anmerkung erbringt

und wohl mit Recht Moltke zuschreibt. Es entspricht jedenfalls durchaus seiner Lehre:

„Verengt sich aber dieser Raum in dem Maße, daß man den einen Feind nicht mehr angreifen kann, ohne Gefahr zu laufen, es zugleich mit dem anderen zu thun zu bekommen, der uns in Flanke und Rücken fällt, dann verkehrt sich der strategische Vortheil der inneren Operationslinie in den taktischen Nachtheil des Umfaßtseins im Gefecht."

Diese Wahrheit ist es, welche Kuhn in Bezug auf den 28. Juni in noch höherem Maße verkannte als Benedek. Dieser rechnete doch immerhin auf die Mitwirkung einer von der Natur gegebenen starken Stellung für die Abwehr nach Osten, während er seine Offensive auf dem rechten Elb-Ufer durchzuführen gedachte. Ob dazu jetzt die Zeit noch reichte, muß die Fortsetzung unserer Studie ergeben.

Es erübrigt, bevor dazu fortgeschritten wird, auf die früher gestellte Frage zurückzukommen, ob unter allen Umständen ein Sieg über Steinmetz bei Skalitz zu verschmähen war, und sie wage ich trotz allem von mir selbst dagegen Beigebrachten zu verneinen. Ein Sieg über Steinmetz war nämlich dann dringend erwünscht, wenn er sich mit dem Entschluß zum Rückzuge paarte, weil es für die Ausnutzung innerer Linien nach vorwärts doch zu spät war. Bot Kuhns Kritik diesen Gedanken dar, so war ihm die Zustimmung nicht zu versagen. Diesen Standpunkt aber nehmen weder seine noch die Wolseleyschen Zurechtweisungen ein. Sie fordern hier den Sieg als erste Staffel auf der Leiter anwachsender Erfolge.

Erlangte man einen namhaften Waffenerfolg über Steinmetz mit der Absicht, das Heer hinter die Elb-Linie Königgrätz—Pardubitz zu führen, so war derselbe nicht bloß vom höchsten moralischen Nutzen, er schaffte sich auch materiell die Flankenbedrohung vom Halse, welche ein solches Unternehmen gefährden mußte. In Betracht zu ziehen ist dabei, daß nicht bloß der Abmarsch von drei bis vier Korps von Josephstadt zu decken war, sondern auch die Austro-Sachsen und Gablenz zurückzurufen blieben. Deren Abmarsch bedurfte des Schutzes noch zweier Tage, war aber in der Flanke frei, falls Steinmetz unterlag. Zu einem so entschlossenen Operationswechsel bot der 28. morgens den allerspätesten Termin. Zweifelhaft blieb seine Durchführbarkeit aber auch dann schon, denn Gablenz war bekanntlich nicht mehr zu retten und nur die Iser-Armee noch aus Drangsal und Gefahr zu befreien möglich.

Benedek verharrte zu diesem Zeitpunkt bei dem Entschluß, die Erste und Elb-Armee zu schlagen, und verzichtete daher auf einen Sieg über Steinmetz. Daß er hierbei seinen eigensten Willen, nicht den eines Anderen energisch zur Geltung brachte, geht aus Friedjungs Schilderung auf Seiten 87 und 88 ganz unzweideutig hervor.

„Er sagte mit lauter Stimme, um von den aufhorchenden Truppenoffizieren gehört zu werden: Daß es hier zu keinem ernsten Gefechte kommen dürfe —, er selbst habe andere Pläne und wolle seinem einmal gefaßten Entschlusse treu bleiben."

„Krismanic begab sich in eine der Batterien und diktirte die Befehle. Er schrieb vor, daß, wenn es bis 2 Uhr nicht zum Gefecht komme, das 6. und 8. Korps gegen die Iser abzurücken hätten, bloß Graf Festetics mit dem 4. Korps solle zur Vertheidigung hinter der Aupa zurückbleiben. Benedek ergänzte indessen diese Disposition, kaum daß sie geschrieben war, durch einen mündlichen Befehl. Er trug dem Erzherzog Leopold mit lauter Stimme auf, mit seinem Korps sogleich abzurücken. Ein Mißverständniß war nicht möglich."

Erweislich ist es also der General Krismanic, welcher mit seiner Befehlsredaktion die Heeresleitung äußerst verhängnißvoll zwischen zwei Stühle setzen will, und bemerkenswerth ist der klare Kopf und die ungebrochene Energie des Feldzeugmeisters, welcher unbeeinflußt durch augenblickliches Unwohlsein die höchst bedenkliche Maßregel aufhebt. Wir wissen, daß bis 2 Uhr nachmittags der Erzherzog Leopold längst der Angegriffene war. Das sah Benedeks Geist, taktisch weitblickend, voraus, und darum wollte er der Vereitelung seiner Absicht vorbeugen. Nicht vorauszusehen freilich vermochte er den Ungehorsam des Erzherzogs, zumal er dessen ersten rückgängigen Bewegungen noch beiwohnte.

„Auf dem Wege in die Festung kam Benedek an dem rückwärts aufgestellten 6. Korps vorüber und befahl Ramming, gleichfalls den Rückzug anzutreten. Da jetzt aber das Geschützfeuer lebhafter wurde, glaubte Ramming Einwendungen gegen diesen Befehl erheben zu sollen, und sein Rath ging dahin, den Kampf aufzunehmen. Aber Benedek beharrte auf seiner Auffassung." (Friedjung, Bd. II, S. 88.)

Die erbrachten Thatsachen erweisen den Feldherrn als den entschlossenen Mann, der seinem eigenen bestimmten Willen unzweideutigsten Ausdruck giebt, und auf diesen Beweis kommt es mir in erster Linie an, um die Legende von dem blind einem Schematiker folgenden alten Mann zu bannen. Da Ramming pflichtmäßig gehorchte, entstand nun bei den verbleibenden beiden Korps die große Lücke, welche den Erzherzog Leopold im Kampfe vereinsamte.

Aller Vollständigkeit wegen sei nun auch der Satz erbracht, mit welchem Friedjung seine Betrachtungen auf S. 88 schließt; er ist wahr und lehrreich genug:

„Wie Benedek jetzt nach Josephstadt zurückkehrte, brach hinter ihm, ohne daß er es ahnte, sein Soldatenglück unwiederbringlich zusammen. Ob nun seine Entwürfe der Sachlage entsprachen oder nicht, so hatten sie

nur dann eine Möglichkeit des Gelingens, wenn sie folgerichtig durchgeführt wurden. Aber wären seine Pläne auch die besten gewesen, sie mußten zerschellen, wenn sie von denjenigen durchkreuzt wurden, denen die Ausführung oblag."

Der Gedanke ist von Anfang bis zu Ende so wahr wie kritisch wichtig, und ich ziehe zuerst die Folgerung aus seinem Schlußtheil. Wenn Jemand aus dem Heere für seine Thaten am Schluß des Feldzuges vor ein Kriegsgericht gehörte, so ist es gewiß der Erzherzog, denn er ganz allein verschuldet durch einfachen Ungehorsam die verhängnißvollste Wendung des ganzen Krieges, wobei sein dafür angeführter Grund so ungereimt ist wie seine gesammte Gefechtsführung, bei welcher er mit lauter halben Maßregeln sein braves Korps zwecklos opfert: „Es erschien Erzherzog Leopold wie eine Demüthigung, im Angesichte des Feindes, mit dem sich zu messen er begierig war, kampflos zurückzuweichen." (Friedjung, Bd. II, S. 92.)

Man wird mir zu solchen Worten jeden Kommentar erlassen. Ich steige im erbrachten Friedjungschen Satz eine Sprosse höher:

„Ob nun seine (Benedeks) Entwürfe der Sachlage entsprachen oder nicht?"

Diese wichtigste der Fragen beantwortet Friedjungs Gesammtabhandlung offenbar mit Nein, und ich begegne ihr mit der Behauptung, daß Benedeks Entwürfe bei Weitem besser waren als Alles, was ihnen später von Standesgenossen ꝛc. entgegengehalten worden ist. Sie waren durchführbar, was die Offensive gegen die preußische Zweite Armee nicht war, und darum erscheint mir Benedek immer noch als der im Kriegsurtheile Ueberlegene gegenüber seinen unerbittlichen Richtern. Bemerkt sei daher, daß ich nur darum die gestellte Frage nicht mit einem glatten Ja beantworten kann, weil auch Benedek mit seinem Beharren im energischen Offensiventschluß meines Erachtens keineswegs die beste Lösung trifft; denn auch er verkannte die Macht und Einheitlichkeit einer feindlichen Handlung, die ihm von beiden Seiten zu nahe an den Leib getreten war, um den Einen noch mit ganzer Kraft abthun zu können, ohne daß ihm der Andere dabei in Flanke und Rücken fiel. Moltke war klüger als er, aber dieses Schicksal theilt der beklagenswerthe Feldherr mit Millionen.

So also beschränke ich mich auf den Satz, daß Benedeks Operationsentwurf am 28. morgens durchführbar war. Er wollte unter Vertheidigung der starken Elb-Linie durch zwei Armeekorps (10. und 4.) gegen die Zweite Armee, mit den ihm erübrigenden vier noch selbigen Tages der preußischen Ersten und Elb-Armee auf Jitschin entgegengehen und sich dort mit der Iser-Armee vereinigen. Das ergab eine Gesammtstärke von sechs Armeekorps gegen viereinhalb des Gegners, und wenn Benedek nach der Niederlage von Gablenz sich wohl entschlossen haben würde, noch ein weiteres,

das 8. Korps, auch an der Elb-Linie zu belassen, so erübrigte ihm noch immer eine geringe numerische Ueberlegenheit gegen den Prinzen Friedrich Karl. Trat er diese Bewegung, wie geplant, schon am 28. an, so traf eins seiner Korps (nach der Sachlage wahrscheinlich das 3.) bei Jitschin noch am Abend ein. Jedenfalls vermochten am 29. nun drei Armeekorps gegen die beiden Divisionen der Ersten preußischen Armee offensiv zu schlagen und sie zurückzuwerfen. Nach und nach trafen dann, trotz der erwählten Operationsform großer Marschtiefen in enger Front, seine Verstärkungen ein. Und wenn auch beim Gegner sich das Gleiche vollzog, so blieb doch für Benedek das anfängliche Uebergewicht in der Entwickelung bestehen, weil auch das feindliche Heer sich in übertriebener Tiefe bewegt hatte. Glückte ein solcher Versuch, so wurde die Entscheidungsschlacht an der Iser geschlagen und die feindlichen Heere waren in der That getrennt.

Bekanntlich konnte die Zweite preußische Armee erst am 29. aufmarschirt vor die Elb-Stellung gelangen, aber sie hätte sie schwerlich unter solchen Umständen angegriffen. Auch sie detachirte alsdann voraussichtlich mit ihrem rechten Flügel (I. Korps ꝛc.) gegen Jitschin auf die Benedeksche Flanke, um bei der Hauptentscheidung mitzusprechen; ich stelle aber doch der Erwägung anheim, ob das Benedeksche Unternehmen nicht größere Erfolgmöglichkeiten bot als das Kuhnsche. Es beläßt das Heer in der einmal eingeschlagenen Marschrichtung und schützt die Flanke durch eine sehr starke Stellung, welche in einem Tage schwerlich niederzurennen ist. Diese Benedeksche Absicht wird uns in Friedjungs Werk als ein Machwerk Krismanics dargeboten, doch ward bereits hervorgehoben, wie mannhaft der Feldherr sie bei Skalitz persönlich vertrat.

Schließlich finden wir die Ausführung dieses Planes in Worte gekleidet, welche jedem Truppenführer vom Fach Bedenken erregen müssen. (Bd. II, S. 88, Anmerkung 2.)

Ich kann nicht stillschweigend darüber hingehen, zumal diese Worte augenscheinlich verschiedene Eingriffe der Führung der Zeit nach verwirrend zusammenfassen. Da „sollte Gablenz die Vertheidigung des nördlichen Passes nicht mehr mit voller Kraft weiter führen, denn Bonin hatte ohnedies seinen Denkzettel. Gablenz sollte sich also vor dem mittleren Passe bei Praußnitz—Kaile aufstellen. Es war ihm nicht Widerstand um jeden Preis zugemuthet."

Schon früher erörterte ich, daß Gablenz diese Weisung bereits am Morgen des 28. in Händen hatte, und daß sie da schon zu spät kam. Sie wird dann auch wohl militärisch etwas sachkundiger gelautet haben. Die Phrase mit dem Denkzettel ist doch etwas zu novellistisch. Bonin war durch den nördlichsten Paß meilenweit bis nach Liebau zurückgegangen, aus diesem Grunde mußte sich jetzt Gablenz vor den anderen stellen. Ver-

ständigerweise hatte er das von selbst zu thun, was ich an entsprechender Stelle schon geltend machte. Was die zweite Phrase — „nicht Widerstand um jeden Preis zugemuthet“ — im Kampfverhalten bedeuten soll, ist militärisch schwer festzustellen. Ich übersetze — nur leichtes Arrieregardengefecht! Aber es kommt noch unklarer:

„Sollten die Preußen zu stark drängen, so hatte er sich mit Festetics langsam zurückzuziehen, um sich dann an der Elbe, auf Josephstadt gestützt, aufzustellen.“

Solche Befehle bezw. Direktiven setzten Gablenz zweifellos, wenn nicht schon bei Soor, dann weiter rückwärts, sicherer Niederlage aus. Befehlen kann man, dergestalt phrasirend, überhaupt nicht, darum dürfte ich mit der Vermuthung nicht fehlschließen, daß wir es in dieser Anmerkung mit einer nicht gerade geschickten Zusammenfassung der Ereignisse und Anordnungen des 28. Juni zu thun haben. Bestärkt werde ich in dieser Meinung durch den Schluß:

„Zugleich ging um 5 Uhr früh an die Iser-Armee die Weisung, vor Allem darauf bedacht zu sein, sich mit dem anrückenden Hauptheere zu vereinigen.“

Dieser Satz führt völlig irre, und ich habe trotz aller Forschung nicht zu ermitteln vermocht, welche der verschiedenen und stets verspätet eintreffenden Anweisungen des Oberkommandos für die Iser-Armee hier gemeint sein kann, bezw. ob dieser Befehl am 28. oder 29. morgens 5 Uhr erlassen ist. Die Tageszeitangabe stimmt jedenfalls nicht mit dem vorgestellten „Zugleich“, da es sich in der Hauptsache bekanntlich um die am 28. um 11 Uhr gefaßte Absicht handelt. Da bestand der Entschluß, sofort nach Jitschin zu marschiren, am 29. morgens war er aufgegeben.

Dem Allen gegenüber stelle ich zusammenfassend fest, daß die von Benedek am 28. 11 Uhr betonte Absicht die Besetzung der Stellung Jaromir—Königinhof rechtselbisch durch zwei Armeekorps nöthig machte. Sie hatte ferner die Zurückrufung aller Heertheile vom linken Elb-Ufer, dagegen Vorschiebung starker Kavalleriekörper zur Aufklärung gegen die Pässe und sofortigen Vormarsch des 3. Armeekorps von Miletin nach Jitschin zur Voraussetzung.

Friedjung sagt auf S. 38 außerordentlich packend:

„Hätte Benedek über Donnerkeile verfügt, so mußten sie zuerst das Heer des Kronprinzen von Preußen treffen.“ Das ist eine überzeugende Wahrheit. — War der Kronprinz zuvor geschlagen, so konnte sich das österreichische Heer in seiner Gesammtheit gegen den Prinzen Friedrich Karl wenden. Nun hatte aber Benedek keine Donnerkeile, und Armeekorps in ihrer engen Versammlung bei Josephstadt ersetzen sie nicht. Sie hätten sich gegen die schlesischen Pässe aufbauen und das Heraustreten des kron-

prinzlichen Heeres abwarten müssen. Letzteres schwankte der Zeit nach noch immer zwischen dem 28. und 30. Juni, und mittlerweile war der Rücken dieser Aufstellung dem Friedrich Karlschen Heere preisgegeben, das schon am 27. nur zwei Tagemärsche abstand.

Daß Benedek mit seinem verständigeren Plan zu spät kam, verschuldet einerseits all das Unkraut, welches auf dem Gebiet der Befehlsertheilung und Vermittelung emporschoß, und andererseits der direkte Ungehorsam einzelner Theilführungen. Benedek hatte nach diesen beiden Richtungen die Nord-Armee nicht ausgebildet und konnte für einen Generalstabsoffizier von Fach auch wohl nicht gelten. Das war allgemein bekannt, als man ihm gegen seinen unzweideutig ausgesprochenen Willen und Rath das Kommando übertrug, und schuf die gebieterische Verpflichtung, ihm solche Männer an die Seite zu setzen, die mindestens die Kunst der schriftlichen und telegraphischen Befehlsgebung verstanden. Hier paßt der Vergleich mit Blücher und Gneisenau genau.

Friedjung ergänzt seine reichen Charakterstudien sehr wirksam und dankenswerth durch die Schilderung des Benedekschen Verhaltens am 28. Juni beim Mahle in Josephstadt. Es geht aus derselben hervor, daß der Feldherr zu diesem Zeitpunkt mit sich selbst im Klaren und sich der Zweckmäßigkeit seiner Anordnungen sicher bewußt war. Da war von keinem Uebelbefinden die Rede, und seine gehobene Stimmung von der Sicherheit getragen, daß er den folgenden Tag in die heiß ersehnte Schlachtentscheidung rücke, zu deren Leitung er sich bei Weitem mehr befähigt fühlte, als zu derjenigen einer Operation. Auch wußte er sich jetzt dazu in seiner rechten Flanke geborgen. Weil er sich in seiner linken durch keine Anordnung zu schützen vermochte, hatte er diesen Ausweg gewählt. Das Recht zu einer solchen Stimmung wird ihm auch nachträglich nicht zu bestreiten sein, und bestätigt wird dieselbe durch sein Telegramm an den Kaiser — der Augenblick der Entscheidung sei gekommen! (Friedjung, Bd. II, S. 100.)

Freilich hatte er durch die halbe Maßregel, zwei Armeekorps am Morgen nach Skalitz zu berufen, nur um sie dann doch wieder auf Jitschin in Marsch zu setzen, seinen Operationsgedanken aufgehalten, aber der Zeitaufwand war noch einzubringen, nachdem er sich an Ort und Stelle selbst überzeugt hatte, daß der ausreichende Widerstand an der Elbe auch mit geringeren Kräften durchführbar sei. Er hatte jetzt Alles persönlich abgemacht und sich mit den drei Korpskommandanten Auge in Auge verständigt, zweien den Abmarsch selbst noch einmal ans Herz gelegt und dem dritten, der am meisten rückwärts an der Aupa stehen bleiben sollte, sogar noch eine Anweisung über den Gebrauch seiner Artillerie zurückgelassen — eine Schwäche, die dem alten Troupier wohl nachgesehen werden kann.

Im Ganzen erscheinen freilich, mit unseren Maßstäben für die Befehlsertheilung gemessen, die zu diesem Zeitpunkt getroffenen Anordnungen ungenügend. Was sollte Festetics noch am 29. mit seiner Arrieregarden-Stellung jenseits der Elbe und warum wurde nicht Gablenz klar und bestimmt hinter diesen Fluß zurückgerufen? Erst nach Durchführung solcher Maßregeln war Benedeks Plan in seinen Grundfesten von Neuem sichergestellt. So blieben diese Heertheile Zufallsniederlagen preisgegeben. Diese Sünden sind vorzugsweise redaktionelle und daher mit vollem Recht Krismanic beizumessen, da der Generalstabschef nach Friedjungs Darlegung den Feldzug lediglich unthätig und nur als adlatus begleitete.

Leider war selbst mit solchen Anweisungen Gablenz bekanntlich nicht mehr zu retten. Aber man denke sich den gesammten Führungsapparat in einer Ordnung wirkend, wie wir sie bei uns zu Lande zu fordern gewohnt sind, man nehme an, daß Gablenz aus eigener Initiative rechtzeitig nach Praußnitz—Kaile trat und von dort — ohne eine Niederlage erlitten zu haben — an die Elbe zurückwich, so konnte ihm, unter gleichzeitiger Zurücklassung des 8. Korps an der Elbe, nun der Auftrag zugemuthet werden, am 28. abends bei Arnau zu stehen und am 29. unter Zurücklassung einer Arrieregarde an diesem Elb-Uebergang gegen Jitschin vorzugehen. Benedek vereinigte alsdann an diesem Punkt vier Armeekorps, nämlich die Sachsen, das 1., 3. und 10. in konzentrischer Offensive auf die Tetendivisionen der Preußen. Ein solches Verfahren erinnert lebhaft an Blüchers Fall von Ligny zu Waterloo, nur daß er aus einer Niederlage, Gablenz aber nach einem Erfolge, die Wendung machte. Auch Blücher hatte einen Verfolger hinter sich und mußte den Dyle-Uebergang besetzt behalten, bis ihm vorne der große Waffenerfolg freie Bahn schuf. Der Gedanke wird nur eingeschoben, um zu erweisen, daß der Benedeksche Plan auf innerer Seite zu zwei schon recht nahe herangerückten Gegnern noch keineswegs so hoffnungslos war, als die Ausführung des Kuhnschen Rathes, nur mußte er freilich anders gehandhabt werden, als hier im Ganzen, in allen Organen der Führung geschah.

Um so erschütternder wirkten nun die Hiobsposten, welche den unglücklichen Feldherrn am Abend aus seinen Illusionen rissen. Er fühlte alle seine Trümpfe, die er am Morgen mühsam in seine Hand gebracht, vernichtet und entschloß sich zur Defensive. Krismanic mag sich dabei allein eines trübseligen Triumphes erfreut haben. Seine geliebte Stellung bei Dubenetz trat nun für kurze Stunden in ihr trauriges Recht.

29. Juni. Friedjung liefert auf den Seiten 123—135 die kritischen Kommentare zu diesem verhängnißvollen Entschluß, und auf sie muß ich die Blicke lenken, bevor ich auf die Art der Durchführung eingehe.

Da vermag ich zunächst mein Erstaunen nicht zurückzuhalten, wie man noch aus der Lage am 28. abends eine Offensive der gesammten österreichischen Armee gegen die Zweite preußische für möglich halten kann, bloß weil diese nun greifbar da ist und vernehmlich an die Elb-Pforte klopft. Wie schon so oft muß daran erinnert werden, daß alsdann der ungleiche und darum aussichtslose Kampf der Iser-Armee sich bereits nahe im Rücken der österreichischen Unternehmung gegen die Zweite Armee abspielt. Ich erinnere Friedjung ferner an seine eigenen schon einmal erbrachten Worte: „Ganze Armeekorps sind nicht so leicht verschiebbar, wie ein Reiter sein Pferd herumwirft, um immer aufs Neue eine andere Richtung einzuschlagen".

Sie liefern jetzt eine zündende Wahrheit, an die ich mich halte. Es war wahrlich gegen dieses strategisch bindende Gesetz schon viel und übertrieben gesündigt worden. Jetzt trat der Nachtheil hinzu, welcher sich bei am falschen Fleck einmal versammelten Massen stets zeigen muß. Sie sind bewegungsunfähig, bezw. ganz besonders schwerfällig bei Veränderungen in der Operationsrichtung, und diese hatte man am Morgen des 28. schon einmal vorgenommen und wieder rückgängig gemacht.

Darauf sehe ich mir aber auch den Gesammtvormarsch von Olmütz her noch einmal an, um ihn nun auf seine eingetretenen Folgen zu prüfen. Die nächste war, daß man in der Höhe von Josephstadt des Halts zum Aufschließen bedurft hatte. Erschien der Gegner in seinen Anmärschen getheilt, so war man es selbst noch viel mehr durch die Tiefe des eingenommenen Raumes. Der Gegner brachte von sechs Punkten aus kampfbereite Streiter in vordere Linie, während man dies zunächst nur von einem aus vermochte. Dabei fühlte man die eigene Kampfhandlung im Nachtheil und mußte unter Festhaltung der Tete die Zeit mit Versammlung verschwenden. Bei diesem Verfahren erreichte man dennoch bis zum 28. nicht mehr, als daß derselbe Prozeß sofort sich wiederholen mußte, so wie man sich fortbewegen wollte. Die Handlung erinnert an die eines Geizigen, der Schätze häuft und sie dadurch unproduktiv macht. Dabei nun ereignete sich der Nachod—Skalitzer Zwischenfall mit seinen erheblichen Kreuzungen hin und her, so daß das 6. und 8. Korps ihre befohlenen Aufstellungen an diesem Abend nicht wieder erreichten (Bd. II, S. 101, Anmerkung) und schuf so die Ursache, warum der Vormarsch auf Jitschin abermals vertagt wurde.

An sich freilich war dieser neue Aufschub überflüssig, denn auch mit ihm war immer nur ein Korps am 29. an die Entscheidungsstelle zu bringen. Das liegt im System der Versammlung großer Massen vor der Entscheidung. Dieses eine Korps, das 3., hätte dagegen Jitschin schon am 28. erreichen können, während die anderen in der Marschordnung

folgten. Das genügte bekanntlich in diesem Falle, da zwei Korps bereits kampfbereit dort standen.

Jetzt aber stelle man sich den Vormarsch dieser Massen aus ihrer Versammlung mit nordwestlicher Front über die Elbe zwischen Josephstadt und Königinhof, also in nordöstlicher Richtung, in seiner Durchführung vor. Bewilligen wir der Unternehmung den gleichzeitigen Uebertritt von drei Armeekorps (einschließlich des schon auf dem linken Ufer befindlichen 4.), so haben diese gleichzeitig aufmarschirend, gegen die Zweite Armee zu kämpfen, welche sich mit zwei Armeekorps in erster Linie voll entwickelt von Praußnitz—Kaile und Skalitz naht, während auf jedem Flügel ein weiteres Armeekorps als Staffel angehängt in geringem Abstande folgt. Die taktische Entwickelung ist für die Oesterreicher eine so ungünstige, daß sie bei feindlichem Angriff schon im Aufmarschverfahren ersticken muß. Je mehr der Opfer wurden, welche über die Elbe gelangten, desto größer wurde die Niederlage. Das verbürgt die konzentrische Wirkung auf gehäufte Massen bei heutiger Bewaffnung. Das Heer des Kronprinzen von Preußen brauchte dabei am 29. nur seine jetzt einfach vor ihm liegende strategische und taktische Pflicht zu thun, woran nach den Vorgängen des 27. und 28. gar kein Zweifel aufkommen kann. Die Aufgabe liegt so klar nach den gesteckten Marschzielen vor der Front jedes der Korps, daß sie nun von keinem derselben mehr zu verfehlen ist.

So also gestalten sich die Dinge in der Front, deren Rücken am Abend die bei ihrem Kampf im Stich gelassene Iser-Armee zueilt. Der tragische Verlauf der Ereignisse beim 1. österreichischen Korps war freilich nicht vorauszusehen. Daß sich hingegen die preußische Erste und Elb-Armee endlich in Gang gesetzt hatten, war aus den Ereignissen von Münchengrätz am 28. wohl bekannt. Der 29. war also der allerletzte Termin, zu welchem der Iser-Armee Unterstützung zufließen mußte, falls sie nicht geschlagen oder zurückgerufen werden sollte. Auf dieser Thatsache begründet sich der bei Weitem richtigere Entschluß des Feldzeugmeisters.

Papier ist geduldig und erträgt die kühnsten Behauptungen. Friedjung ist kein Soldat von Fach und folgt in seinem Unparteilichkeitstriebe lediglich dem Zuge der öffentlichen Meinung, welche theils oberflächliche, leidenschaftlich erregte Anklagen ungeprüft für baare Münze nimmt, theils zur Entgegennahme sachlicher Wahrheiten überhaupt nicht befähigt ist. Weil dem nun aber einmal so ist, dürfen die gesammelten kritischen Urtheile des Friedjungschen Buches nicht ganz unwidersprochen entgegengenommen werden. Das im Uebrigen so bedeutende Werk schafft sonst Legenden, die wahrer kriegsgeschichtlicher Belehrung ernstlich entgegenstehen. Nur weil es auf diese ankommt und sie das wirksamste Mittel für die Heeresfortbildung liefert, treibt es mich an, jene Urtheile zu widerlegen.

Jetzt aber gilt es, den Wechsel des Benedekschen Entschlusses für den 29. Juni mit gleichem Ernst zu prüfen, denn mit ihm beginnt der Prozeß des Todeskampfes, in welchem der Austrag „des strategischen Problems" (Friedjung S. 29) erfolgt.

Sichtlich fehlt es auch nach Bekanntwerden der Gablenzschen Niederlage am zwingenden Grunde zur Aufgabe des Offensivgedankens in der Richtung auf Jitschin. Noch immer konnte am 28. abends oder am 29. in aller Frühe das 3. Korps von Miletin aufbrechen und ihm die anderen Heertheile folgen. Mit dem Festeticschen Korps konnten nun vielleicht die beiden zuletzt geschlagenen die Defensivaufgabe in der starken Elb-Stellung übernehmen. Vor dem 30. drohte ihnen ein ernsthafter Angriff seitens der preußischen Zweiten Armee keinesfalls, und bis dahin sollte schon ein Sieg gegen die Erste Armee erfochten sein. Ein Entscheidungskampf stand hier jedenfalls unmittelbar bevor.

Aber die moralischen Imponderabilien spielen im Kriege doch eine zu große Rolle. Innerhalb zweier Tage waren drei Armeekorps von sechs vorhandenen entscheidend aufs Haupt geschlagen worden; die dabei erlittenen Verluste lasteten überwältigend auf der Truppenmoral, und zu verwundern ist es daher nicht, daß auch die Benedekschen Nerven dem ungeheuren Drucke, der auf ihnen lastete, nachgaben. Von einem Mangel an Entschlossenheit vorher zu reden, wie Friedjung thut, ist nachweislich falsch. Jetzt aber wollte er seine Versammlung nur noch zu einem gewaltigen Vertheidigungskampfe ausnutzen. Der Gedanke erscheint an sich wiederum logisch und einfach genug, wir haben ihn daher nur auf seine Ausgestaltung und Durchführung zu prüfen. Verhehlt kann dabei nicht werden, daß fortab die gewaltigen Fehler einsetzen, für welche auch die wohlwollendste und geneigteste Kritik keine Entschuldigung mehr finden darf.

Das Verfahren bei Besetzung der Stellung von Dubenetz liefert ein abschreckendes Beispiel und ist nur in diesem Sinne des Studiums werth, weil in einem großen Heere der Gegenwart die reine Stellungsreiterei stets ähnliche Erscheinungen zu Tage fördern muß. St. Privat—Gravelotte bekräftigt diese Behauptung. Wer bei der strategischen Defensivoperation dem taktischen Angriffsgedanken entsagt, wird zum Stellungsreiter, und in Sonderheit die Stellung von Dubenetz mußte dann zur beiderseitigen Umfassung durch den Feind führen, selbst, wenn sich das Iser-Heer, wie geplant, völlig unbezwungen auf und in dieselbe zurückzog. Ein Blick auf die Karte, ja selbst ein solcher auf die dem Friedjungschen Buche angeschlossene Skizze genügt, um diese Behauptung zu belegen. Die Stellung hat ihre stärkste Front gegen Norden und Osten, und das preußische Hauptheer mußte sich ihr schon unter dem einfachen Beibehalt seiner bisherigen Marschrichtung umfassend nahen. Zum Schutz dieser so

gefährdeten Flanke scheint die Iser-Armee selbst etwa bei Horitz bestimmt gewesen zu sein; daran schloß sich dann das 3. Armeekorps bei Miletin, alle übrigen fünf Armeekorps wurden gegen die Elbe, etwa von Königinhof bis zur Aupa-Mündung, verwandt — also blieb die Majorität der Kräfte auf derjenigen Front, welche nach Gesammtlage und Gelände die überwiegend stärkere war. Da man mithin die lokalen Vortheile zur Schonung der Kraft nicht ausnutzte, um sie in erhöhtem Maße an entsprechender Stelle bereit zu halten, öffnete man schon damit der Ersten und Elb-Armee geradezu die Thore. Hinzu trat dann die durch die Gesammtoperation sich wie ein rother Faden durchziehende Neigung zu enger Versammlung. Die Aufeinanderpackung des Heeres in eine möglichst eng geschlossene Front veranlaßte vom 29. morgens ab bis zum Morgen des 30. unausgesetzte Schiebungen der Korps, welche Friedjung drastisch genug beschreibt. Sie richteten unter Schädigung der Truppenmoral grenzenlose Verwirrung an. Ganz naturgemäß war aber dieser gesammte Heeresaufbau bereits mitbesiegt, als sich, durch die unseligen Pflichtversäumnisse bei der Befehlsvermittelung veranlaßt, die Iser-Armee über Horitz geschlagen zurückzog.

Es rächte sich eine Operationsweise, welche ohne alle Frontbreite eine übertriebene Tiefe eingenommen hatte. Hätte die Frontbreite schon vorher bis mindestens nach Smidar gereicht, so brauchte man zum Aufschließen nicht anzuhalten, oder dieses Anhalten geschah doch mit dem linken Flügelkorps auf der Straße Smidar—Jitschin. Mit einem Korps bei Horitz oder Miletin und dreien in der Linie Josephstadt—Königinhof behielt man immer noch eins in der Reserve, falls man es mit Rücksicht auf den Anmarsch nicht gleich und ohne Weiteres dem Smidarer Flügel zuwenden konnte. Möglichste Stärke dieses Flügels war die beste Reserve an sich. Auf Grund solcher Lage konnte die Iser-Armee bei rechtzeitigem Abmarsch am Morgen des 29. auf kürzestem Wege nach Miletin—Horitz zurückgerufen werden, wo sie alsdann das Zentrum der Schlacht gebildet hätte. Eine solche einfachste Veranstaltung war nun freilich nach dem Vorverfahren nicht mehr durchführbar, und darum war nun die Iser-Armee auf Smidar zurückzurufen. Dort bildete sie alsdann den linken Flügel der Schlacht, welche unfehlbar am 30. die große Entscheidung schaffen mußte. Die Entscheidung forderte den Offensivgedanken auf diesem Flügel und hatte sich dazu die nöthige Operationsfreiheit gewahrt. Die Irrlehre, welche schon vor der Entscheidung einen ganz bestimmten Schlachtaufmarsch fordert, verbunden mit dem unseligen Vorbilde von 1778, verhinderte die Gunst der Geländeumstände zur Sparung von Truppenkraft auszunutzen, um sie an anderer Stelle ansehnlicher zu machen und sie für den Angriffserfolg bereit zu stellen. Das hätte schon Laudon im vorigen

Jahrhundert in bescheideneren Grenzen besser verstanden, und wenn die Landesbeschreibungskarte dem General Krismanic diese Aufklärung nicht schuf, so war sie weniger als werthlos in seiner Hand.

Meine oben erbrachte Disposition sieht von jeder genauen Lokalkenntniß auf dem linken Flügel an der Cidlina ab. Solche Lokalkenntniß ist auch relativ werthlos gegenüber den Verbindungen und Entfernungen, die im Auge zu behalten sind. Mit der Tagesmarschentfernung ist der Eingriff der Smidarer Gruppe gesichert, je nachdem sich der feindliche Anmarsch wendet. Dafür ist ein vorgängiger Aufbau in Schlachtordnung, wie ihn Daun im achtzehnten Jahrhundert für unerläßlich hielt, und Napoleon ihn noch immer in gewisser Weise bevorzugte, weit von der Hand gewiesen. Der Durchbruch im Centrum, wie ihn Napoleon liebte, bezw. die Sorge vor demselben können bei heutiger Bewaffnung keinen Gesichtspunkt mehr bilden, wenn nur bei den vergrößerten Gefechtskörpern das taktische Zusammenwirken gewährleistet ist. Nur hierzu darf das Gelände kein Hinderniß bieten. Mit solchen Mitteln hatte es Benedek in der Hand, noch immer zu einer ruhmreichen und ebenbürtigen Schlacht zu gelangen. Dazu fehlte es ihm aber, um im Moltkeschen Sinne zu reden, an den richtigen Aushülfen, und ich erinnere hier an das schon früher niedergeschriebene Wort, daß selbst, wenn man die gesammte strategische Lehre auf das Gebiet solcher Aushülfen verweisen wollte, diese gewisser Grundsätze nicht entbehren können. Die Moltkesche Lehre greift zu anderen Aushülfen als früher selbst die Napoleonische, geschweige die Daunsche aus dem vorigen Jahrhundert.

Nach diesen Auseinandersetzungen halte ich es für überflüssig, auf alle die Mißgriffe näher einzugehen, welche sich die Heeresleitung in der Stellung bei Dubenetz behufs Herbeiführung vermeintlich allergünstigster Geländeausnutzung zu Schulden kommen ließ und mit denen sie die Truppen namenlos quälte. Friedjung sagt auf Seite 141 zum 29. das höchst charakteristische Wort: „Am Abend war die Verwirrung so groß, wie — wenn es nicht frivol ist, einen solchen Vergleich zu ziehen — am Schlusse einer schlecht arrangirten Quadrille."

Ebenso mögen die Sünden, die bei Jitschin in der Befehlsgebung und ihrer stets verspäteten Vermittelung zu Tage traten und dort das größte Unheil zu Wege brachten, alle Einheit der Heeresführung aufhebend, auf sich beruhen. Sie findet der Leser im Friedjung auf den Seiten 161 bis 164 und dann Seite 171 so eingehend und klar auseinandergesetzt, daß sich meine Arbeit mit ihren Einzelheiten nicht mehr abzugeben braucht. Sie sind haarsträubend und wirken auf den militärischen Leser, um so überwältigender, als sie sich im Zeitalter der Telegraphie im eigenen Lande abspielen. Dazu mußte sich das Hauptquartier auch

noch am Morgen des 29. in einen Ort begeben, der gar keine Telegraphenstation besaß. Es ist, als ob es sich zu einem Zeitpunkt, wo sich seine Allgegenwart am meisten nothwendig machte, den Reizen eines kurzen Einsiedlerlebens hinzugeben wünschte. Aber nach meinen vorangegangenen Erörterungen wolle Friedjung doch erkennen, daß seine Aeußerungen auf S. 130 nicht völlig zutreffen. Sie lauten:

„Es hätte sich, wie man sieht, hier ein Kampf entsponnen, ähnlich dem späteren bei Königgrätz" — und einige Zeilen tiefer: „Wäre es also bei Josephstadt wirklich zum Kampf gekommen, so hätte der Grundgedanke Moltkes, die Oesterreicher in einem umfassenden Angriff zu schlagen, einige Tage vor Königgrätz an einer anderen Stelle, bei der nördlicheren der beiden Elb-Festungen, zur That werden müssen".

Das war freilich thatsächlich so, aber doch nur bei den Dispositionen Krismanic-Benedeks. Diese Umfassung auf dem linken Flügel wurde lediglich das Produkt ihrer Maßnahmen. Nur wenn man in centrale Stellungen zusammenläuft, muß man das Objekt konzentrischen Operationsverfahrens werden. Die beiderseitige Umfassung bildet keineswegs einen Bestandtheil Moltkescher Kriegsprogramme. Es wird genügen, dies an dem gegebenen praktischen Fall noch einmal nachzuweisen. Moltkes Unternehmungen faßten nur gerade vor der Front liegende Ziele ins Auge. Sie begünstigten allerdings die Anmärsche in das Schlachtfeld von zwei Fronten, gewährte dann der Gegner auch noch die allseitige Umfassung durch seine Maßnahmen, dann freilich um so besser und taktisch wirksamer.

Nach alledem sei nur noch eines hervorgehoben. Selbst für den 30. fehlt den Friedjungschen Betrachtungen noch immer nicht ganz die Bemerkung, daß eine Offensive gegen den preußischen Kronprinzen eine Chance gebildet habe. Er sagt nämlich auf S. 144 in Besprechung der Lage dieses Tages: „Für die Oesterreicher gab es nur noch eine Chance, wenn sie sich nämlich auf den Kronprinzen warfen, bevor ihnen Prinz Friedrich Karl in die Flanke brach".

Es wird unabweisliche Pflicht, vor Kriegslehren dieses Stils zu warnen, möge ihre Bezugsquelle sein, welche sie immer will, und ich nutze sie lediglich zum Nachweise, daß selbst in diesem schwächsten Augenblick der Benedeksche Führungsentschluß an sich noch immer wieder brauchbarer ist als die so gegen denselben gerichtete Kritik. Auch hier aber muß ich beweisen, was ich behaupte. Es stehen jetzt die preußischen Korps des Kronprinzen (Garde- und V.) „Schulter an Schulter" auf der Linie Königinhof—Gradlitz, das VI. unmittelbar daneben, wie Friedjung auf S. 133 richtig erkennt. Die Parteien waren hier nur durch die Elbe mit ihren beiderseitigen, im Allgemeinen kahlen aber steilen Hängen von einander getrennt, wobei beider Stellungen gleich stark und rein frontal

nahezu unbezwinglich waren. Ein Angriff der Oesterreicher jetzt noch auf die preußische Zweite Armee wäre zu einer Stoßtaktik gegen den Hinterlader geworden, welche Alles übertraf, was in dieser Beziehung in dem bisherigen Verlauf des Feldzuges geleistet bezw. von der Kritik gerügt ward. Dazu denke man sich das Herannahen des Prinzen Friedrich Karl auf den Rücken dieser Unternehmung, und das Débacle — wie Benedek sagt, des 1. österreichischen Korps, das ihm voranging!

Benedek also beschließt den Rückzug. Einzuwenden ist, daß er bei 30. Juni.
dem dabei gewählten Verfahren eigentlich nicht mehr ausführbar war. Benedek stand nun inmitten eines jener Wirbelstürme, wie sie auf tropischen Meeren vorkommen, und von denen der erfahrene Seemann behauptet, daß das Schiff zu Grunde gehen müsse, wenn es in sein Centrum geräth, falls der Natureyceß nicht rechtzeitig nachläßt; denn die gewaltsamen Luftstöße folgen sich dann blitzartig schnell von allen Seiten, so daß Steuer wie Maschine die Fähigkeit zu vorbeugender Einwirkung verlieren.

Auf dem rechten Flügel und der Front stand die Zweite Armee dicht heran, und über den linken Flügel hinaus floh das 1. österreichische Korps bis nach Königgrätz hinter den Rücken der Dubenetzer Stellung, während die Sachsen, wenngleich in mustergültiger Ordnung nur auf einem Umwege sich wieder anzuhängen vermochten. Aus solcher eng eingefaßten Lage mußte das tapfere und unglückliche Heer in seinem jetzt fast vollen Bestande von sieben Korps einen Tagemarsch zurücklegen. Hätte man sich die Bedeutung eines derartigen Aktes an der Hand der Lehre von den Marschtiefen schon in Friedenszeiten auf Generalstabsreisen oder auch nur durch graphische Darstellungen auf dem Papier jemals klar gemacht, so wäre freilich schon die ganze österreichische Operation von Olmütz an ein wenig anders gehandhabt und die klassische Stellung jedenfalls so nicht betreten worden. Hier stecken die Fehler, welche in der alle Kräfte erschöpfenden Verwirrung vom 1. Juli zum Ausdruck kommen.

6 Armeekorps, 4 Kavallerie-Divisionen und 1 Armee-Geschützreserve sollten mit allen ihren Trains jetzt an einem Tage auf vier Straßenzügen bis hinter die Bistritz zurückgelangen, eine Operation, die selbst bei allersorgfältigsten Einzelanordnungen der Oberleitung zu den allerschwierigsten und anstrengendsten gerechnet werden muß. Der Armeebefehl genügt aber den zu stellenden Anforderungen keineswegs. Statt ganz genau anzugeben, in welchen verschiedenen Zeitabschnitten die auf eine und dieselbe Straße gesetzten Heereskörper ihre Bewegungen auszuführen hatten, überließ der Armeebefehl die Hauptanordnungen ihrer wechselseitigen Verständigung, setzte aber gleichwohl für alle die eine Aufbruchszeit 1 Uhr nach Mitternacht und die unverzügliche Voraussendung der Trains fest.

Da nun der 30. Juni in der Hauptfront an der Elbe die wiederholtesten Alarmirungen brachte, kann es nicht Wunder nehmen, daß die Vereinbarung der Generalkommandos derartige Mängel der Anordnung nicht auszugleichen vermochte, und daß vom Beginn der Bewegung an Stockungen, Kreuzungen und Aufenthalte zur Regel wurden.

Das Rechenexempel, das zu dem Resultat der Unausführbarkeit der Unternehmung führt, falls der feindliche Wirbelsturm anhält, ist einfach genug.

Wunderbarerweise aber kam dieser Sturm im kritischsten Augenblick zum Stillstand. Es geschah sozusagen ein Wunder, welches das österreichische Heer vor Zusammenbruch ohne Kampf rettete. Zu untersuchen wird demnächst die natürliche Ursache desselben sein, jedenfalls vermochte die unglückliche österreichische Heeresleitung nicht mit ihm zu rechnen. Und darum fehlte es auch Benedek nicht an den handgreiflich vor ihm liegenden triftigsten Gründen zu seinem Telegramm an den Kaiser am 1. Juli vormittags 11½ Uhr: „Bitte Euere Majestät dringend, um jeden Preis den Frieden zu schließen. Katastrophe für Armee unvermeidlich". (S. 202.) Es ist der Todesschrei des inmitten des Wirbels stehenden Steuermanns, der sein Fahrzeug widerstandsunfähig zu Grunde gehen sieht. Nur die ohne Aufschub zu hissende Waffenstillstandsflagge vermochte in der fortbestehenden Drangsal durcheinander gehäufter Marschkolonnen und Trains vor ruhmlosem Tode oder noch unrühmlicherer Waffenstreckung zu retten, falls der Gegner in seinen so überlegen geleiteten Handlungen einfach verharrte. Das Alles hatte das trostlose Auge des Feldherrn klar und unabwendlich vor seiner auf das Aeußerste gepeinigten Seele.

Gelang bei alledem dieses Problem, stand das Heer erst wieder vom Feinde unbelästigt in seinen neuen Lagerräumen, so fiel auch die Ursache zu jenem äußersten Nothschrei in sich zusammen. Diesen Zusammenhang der Dinge konnte freilich der Kaiser in Wien nicht ahnen, denn dazu bedurfte er des Anblicks, zu welchem Benedeks praktischem Sinn das richtige Augenmaß nicht fehlte; persönliche Verzagtheit hatte auch jetzt nicht das Geringste damit zu thun. Das beweist sein entschlossenes Verhalten auf dem Rückzuge, als er sich von persönlicher Gefahr bedroht sah, und darum hat die Geschichtsforschung um so mehr die Pflicht, diese Umstände in das richtige Licht zu rücken.

Friedjung schildert im Uebrigen die Thatsachen und Erscheinungen dieses unheilvollen Rückzuges auf den Seiten 200 bis 205 höchst anschaulich und eindrucksvoll. Es sind die Schrecken der Beresina, übertragen auf die Landstraße und den Hochsommer; jeden Tritt auf dem Abmarsch mußte der Nachbar, gedrängt in qualvoll fürchterlicher Enge, vom Nachbar mit Gewalt erkämpfen. Und dieser Zustand dauerte von ein Uhr nach Mitter-

nacht und aus nächtlichem Grauen auch am Mittag des 1. Juli noch fort, und manche Truppentheile haben zur Zurücklegung der verhältnißmäßig kurzen Wegstrecke volle achtzehn Stunden bedurft.

So also wirft sich die Frage auf, ob Benedek nicht besser that, den großen Entscheidungskampf bei Dubenetz anzunehmen. Er setzte wenigstens sein großes Heer im kritischsten Moment des Feldzuges nicht völliger Wehrlosigkeit aus. Eine Verbesserung der Lage war selbst am 30. noch immer möglich, indem man durch Verschiebung des Ganzen und unter Schwächung der unnütz gehäuften Kräfte auf dem rechten Flügel eine Verstärkung des linken herbeiführte. Dadurch mußte es gelingen, die Kraftverminderung auszugleichen, welche beim 1. österreichischen Armeekorps eingetreten war. Die Sachsen aber waren offenbar so kampfbereit wie Tags zuvor, und es war sogar um so besser, wenn sie bei der dann entstehenden Lage ein wenig weiter abstanden. Der Offensivgedanke freilich, den ich vorhin vorangestellt, erscheint erheblich abgeschwächt, denn eine Ausdehnung aus eigener Front bis auf die Straße von Smidar war keinesfalls mehr herzustellen. Der excentrische Angriff von Horitz her mußte nun der Fortsetzung feindlicher Umfassung in der Richtung auf Königgrätz Halt zurufen. Noch immer erscheint die Lage dann aber noch vortheilhafter, weil mit größerer Armfreiheit ausgestattet, als diejenige, welche drei Tage später hinter der Bistritz eintrat.

Wendet sich nun unser Blick auf das sogenannte Wunder, mit dessen Hülfe der österreichische Rückzug von den verhängnißvollsten Folgen verschont blieb, so muß eingeräumt werden, daß es in Fehlern bei der preußischen Führung bestand.

Die erste Reibung erwuchs derselben durch den nothwendig gewordenen und nicht mehr aufschiebbaren Platzwechsel des großen Hauptquartiers von der Hauptstadt auf den Kriegsschauplatz. Im Sinne Moltkescher Operation waren die preußischen Heere bereits vereinigt, als am 29. Juni der Raum zwischen den Heeren (Arnau oder Königinhof bis Jitschin) auf einen Tagesmarsch herabgesunken war. In welcher Richtung aber die weitere Vorwärtsbewegung liegen werde, war keineswegs klar. Hinzu trat der Reisetag, an welchem freilich auch eine beständige Verbindung mit den Armeen aufrecht erhalten wurde. Beregte Unklarheit aber entwuchs dem Fehler, die Kavalleriemassen des Heeres vereinigt hinter seiner Front nachzuschleppen. So allein konnte sich der Wahn einschleichen, daß man zwischen Jitschin und Josephstadt gar nicht mehr die große Masse des österreichischen Heeres vor sich habe, dieses vielmehr schon in einer anderen Richtung und unter Annahme einer veränderten Front die Hauptentscheidung anbahne. Die Gunst der thatsächlichen Umstände erschien zu groß, um glaubhaft zu sein, und es wäre operativ zu viel weggegeben worden, falls

man auf Grund sanguinischer Annahmen das Fangnetz auf Dubenetz und Chlum zu früh zuschnürte. Zur Rechnung mit den verschiedenen Möglichkeiten bedurfte man nun der Operationspause. Hinzu trat, daß bei allem Wissen und Können und trotz seiner sechsundsechzig Jahre Moltke seinen Jungfernfeldzug machte, und durch ihn führt am zweckmäßigsten eine besonnene und umsichtige Methodik. Auch war sein allerhöchster Kriegsherr noch älter und hatte doch nach der halbjahrhundertlangen Friedenspause nicht mehr Erfahrung auf diesen weiten Gebieten als er. So also kam es, daß die Bewegung des Prinzen Friedrich Karl auf Smidar und Horitz am 1. Juli einschlief, ohne direkte Fühlung am Feinde zu bewahren, und der Kronprinz linkselbisch stehen zu bleiben hatte.

Vom 1. Juli bis 3. Juli.

Die weitere strategische Frage, ob der Rückzug aus der Dubenetz-Stellung nicht anders zu handhaben war, als geschehen, untersuche ich unter diesen späteren Daten, weil ich sie in den unmittelbaren Zusammenhang mit den Moltkeschen Erwägungen jener Tage setzen möchte. Diese geben uns gleichzeitig die sichersten Fingerzeige für das zweckmäßigste österreichische Verhalten.

Hierüber nun liefert uns das preußische Generalstabswerk die sichersten Aufschlüsse bei der Schilderung der Lage am 2. Juli auf S. 242. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich die preußischen Heere auf der Linie Smidar—Horitz—Königinhof—Gradlitz. Von der Zweiten Armee war nur das I. Korps bei Ober-Praußnitz und eine Avantgarde der 1. Garde-Infanterie-Division auf das rechte Elb-Ufer getreten. Der Abstand der gegenseitigen Vorposten betrug im Durchschnitt nur eine Meile, und dennoch waren die preußischen Operationszweifel noch immer nicht gelöst. Man vermuthete die österreichische Heeresversammlung linkselbisch. Zu dieser Lage erfolgt folgende Auseinandersetzung:

„Auf preußischer Seite war weder das Vorgehen (sic!) des Gros des österreichischen Heeres bei Dubenetz, noch der nächtliche Rückmarsch von dort bekannt geworden. Man vermuthete vielmehr die Hauptmacht des Gegners in einer Stellung hinter der Elbe mit den Festungen Josephstadt und Königgrätz auf den Flügeln. — Entweder mußten die Oesterreicher in dieser Stellung angegriffen oder aus derselben herausmanövrirt werden.

Ersteres erforderte, daß während des Angriffs der Ersten Armee auf die Front die Zweite gleichzeitig gegen die rechte Flanke vorging. Für letzteren Zweck hatte die Armee mit Rechtsum an der feindlichen Front vorüber nach Pardubitz zu marschiren, wo sie dann freilich alle Verbindungen des Gegners bedrohte. Dabei war aber Vorsorge zu treffen, daß dieser Flankenmarsch nicht durch eine Offensive aus der feindlichen Stellung heraus gestört werden konnte.

Im ersteren Falle mußte die Zweite Armee am linken Ufer der Elbe verbleiben, im anderen auf das rechte herübergezogen werden. Bevor hierüber ein Beschluß gefaßt werden konnte, war es durchaus nothwendig, sich nähere Kenntniß von der Lage des Gegners zu verschaffen, insbesondere auch darüber, welches Hinderniß die Elbe in der Front, die Aupa in der Flanke einem Angriff entgegenstellen. Wurden dort die Schwierigkeiten zu groß befunden, so blieb nur der Rechtsabmarsch ausführbar."

Man wird einräumen, daß mit diesen Sätzen der Ernst des Dilemmas zu Tage liegt, in welchem sich die preußische Heerführung nur darum befand, weil ihre Kavalleriemassen hinter der Front nachfolgten. Moltke zog dabei rein persönlich den für das preußische Heer schwierigsten Fall am meisten in Rechnung, und aus ihm ergiebt sich daher auch am klarsten die beste Aushülfe, welche Benedek bei Dubenetz wählen konnte, falls sie noch durchführbar war. Sie dürfte sich bei Weitem leichter haben ins Werk setzen lassen als sein Massenabmarsch hinter die Bistritz, der zu immer verhängnißvoller werdender Truppenanhäufung auf verengten Räumen und zu einer Schlachtstellung mit dem Rücken gegen den Strom führte.

Für einen geplanten Abmarsch *hinter* die Elbe war auf dem rechten Flügel die Festung Josephstadt wie von den Vorfahren ausdrücklich hingebaut. Die Benutzung des dortigen befestigten Elb-Ueberganges brachte die rechten Flügelkorps gleich hinter den Schutz, den zwei Wasserläufe, Aupa und Metau, anboten. Die anderen Korpsgruppen hingegen konnten nun von Miletin die sämmtlichen Wege zur Elbe zu ihrem gleichzeitigen Abmarsch auf die festen Uebergänge Smiritz, Lochmitz, Plecka und Königgrätz ausnutzen. Dazu vermochte ihnen sogar die Iser-Armee in ihrer gegenwärtigen Lage eine ganz wirksame Aufnahmestellung zu schaffen, wenigstens konnte bis zu Mittag des 1. Juli wohl selbst vom 1. österreichischen Korps ein solches Maß von Kampffähigkeit wieder erwartet werden, und die Unterstützung durch die Sachsen und Edelsheim stand schon vorher außer allem Zweifel. Damit wurde bis zum 1. abends die von Moltke am meisten gefürchtete Lage der österreichischen Armee herbeigeführt, und Arm- und Aktionsfreiheit waren wiedergewonnen. Wenn dem General Krismanic die Landesbeschreibungskarte solche Fingerzeige nicht gab, so war sie freilich nutzlos, wahrscheinlich sogar verderblich in seiner Hand, weil er mit derselben schon wieder eine sogenannte starke Centralstellung hinter Chlum—Lipa und der Bistritz witterte. Aber selbst Benedek mochte eine solche Maßregel gar nicht in den Sinn kommen, weil sie gegen den herrschenden Grundsatz verstieß, nur unter steter Versammlung der Kräfte zu handeln, und dieser führte die Theile jetzt wie in einen Strudel. Dieser ganz einseitig angewandte Grundsatz also war der eigentliche Heerverderber in diesem für Benedek so tragischen Feldzuge.

Friedjung giebt uns in seinem Bericht über die Anschauungen im preußischen Hauptquartier in den denkwürdigen Tagen bis zum 2. Juli auf den Seiten 209 und 210 auch eine Schilderung, welche ungefähr dem Citat aus dem preußischen Generalstabswerk entspricht, auf den Schlußsatz geht er aber nicht näher ein. Auf die unter Umständen geplante Rechtsschiebung des gesammten Preußenheeres bis über Pardubitz muß aber doch ein Scheinwurf gerichtet werden, bevor auf die von Friedjung festgestellte Meinungsverschiedenheit zwischen Moltke und Blumenthal eingegangen wird.

Es ist uns nicht überliefert, mit welchen Mitteln Moltke eine so ungewöhnliche und meilenlang fortzusetzende Flankenbewegung derartiger Massen in Feindesnähe durchzuführen gedachte. Erwähnenswerth bleibt der Gedanke, weil seine Durchführung Benedek die Gelegenheit bot, die großartig gedachte Handlung aus der Elb-Stellung in Ueberschreitung des Stromes mit Hülfe aller verfügbar zu machenden Uebergänge anzufallen und zum Stillstand zu bringen. Sicher hätte Moltke alle ihm zu Gebote stehende Führungskunst zur Hand gehabt, um stets einem solchen Stoß bereite Heertheile entgegenzusetzen und unter deren Schutz die sich fortzubewegenden zum Kampfe einschwenken zu lassen. Die Unternehmung erfordert sichtlich ein in allen seinen Theilführungen selten gehorsames und geschicktes Heer und erinnert in vergrößertem Maßstabe an die Wagestücke Friedrichs bei Kollin und Leuthen.

Nun aber bedarf es noch einiger Worte über die Meinungsverschiedenheit, welche zwischen Moltke und Blumenthal bestanden haben soll. Friedjung berichtet darüber auf S. 209 und 210 seines II. Bandes, und die Sache an sich ist um so interessanter, weil er in seinem großen Unparteilichkeitstriebe dazu gelangt, beiden genialen Feldherren in ihren diametral entgenstehenden Anschauungen Recht zu geben. Dieses Problem gelingt ihm unter Zuhülfenahme des thatsächlichen Verlaufs der Dinge. Gerechter Forschung zur Ermittelung stichhaltiger Belehrung kann damit keinesfalls Genüge geschehen. Kurz gefaßt wollte Blumenthal, immer nach Friedjungs Behauptung, die Zweite Armee sofort über die Elbe bringen und Front an Front mit der Ersten Armee, wie das Schlagwort lautet, dem Feinde die Hauptschlacht anbieten. Zu beachten bleibt dabei, daß zur Zeit er so wenig wie Moltke wußte, wo sich dieser Feind eigentlich in seinen Hauptbeständen aufhielt. Die Ausführung dieses Vorschlages hätte nur darum zum Erfolge geführt, weil der Gegner sich wirklich versammelt auf dem rechten Ufer vorfand. Stand er auf dem linken, so griff die Anordnung fehl und ward zum Mißgriff, da sie alle bisher gewahrte operative Ueberlegenheit aufhob. Die Armee mußte sich dann aus kaum bewirkter Versammlung von Neuem theilen, um überhaupt wieder operationsfähig zu werden. Das nahm Tage in Anspruch, die dem Gegner einfach zu gute

kamen. Und darum steht die Moltkesche Anordnung um Vieles höher als dieser Vorschlag, denn sie blieb allen Lagen zum Gegner am meisten gewachsen. Der kurze Tagemarsch über die Bäume von Horenowes führte die Zweite Armee ganz eben so sicher zum Siege wie der Blumenthalsche Vorschlag, aber das Verbleiben derselben auf dem linken Elb-Ufer befähigte sie gleichzeitig zu ihrer direkten Verwendung auf die feindliche rechte Flanke, auch wenn diese sich östlich der Elbe bot. Moltke soll übrigens mit einem Freudensprunge sein Lager verlassen haben, als er in der Nacht vom 2. zum 3. die sichere Nachricht über die Nähe des Gegners entgegennahm. Abermals führt die Betrachtung auf die Thatsache, daß Moltke auch hier keine allseitige Umklammerungstheorie, wie Friedjung schließt, im Auge hatte, sondern lediglich seine allgemeine strategische Ueberlegenheit wahren wollte. Sie lag in der beibehaltenen Trennung der Heere bis in den Punkt der Entscheidung hinein.

Und mit diesem Gedanken schließe ich meine strategischen Erörterungen über die beiderseitigen Maßnahmen in diesem kurzen Feldzuge. Noch in einem viel weiteren Sinne als Friedjung im Beginn seiner Darstellung meint, platzten in demselben zwei große Gegensätze aufeinander. Der eine Theil verharrt in einer freiwilligen Theilung der Kampfgrößen bis in die Hauptschlacht, der andere wählt die Versammlung von Hause aus und will nichts ohne sie vornehmen, sei es in der Bewegung nach vor- oder rückwärts oder beim Anhalten. Sein Grundsatz erweist sich aber so zeitraubend wie unausführbar. Thatsächlich konnte Benedek auch aus seiner Versammlung bei Olmütz, um mehrere Tage früher an der Iser eintreffen, wenn ihm nur der herrschende leidige Grundsatz nicht im Wege gestanden, und ihn am 26. zu einem neuen Kraftaufmarsch bei Josephstadt genöthigt hätte. Bei dem fortbestehenden Mangel an Frontbreite in der Operation nützte er ihm zu gar nichts. Unbeengt durch jenen Grundsatz aber, wäre er in ständiger Fortsetzung der Bewegung und, wenn das 2. Korps an der Tete blieb (siehe S. 31, 32) am 26. bei Jitschin und am 27. vor der Iser mit der Iser-Armee vereint gewesen und konnte hoffen, an diesem Tage dort der Kampfüberlegene zu sein. Folgten ganz unmittelbar zwei weitere Korps, so hatte er damit gegen die Heere des Prinzen Friedrich Karl überhaupt die numerische Ueberlegenheit und konnte die viel genannte und mit Recht gerühmte Elb-Stellung mit dem Rest seiner Korps behaupten. Freilich hätte die Zweite Armee, am 28. vor der Elb-Stellung erscheinend, sicher ihr rechtes Flügelkorps (I. Armeekorps) über Arnau zum Eingriff in die Hauptentscheidung detachirt. Ueber den Erfolg zu entscheiden, halte ich für vermessen, die Richtigkeit des Behaupteten aber läßt sich mit dem Zirkel auf der Karte nachprüfen, woraus ich folgere, daß der Plan des Feldzeugmeisters an sich der relativ richtigere war, trotz aller verurtheilenden Stimmen, die

sich nachträglich gegen ihn erhoben, bloß weil er bei der Ausführung so völlig mißglückte. Damit schließe ich mich dem Gesammturtheil Willisens, das Friedjung gleichfalls wiederholentlich erbringt, an. Das Mißlingen aber lag begründet in der Zeitversäumniß, die der in der österreichischen Armee zur Macht gelangte falsche Grundsatz in erster Linie schuf, lag in dem Entschluß, welcher zwei Korps an die Pässe der Zweiten preußischen Armee entgegenschickte, lag ferner am Ungehorsam des Erzherzogs Leopold und endlich nicht zum geringsten Theil an dem mangelhaften, unsagbar schlechten Befehlsverkehr in der gesammten Armee; nicht einen Augenblick aber in einem Mangel an Entschluß oder unmotivirtem Zaudern des stets beherzten und kampfdurstigen Feldzeugmeisters. Ganz derselbe unheilvolle Grundsatz steter Versammlung führt Benedek auch in den Schlachtkessel von Königgrätz und in den großen Kampf, den Friedjung als eine erhabene Donquixotiade (S. 200) bezeichnet.

Für die Meinung, daß Benedek die Zweite Armee bei ihrem Heraustritt aus den Pässen hätte angreifen müssen, versucht Friedjung schließlich auch die Moltkesche Autorität auszumutzen. Besonders überzeugend werden aber die auf S. 194 erbrachten Aeußerungen kaum wirken. Sie lauten:

„Ueber die Frage, welche Aussichten die Oesterreicher bei einer kühnen Kriegführung gehabt hätten, sprach sich später Moltke aus, der wenn auch in dieser Frage selbst Partei, ein höchst beachtenswerthes Urtheil fällt. Er stimmt denjenigen zu, welche sagen, daß Benedek am besten gethan hätte, mit allen Kräften gegen die aus den Engpässen hervortretende schlesische Armee vorzugehen. Aber er meint, daß es für das österreichische Heer überhaupt zu spät war, noch einen den Feldzug entscheidenden Sieg über einen der preußischen Heerestheile, und sei es über welchen immer, zu erfechten; dazu standen sich die beiden preußischen Armeen zu nahe."

Damit glaubt Friedjung einen der wichtigsten Zeugen für den „Kuhnschen Ausspruch" ins Treffen zu führen, während ich denselben ebenso für meine Behauptungen einsetzen kann. Es wird doch bei einer täglich und unausgesetzt lebendig wechselnden Lage auf den Moment ankommen, für welchen ein so allgemein hingestellter Satz Geltung haben soll. Am Tage von Skalitz, also am 28. war die Zweite Armee nicht anzugreifen, da sie noch nicht da war; von da ab war es zu spät zu einem solchen Angriff, weil die Erste und Elb-Armee bereits viel zu nahe waren. Das ist doch zweifellos des Pudels Kern auch in obigem Satz, der alsdann noch durch die klassisch gewordenen Worte über die nöthigen Abstände auf innerer Linie erläutert wird, welche schon an zwei Stellen in diesen Blättern angeführt sind, auf die jetzt daher nur Bezug genommen zu werden braucht (S. 17 und 32). Ich nehme daher an, daß Moltkes Aeußerung nur in dem Sinne gethan ist, in dem auch ich an

früherer Stelle (S. 64) einen Sieg über Steinmetz für unter Umständen werthvoll bezeichnet habe, nämlich, wenn er zur Einleitung und Sicherung eines allgemeinen Rückzugs hinter die Elb-Linie angestrebt wurde. Noch besser aber wäre es für Benedek gewesen, wenn er die im Schlußtheil des Moltkeschen Satzes enthaltene Wahrheit schon einige Tage früher erkannt und die Elbe gar nicht erst überschritten hätte.

Ward, wie bei dem von Friedjung hervorgehobenen überlegenen österreichischen Kundschaftsdienst kaum fraglich, jene Wahrheit rechtzeitig erkannt, so war es erforderlich, den bisherigen Grundgedanken in der Höhe von Pardubitz aufzugeben und dort zu einem eigenen strategischen (nicht etwa taktischen) Aufmarsch zu schreiten. Er ist niemals erfolgt, denn zu einem solchen gehört bei gegenwärtigen Heerstärken die Herstellung einer Operationsfront, welche die einzelnen Armeetheile zum gleichzeitigen und einheitlichen Zusammenwirken nach Straßenlagen breit nebeneinander setzt. Damit erst wäre man den nun vereinigten preußischen Heeren ebenbürtig geblieben, und zu diesem Zweck war der Lauf der Elbe und seine geometrische Gestaltung ein wichtiges Hülfsmittel. Ob ein großer Schlachterfolg bei Pardubitz oder an der Iser, ob rechts- oder linkselbisch erstritten wurde, blieb solchen Gesichtspunkten gegenüber gewiß militärisch wie politisch äußerst nebensächlich.

Der eigentliche Kampf fällt in das taktische Gebiet und damit in das nächste Kapitel; ich berühre ihn daher hier auch nur kurz und insofern, als er auf beiden Seiten die letzte Folge der beiderseitigen strategischen Grundsätze wurde. Das österreichische Heer wollte stets nur in der Versammlung handeln und seine konzentrirte Kraft einheitlich gebrauchen. Es erlangte seinen Willen in der Schlacht von Königgrätz in des Worts verwegenster Bedeutung und verzichtete auch noch in der zwölften Stunde freiwillig auf die Armfreiheit, die ihm seine verzweifelte Lage mit einem Wasserlauf hinter und einem vor der Front noch beließ. Es suchte allein sein letztes Heil in einer Centralstellung, die namentlich in der Front der Vertheidigung sehr starke Stützpunkte bot. Sonst mußte ihm die Landesbeschreibungskarte doch wohl anzeigen, daß sich mit den Höhen von Horenowes bezw. dem Plateau von Masloved Geländemittel anboten, deren richtige Ausnutzung die auf diesem Flügel besonders gefährliche Flankenbedrohung dem Frontalkampfe ferner hielt. Entschloß sich Benedek schon beim Rückzuge, dort einen bestimmten Heertheil (eine Armeeabtheilung) mit selbständig formulirtem Auftrage stehen zu lassen, so wurde nicht nur seine schwierige Bewegung wesentlich entlastet, sondern auch die verhängnißvolle Schlachtkatastrophe vermieden, welche Friedjung unter Anführung der drastischen Worte Benedeks auf S. 279 so anschaulich schildert. Die Schlacht.

Es war nicht nur die hier wiederum zu Tage tretende Erscheinung gehäuften Ungehorsams der Korpskommandanten, welche das Unglück

herbeiführten, auch das Benedeksche Verfahren hatte es planvoll genug vorbereitet. Friedjung berichtet uns auf S. 201, daß dem Feldzeugmeister beim Ritt von Dubenetz nach Königgrätz rein zufällig die Höhen von Lipa und Chlum als vertheidigungsfähig auffielen. In österreichischem Interesse war es gewiß zu beklagen, daß es nicht schon die Höhen von Horenowes und Maslowed waren, die ihm in ihrer weit größeren Bedeutung vor Augen traten. Hier mußte er stark sein, weil es sich um seinen bedrohten Flügel handelte, zur Abwehr nicht nur, sondern gegebenenfalls auch zum Uebergang in das Angriffsverfahren. Gerade weil seine Stellung in der Front so stark war, wie sie sich im Vertheidigungskampf gegen den Prinzen Friedrich Karl später erwies, erscheint dort der stets im Auge behaltene Angriffsentschluß entbehrlich und verfehlt. Gelang es hingegen bei fortgesetzt wirksamer Abwehr in der Front den nahenden Kronprinzen zu schlagen, so war allein ein Erfolg absehbar. Der rein centrale Durchbruch hingegen mußte in das stets sich steigernde Verderben führen, selbst wenn er der preußischen Ersten Armee einige Fuß breit Erde abgewonnen. So weit kann ich mich mit meinen Aeußerungen in die taktischen Maßnahmen hineinwagen, weil auch sie noch in dem österreichischerseits befolgten strategischen Grundprinzip wurzeln.

Auch die Preußen bleiben ihrem Grundsatz bis zum Schluß getreu, so lange als irgend möglich in der Trennung der Theile zu verharren. Er erwies sich wie auf der Linie Jitschin—Königinhof auch bis in das Schlachtfeld hinein überlegen und sicherte dem Angriff die wirksame Handlung aus zwei Fronten, auf welche Moltkesche Lehre bekanntlich den höchsten Werth legt.

In hohem Grade ruhmvoll für die österreichische Armee endete dieser große und entscheidende Kampf und erbrachte dem Feldzeugmeister doch wenigstens die Genugthuung sich als geschickter Taktiker zu bewähren. Als solchem gelang ihm stundenlang erfolgreiche und sogar überlegene Abwehr in rein frontalem Kampf und dabei errang sich seine Artillerie den obersten Platz unter den Waffen. Ein Mangel an Geschützen ist dabei nirgends hervorgetreten, und daher sei erlaubt auf einige Zahlenverhältnisse einzugehen, weil sie für die Zukunftsstrategie nicht ohne Bedeutung sind.

Es berechnet sich die Gesammtzahl der auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz vorhandenen Geschütze bei den Austro-Sachsen auf 794.

Der Plan zum österreichischen Generalstabswerk verzeichnet um 12 Uhr Mittags als im Feuer stehend bezw. in vorderster Gefechtslinie 48 österreichisch-sächsische Batterien, d. h. etwa . . . . . 374 Geschütze.
Bei den Reserven werden gleichzeitig verzeichnet 50 Batterien,
d. h. etwa . . . . . 390 „

Zusammen 764 Geschütze.

764 gegen 794 kann nicht auffallen, da die Oesterreicher bereits 16 Geschütze verloren hatten, die Höchstzahl also schon auf 778 gesunken ist; die Differenz beträgt also nur 14 Geschütze.

Die Zahl der in der großen Artilleriestellung am Abend ins Feuer getretenen österreichischen Geschütze beziffert sich mit 218. Aus dieser Uebersicht ergiebt sich, daß bis zu dem großen Schlußmoment im österreichischen Heere noch immer Geschützmaterial in der Reserve blieb, obgleich der zähe und in der großen Front unüberwältigt gebliebene Widerstand ganz vorzugsweise auf artilleristischer Leistung beruhte, während der schließliche Erfolg der Preußen doch wohl vorwiegend ihrer Infanterie zugesprochen werden muß. Darum stelle ich bei ihnen auch nicht die Gegenrechnung auf, die übrigens der obigen ungefähr gleichkommt. Auch lasse ich das Verhältniß der glatten Rohre zu den gezogenen außer Betracht. Es kommt mir bei meiner Zahlenangabe nur darauf an, ihre Bedeutung auch auf die Marschverhältnisse zu übertragen, wie sie beispielsweise für die Rückzugsaufgabe des Heeres von Dubenetz nach Königgrätz ins Gewicht fällt. Denkt man sich nämlich auf diesem Rückmarsch das Heer mit einer noch erheblich größeren Geschützmasse belastet, so steigert sich seine Nothlage in das Ungemessene, ohne daß hierfür bei dem darauffolgenden Kampfe ein entsprechender Lohn eingetreten wäre. Es dürfte hier überhaupt an Platz für die Einschiebung weiterer Batterien gefehlt haben. Verschwiegen darf freilich nicht werden, daß die österreichische Centralstellung überhaupt eine zu enge war. Unter Anderem zeigt sich dies auch darin, daß die beiderseitige Umfassung des gleich starken Gegners einen bei Weitem größeren Raum einnahm und dabei doch noch ein volles Armeekorps (V.) in Reserve blieb.

So also soll diese Betrachtung lediglich darauf hinleiten, wie wichtig es ist, die Artilleriemassen im Heerverbande mit dessen Gesammtstärke im Gleichgewicht zu halten. Sie müssen im richtigen Verhältniß zum Bedarf in den Kampffronten bleiben, sonst rauben sie in diesen der Infanterie den Raum für ihr entscheidendes Mitwirken in allen Stadien des Kampfes Und ebenso überlasten sie sonst unnütz die Marschtiefen bei den operativen Bewegungen und erschweren die Aufmärsche zur rechtzeitigen Mischung der Kräfte beider Waffen im Kampfbeginn, die nicht entbehrt werden kann. Eine Ueberlastung mit Artillerie macht ein Heer operativ schwerfällig. Mit welcher Verhältnißzahl ein solcher Zustand eintritt, mag zukünftiger Erfahrung überlassen bleiben.

Befehlen und Gehorchen.

Friedjung hat hohe Anerkennung für die Leitungsmittel bei den Operationen auf preußischer Seite und stellt sie über die vaterländischen. Die dabei erbrachten Begründungen können aber doch nicht ohne allen Zusatz hingenommen werden, so schmeichelhaft sie auch lauten. Sie stellen

wenigstens stellenweise und in einzelnen angeführten Beispielen die österreichischen Leistungen zu niedrig und schildern die Moltkeschen Mittel ein wenig einseitig. Zur wirksamen Befehlsertheilung gehören in jedem einzelnen Falle zwei — der Eine, der richtig befiehlt, und der Andere, der sinngemäß gehorcht. Die größte Befehlskunst müßte auf großen Gebieten scheitern ohne den hingebenden Intellekt des Empfängers, denn es mischt sich dabei das Element selbstthätigen Handelns überall zwingend ein. Je höher mithin der Platz, desto kürzer der Befehl.

Wenn daher der Verfasser auf S. 16 seines II. Bandes meint:

„Moltke verfolgte den Grundsatz, die Unterfeldherrn genau in seine Absichten einzuweihen, sie förmlich mit ihnen zu erfüllen, aber er überließ es ihnen, danach die Bewegungen ihrer Abtheilungen nach eigenem Ermessen einzurichten"; so ist das gewiß in vielen Fällen durchaus zutreffend, und das dahinter angeführte Beispiel des Moltkeschen Schreibens an Blumenthal vom 9. Juni 1866 erbringt natürlich einen für den aufgestellten Satz zutreffenden Fall, in welchem dem Unterfeldherrn die Freiheit der Entschließung beim feindlichen Zusammentreffen ganz ausdrücklich gelassen, und von ihm sogar gefordert wird.

Diese Meinung über Moltkesche Befehlsführung finden wir bei Friedjung noch einmal auf S. 29:

„Er (Moltke) weihte die Unterbefehlshaber mit aller Klarheit in seinen Kriegsplan ein und überließ ihrer Einsicht die Wahl der Mittel zur Ausführung." Der Leser wolle sich nun aber doch hüten, diese Sätze als bindende Gesetze Moltkescher Kriegslehre hinzunehmen. Seine erfolgreiche Führung weist auch ganz entgegengesetzte Fälle auf. Man erinnere sich an sein Verfahren im Eingange des Feldzuges 1870 vor der Saar, wo er dem Feldmarschall Steinmetz (Erste Armee) die täglichen Bewegungen vorschreibt, ohne sie zu begründen. Dem Friedjungschen Ausspruch steht doch der eigene Moltkes gegenüber:

„Sogar über die eigenen Absichten wird man sich nur in den seltensten Fällen auslassen, da unberechenbare Ereignisse den Stand der Dinge in wenig Stunden ändern können."

Der Satz möge zur Miterwägung gelangen bei Prüfung der Lage Benedeks vom 26. bis 29. Juni. Solange die eigene Absicht noch nicht feststand, nach der Eigenthümlichkeit der Lage zu den beiden feindlichen Armeen noch nicht feststehen konnte, also bis zum 27. Juni, durfte der Iser-Armee gar nicht mehr als ein ganz allgemeines Verhalten für ihre Widerstandsaufgabe im nördlichen Böhmen gegeben werden. Es wird auf dasselbe noch zurückzukommen sein.

Moltke hat klassische Direktiven geliefert, in denen er nur den Gedanken seiner Operation hinstellte, so weit er bei ihm überhaupt schon

feststehen konnte. Man denke beispielsweise an sein Schreiben an das Oberkommando der Main-Armee im Beginn ihrer Operation gegen die Süddeutschen. Er hat aber ebenso oft Führungsfälle behandelt, in welchen er den einzelnen Heertheilen nur bestimmte Marschziele gab, ohne sie zu begründen. Die Kunst besteht darin, nach den Umständen, das richtige Verfahren zu wählen. Auch hier läßt sich die Lehre mit der Forderung eines bestimmten Verfahrens nicht erschöpfen. So weit kann sie nicht gehen und muß sich auf einen allgemeineren Satz beschränken, der demnächst auch angeführt werden soll, wie er auch schon in diesen Blättern erwähnt ist: Wenn also Friedjung im Anschluß an den oben schon mitgetheilten Satz seines Buches auf S. 16 weiter behauptet:

„Er lenkte die Unterbefehlshaber wie ein Feldherr, er stand ihnen nicht wie ein Schulmeister gegenüber",

so entsteht denn doch die Frage, was dieser Satz eigentlich besagen will?

Ein Schulmeister fordert am letzten Ende unter Anderem auch denkenden Gehorsam, sonst erzöge er nur Papageien und verfehlte seine Aufgabe, und somit steht er nach dieser Richtung in gar keinem Gegensatz zum Feldherrn. Es verbleibt die Frage: Wie nun lenkt denn der Feldherr seine Unterbefehlshaber? Sie beantwortet sich nicht durch ein Schlagwort, sondern durch den Hinweis auf die unausgesetzte Uebung der Befehlsertheilung an gegebenen Fällen, die noch heute den breitesten Raum auf Generalstabsreisen und bei strategischen Kriegsspielen einnimmt. Sie ist zweifellos deren wichtigster Stoff. Auf diesem Felde erzog sich daher auch Moltke seine Schüler und bereitete sie wirksam vor für den Krieg. Diese stille und beharrliche Gedankenarbeit eroberte sich Schritt für Schritt ihre Einwirkung in der Armee, in welcher vor einem Menschenalter noch die veralteten Vorbilder aus Fridericianischer Zeit fortwucherten, nach denen jede Schlacht nach im Voraus vorgeschriebenen Momenten verlaufen mußte. Solchen so mühevollen wie unfruchtbaren Geistesarbeiten stellte er den einfachen Grundsatz gegenüber:

„Ein Befehl soll Alles das, aber auch nur das enthalten, was der Untergebene zur Erreichung eines bestimmten Zwecks nicht selbständig bestimmen kann." Damit erst war die stichhaltige Theilung der Arbeit zwischen Befehlsgebung und denkendem Gehorsam hergestellt und sie hat uns in der gesammten Truppenführung die erfolgreichen Wege gewiesen. Sie auch befähigte erst die Führung aller Grade zur Aufnahme und Durchführung des Zwecks in jedem gegebenen Fall.

Ich gehe auf die Einzelheiten nicht ein, wann die Direktive am Platz ist, wann der bestimmte Befehl zur Erreichung des Zwecks erforderlich wird. Das müßte mich hier zu weit führen, zumal ich das nach dieser Richtung Ausreichende im III. Theil meines Buches über die tak-

tischen und strategischen Grundsätze der Gegenwart niedergelegt zu haben glaube. Dagegen wende ich mich an einige Beispiele aus der Feldzugsperiode zwischen dem 26. und 29. Juni, um mit dem erbrachten Maßstabe zu einer gerechten Beurtheilung wenigstens einiger Fälle österreichischer Befehlsgebung zu gelangen.

Friedjung berichtet uns auf S. 35 über den Krismanicschen Befehl vom 26. aus Josephstadt zur Detachirung von Ramming und Gablenz an die Pässe von Nachod und Trautenau und erzählt dabei, daß derselbe an alle Kommandanten der Korps und Kavallerie-Divisionen gleichlautend abgesendet wurde, wonach er wörtlich sagt: „Ausführlich und genau detallirt wird jedem Heereskorps der nothwendige Marsch vorgeschrieben. Und wieder dieselbe Eigenheit wie vorhin: er theilt den Unterfeldherrn nichts von seiner eigentlichen Absicht, von seinem geheimen Plan mit. Er läßt alle Truppen gegen Josephstadt herranrücken, nur Gablenz und Ramming erhalten den Auftrag mit ihren Korps an den Ausgang der Pässe zu eilen und sie gegen das Heer des Kronprinzen zu vertheidigen. Diese Verfügung — so lautete nach den genauen Marschbefehlen die einzige den Generalen gegebene Aufklärung — hat zum Zweck den noch nicht vollendeten Aufmarsch der Armee bei Josephstadt zu decken, was aber durchaus nicht hindern soll, dem Gegner — wo er sich zeigt — mit aller Energie auf den Leib zu gehen."

Die nun aufzuwerfende Frage besteht darin, was in aller Welt diesem Befehle fehlen soll. Da er sehr richtiger Weise an alle Korpskommandanten gleichlautend erging, kannte die ganze Armee ihre Gesammtlage und ihren Zweck, so weit sie sich am 26. vorausbestimmen ließen. Zwei Armeekorps hatten die genau bezeichneten Pässe zu sperren, der Rest des Heeres seinen bedauerlicherweise für unerläßlich erachteten Aufschluß zu vollziehen, und dieser beanspruchte den Zeitraum bis einschließlich des 28. Juni. Ob er dabei von der Iser her ungestört blieb, hatte man nicht in eigener Hand, da bekanntlich die Entfernung von dort nach Miletin nur zwei Tagemärsche betrug. Mehr zu sagen, wäre mithin reiner Frevel gewesen, mochte ein geheimer Plan in der Feldherrnseele schlummern oder nicht. Da sich indessen das Heer bekanntlich auf wenigen sehr benachbarten Wegen bewegen mußte, war es ferner durchaus unerläßlich, jedem Korps ausführlich und genau detaillirt seinen Weg vorzuschreiben, denn sonst waren Stockungen, Kreuzungen und Unordnungen unvermeidlich. — Der Zweck der angeordneten Maßregeln ist an den Schluß gestellt, während wir ihn an der Spitze des Befehls zu suchen pflegen. Das aber ist eine Formalität, die sich nach der Heeressitte richtet. Die Hauptsache bleibt, daß die zur Zeit obwaltende Absicht gar nicht deutungsfähig im Befehl enthalten ist.

Gegen den im österreichischen Generalstabswerk Bd. III, S. 68 abgedruckten Befehl ist dagegen allerdings ein anderweitiger Einwand zu erheben. Die auf das Korps Gablenz besonders bezüglichen Sätze lauten: „Das 10. Korps rückt morgen den 27. d. Mts. nach dem Abessen und nach Zurücklassung der großen Bagage in der Nähe der Festung (Josephstadt) um 8 Uhr früh gegen Trautenau, wo es gleichfalls unter Vorschiebung einer Avantgarde vorläufig Stellung nimmt, demselben wird das 2. Dragoner-Regiment unterstellt und ist dieses hiervon zu benachrichtigen. Die Verbindung rechts mit dem 6. Korps ist durch Kavallerie herzustellen, desgleichen ist die linke Flanke gegen Arnau und Hohenelbe durch Kavallerie zu sichern. Nach Passirung von Kaile ist die dort detachirte Brigade einzuziehen."

Durch diese letztere Anordnung in Betreff der Brigade Mondel konnte eine an Aeußerlichkeiten haftende Truppenführung zu der fehlerhaften Auffassung verleitet werden, daß sie der Eipeler Paß nichts mehr angehe, was nach der Gesammtlage des 10. Korps freilich undenkbar war, um so undenkbarer, als der vorliegende Armeebefehl irgend welche Aenderung behufs anderweitiger Sperrung des Passes nicht traf. Immerhin hätte der Schlußsatz besser gelautet: Brigade Mondel steht wieder zur Verfügung, auf Sicherungen gegen Eipel wird aber besonders hingewiesen.

Von diesem Punkte abgesehen, ist der Armeebefehl aber als durchaus sachgemäß und brauchbar zu bezeichnen und, wenn dem Feldmarschalleutnant Gablenz ausdrücklich gesagt war, daß seine Stellungnahme bei Trautenau nur eine *vorläufige* sein solle, so ist es doppelt unbegreiflich, daß er dort nach vollständiger Ueberwindung seines ersten Gegners stehen blieb, bis ihm der zweite den Todesstoß zu geben in der Lage war.

Die Ausführung bei Trautenau lehrt somit, wie selbstdenkender Gehorsam beschaffen sein muß. Nach erfolgreichem Kampf, der mit Zurückwerfung des Gegners durch das Libauer Defilee schloß, läßt sich Gablenz im verspäteten Abmarsch auf Königinhof durch den Angriff der preußischen Garden überraschen, weil er sich auf einige Bataillone des 4. Korps verläßt, die er nach Praußnitz—Kaile entsendet wünschte, statt selbst das Eipeler Loch, in welchem er einen neuen Feind angelangt weiß, durch eine kurze Bewegung rechtzeitig zu schließen. Gablenz folgte dabei erst einem neuen Anstoß aus dem Hauptquartier, der verspätet eintreffen mußte. Es kann nur anheimgestellt werden, das Verhältniß der Befehlsgebung zu dem des zu fordernden Selbstentschlusses an diesem Beispiel zu messen.

Es ist offenbar gleich fehlerhaft, die *Reihenfolge* solcher Handlungen aus dem Hauptquartier regeln zu wollen, als mit seinen eigenen Maßnahmen auf solche Anordnungen zu *warten*. Sie sind Sache des denkenden Gehorsams, und so war Gablenz bei Weitem mehr schuld an

seiner Niederlage am 28. Juni als das große Hauptquartier. Unvermeidlich vielleicht war, daß er seiner Aufgabe überhaupt nicht gewachsen blieb, und sicher trat dieser Fall ein, wenn die feindlichen Angriffe von beiden Seiten gleichzeitig erfolgten, immer aber war es seine Schuld, daß die Unternehmung mit einem Zusammenbruch seiner Kräfte endete.

Aus Moltkes Lehre ermitteln wir ferner die Nothwendigkeit, gegebenenfalls Heereshandlungen auf mehrere Tage zu regeln, während man in anderen Fällen nur über Stunden hinaus Anordnungen treffen kann. Die letztere Maßregel setzt naturgemäß enge Versammlungen voraus und tritt daher vorzugsweise bei den Entscheidungskämpfen ein, während die andere für weitere Detachirungen wohl am Platze ist. Mit solchen Maßstäben gemessen, lassen sich allerdings mancherlei Einwendungen gegen die Art erheben, in der die Handlungen der Iser-Armee geregelt wurden. Ohne in die Einzelheiten einzugehen, sei im Allgemeinen erwähnt, daß dabei ein großer Unterschied obwaltet, je nachdem die Hauptarmee noch weit von der Iser absteht oder demnächst herangerückt ist. Anfänglich bedurfte es einer kurzen Direktive, um die beiderseitigen Handlungen in Einklang zu setzen. Sie mußte sich auf den Gesichtspunkt gründen, daß die Hauptarmee mit ihrer Tete am 25. Juni bei Josephstadt eintreffen wolle. Das war nach gefaßtem Entschluß mit Sicherheit abzusehen, und dazu hatte die Iser-Armee die Front in der Richtung auf den Prinzen Friedrich Karl frei zu halten. Alles Andere mußte dem Unterfeldherrn überlassen bleiben, der an Ort und Stelle allein das richtige Verfahren zu beschließen vermochte. Damit kamen alle jene Anschauungswechsel über die taktische Behandlung der Iser-Linie und ihrer Uebergänge oder diejenige des Punktes Jitschin in Fortfall, welche dem Unterfeldherrn die richtige Durchführung seines ohnehin wahrlich nicht leichten Auftrages unendlich erschwerten.

Vom 27. Juni ab hatte hingegen der Armeebefehl die Handlung der Iser-Armee mit derjenigen des Hauptheeres in bestimmtere Beziehung zu setzen, die alsdann unverbrüchlich aufrecht zu erhalten war, sei es, daß man sich entschloß, die Iser-Armee dauernd als Heeresavantgarde zu verwenden (Jitschin), oder sie als linke Seitenstaffel, basirt auf Smidar, operativ auszunutzen. Mit diesem Gesichtspunkte konnte sogar bereits am 28. abends ein gemeinschaftlicher Befehlsempfang in Miletin stattfinden. Bei der Tagemarschentfernung war das eine wohl gerechtfertigte Maßnahme zur Sicherstellung möglichst lückenloser Verbindung der Kommandobehörden und Herstellung einheitlicher Handlung für die vorgesetzten Zwecke. Weshalb im Uebrigen dazu der Telegraph im eigenen Lande und auf so völlig beherrschten Räumen gar nicht ausgenützt zu sein scheint, muß als unaufgeklärt dahingestellt bleiben. Hiermit glaube ich das wichtige Thema für die hier vorliegenden Zwecke ausreichend verfolgt zu haben, zumal die

Form der Befehlsgebung an sich an dem großen Unglück des Feldherrn die kleinere Schuld trägt. Es beruhte ganz vorzugsweise in dreierlei Vorfällen, an denen die Befehlsform völlig unschuldig ist.

Da ist zuerst der Gablenzsche Zusammenbruch zu nennen. Dieser Führer mußte bei ausreichender eigener Umsicht geordnet an die Elbe zurückkommen. Der Ungehorsam des Erzherzogs Leopold verschuldet die zweite, gar nicht vorauszusehende Niederlage. Der Erzherzog, verstimmt darüber, daß er nicht fechten solle, verschanzt seine Unbotmäßigkeit hinter der Waffenehre, die ihm verbiete, unbezwungen vom Feinde zurückzugehen, wobei er zu weniger als halben Maßregeln für den Angriff greift. So gelang ihm sein Wille, völlig bezwungen zurück zu müssen. Der denkende Gehorsam hat wohl auch bei uns zu Lande schon manche operativen Mißgriffe und Nachtheile zu Stande gebracht. Sie sind im Kriege, wo so Viele zusammenzuhandeln haben, nie ganz vermeidlich. In diese Kategorie aber gehört die Handlung des Erzherzog zweifellos nicht. Ich folge bei dieser Behauptung nur Friedjungs Schilderungen. — Die dritte Ursache aber bestand darin, daß irgend ein Nachrichtenvermittler den in Josephstadt am 29. in aller Frühe erlassenen schriftlichen und ganz unzweideutigen Befehl Benedeks für die Iser-Armee: bei Jitschin nicht zu schlagen, sondern auf das Hauptheer zurückzugehen, weil die Offensive aufgegeben sei, bis nach seiner Uebersiedelung nach Dubenetz in seiner Tasche behielt, wonach er in Jitschin auf dem Höhepunkte des Kampfes am Abend erst seine Adresse fand. Der Abbruch desselben bedeutete nun die Niederlage.

Es ist, als ob sich die verschiedensten Organe in der österreichischen Armee verschworen hätten, ihrem Feldzeugmeister den Untergang zu bereiten. Sie schlugen ihm alle seine Waffen vor dem Gebrauch aus der Hand. Zu alledem hat der Held in antiker Entsagung bis über sein Grab hinaus geschwiegen, sich alle Schuld in stiller Duldung aufbürden lassen, auch den öffentlich von amtlicher Seite erhobenen Vorwurf der Unfähigkeit still hingenommen.

Dieser Entschluß wurde ihm durch denjenigen Erzherzog auferlegt, der ihn um sein Kommando in Oberitalien gebracht hatte. Das Angesicht seines Kaisers, dem er sich geopfert, hat er niemals wiedergeschaut.

Benedek war keineswegs ein Feldherr im Stile Napoleons oder Moltkes. Niemand ist weiter davon entfernt gewesen, dergleichen zu glauben, als er. Er war sogar durchdrungen von seiner eigenen Unzulänglichkeit für diese Stelle und fühlte sich lediglich durch Soldateneid und Vasallentreue verpflichtet, sie zu übernehmen. Darum bleibt hervorzuheben, daß er mit beharrlichem Willen wirklich noch Durchführbares wollte, während die nachträgliche Kritik seiner Heergenossen — vom Auslande zu schweigen — ihm Maßregeln abforderte, die platterdings oder doch leicht berechenbarer

Weise nicht mehr durchführbar waren. Darum steht er höher als diese Kritiker.

Beschränkt wurde dabei sein Wille durch Grundsätze über Versammlungen und Bewegungen der Heeresmassen, welche damals nicht von ihm, sondern vom gesammten Heere mit dogmatischer Schärfe aufgestellt waren. Zu Grunde gerichtet aber ward der österreichische Feldherr durch den Mangel an Geschick und den offenbaren Ungehorsam mancher seiner Theilführer sowie durch eine Behandlung der Befehlsvermittelung, die in der ganzen Kriegsgeschichte kaum ihres Gleichen hat. Solche Mißstände glaubte man wohl mit dem Schweigen des Nationalhelden am wirksamsten zu decken. Mit welchem wahrhaft großen und tragischen Pflichtgefühl er sich dazu bereit fand, ist in den Beilagen X, XI und XII zu Bd. II des Friedjungschen Werkes nachzuschlagen.

Das Schicksal aller geschlagenen Feldherren ist zu allen Zeiten ein besonders schweres gewesen. Dasjenige Benedeks aber verdient die allgemeine Theilnahme ganz besonders bei seiner seltenen Seelengröße, die aller Rechtfertigung auch gegen die ungerechtesten Angriffe zum Wohl seines Vaterlandes entsagte. Dieses Verhalten wird ihn der Nachwelt als Oesterreichs größten Sohn in schwerer Zeit erscheinen lassen — als einen Märtyrer für die Gebrechen in seinem tapferen Heere.

2. Die Taktik.

Um den Standpunkt der Anschauungen über das Gefecht im Jahre 1866 kriegsgeschichtlich näher zu begründen, mußte Friedjung für das österreichische Heer die Erfahrungen des Feldzuges 1859 zu Hülfe nehmen, und ich muß daher diesen Wegen folgen. Die gleiche Ursache fordert aber zur Erschöpfung des preußischen Standpunktes die Heranziehung der Erscheinungen des Feldzuges 1870 und 1871, denn nur auf diese Weise vermag ich zu abschließenden Untersuchungen zu gelangen.

Noch viel umstrittener als das Gebiet der Strategie ist zu allen Zeiten dasjenige der Taktik gewesen, und die Zahl der Streitenden wächst sogar mit der Abnahme der Größe des Stoffes. Die Erscheinung ist erklärlich genug, da am Ende die Strategie nicht Jedermanns Sache ist, wogegen gerade die elementarsten Gefechtsverrichtungen, das reglementarische A B C selbst dem kritischen Urtheil der Mannschaft zugänglich werden.

In den Armeegewohnheiten erben sich veraltete Traditionen häufig wie eine ewige Krankheit fort und verbinden sich doch nicht selten in über-

raschendster Weise mit allzu rasch erworbenen und gedeuteten Kriegserfahrungen zu falschen Anschauungen. Auf diesen kleintaktischen Gebieten vermag die sogenannte Praxis häufig in kürzester Frist bei Weitem größeren Schaden anzurichten als die bedächtigst nachhinkende Theorie. So hat der Feldzug 1859 die von altersher zur Defensive neigende österreichische Armee, unter Beibehalt auf der Hand liegender Irrthümer, zur reinen Stoßtaktik bekehrt, während der offensive Geist des Siegers sich in seinem nächsten Feldzuge (1870) in den eines Stellungsreiters verwandelt zeigt.

Letztere Thatsache läßt Friedjung ungewürdigt, weil von ihr die Zwischenerscheinung des Jahres 1866 trennt. Der Verfasser sagt nämlich auf S. 352 seines I. Bandes: „Die Franzosen, ihres Sieges froh (1859), blieben bei ihrer Kampfweise."

Es muß daher schon der ganze Abschnitt des Friedjungschen Werkes, der den hocherwünschten geschichtlichen Ueberblick schafft, in der nöthigen Ordnung systematisch durchforscht werden, um zu stichhaltigen Urtheilen zu gelangen. Das X. Buch — „Organisation und Taktik des österreichischen Heeres" — ist meines Erachtens militärisch das lehrreichste und dankenswertheste des ganzen bedeutsamen Werkes. Auch liefert es noch weit mehr, als sein Titel besagt, da es gleichzeitig über den taktischen Entwickelungsgang des preußischen Heeres wichtige Anhaltspunkte schafft, wobei freilich schon vorgreifend bemerkt werden muß, daß Friedjung die Klarheit und Sicherheit, mit der unser Heer im Gegensatz zum österreichischen gefochten haben soll, gewaltig überschätzt. Preußischer- und demnächst deutscherseits darf so viel Lob stillschweigend gar nicht hingenommen werden. Auch die Deutschen blieben selbst nach den Erfahrungen des großen Feldzuges 1870/71 noch lange an veralteten Vorurtheilen hängen und streiten sogar heute noch gern und erbittert über die Anwendung bester taktischer Formen, Gliederungen und Grundsätze nach Maßgabe der Kriegserfahrungen, geradeso wie die österreichische Armee nach dem Feldzuge 1859, wechselweis alle Extreme bevorzugend. Es wird überall mit demselben Wasser gekocht!

Friedjung faßt aber die Fragen, um die es sich dabei handelt, durchaus am richtigen Ende an, indem er den Werdegang seines Heeres geschichtlich treu darstellt. Er schafft gleichzeitig auch dem Ausländer ein äußerst sympathisches Bild von der grundsoliden Tüchtigkeit seiner Armee, wie sie sich aus Wallensteinschen Anfängen folgerichtig entwickelte und nach allen durchlebten Wandlungen bis in die Gegenwart forterbte.

An der Hand namentlich Boguslawskis, aber auch anderer namhafter Militärschriftsteller gelingt ihm dabei der gedrängte und anschauliche Entwurf des allgemein taktischen Entwickelungsganges bis in die Gegenwart. Für die Fortentwickelung aller europäischen Heere gilt dabei der für unsere Forschungen grundlegende Satz, den er erbringt:

„Er (Napoleon) schuf einen ausgezeichnet eingerichteten Generalstab und theilte die Gesammtarmee in festgegliederte Korps und Divisionen, jede eine kleine Armee für sich, aus allen Waffengattungen zusammengesetzt. So entstanden die modernen Heere. Unter dem Einflusse der vervollkommneten Feuerwaffen hat sich dann Vieles, zumal in der Taktik, geändert; die Napoleonische Organisation aber ist im Wesentlichen aufrecht geblieben." (Bd. I, S. 343.)

Diese Wendung in der Taktik der Heere ist gegenüber der kurz vorher vorangegangenen Fridericianischen Zeit, welche noch jede Waffe in sich in bestimmten Formen einheitlich fechten ließ, eine fundamentale und trennt für immer von den älteren Vorbildern.

---

a. Oesterreich.

Ich beginne meine Untersuchungen mit den Aeußerungen Friedjungs über das österreichische Heer und die Fechtweise seiner Infanterie. Die allgemeinen Analogien zu uns werden sich dabei leicht einflechten lassen. Der Verfasser führt die damalige Heeresausbildung auf Erzherzog Karlsche Anleitungen zurück. Auch diese machten sich seines Erachtens von der alten Defensivrichtung, die er der österreichischen Armee zuspricht, nicht völlig frei. Dabei wird aus dem Dienstreglement, das den Namen jenes großen Erzherzogs trägt, der folgende Satz wörtlich angeführt:

„Ein jeder Kriegsmann soll die Wahrheit stets vor Augen haben und die Ueberzeugung behalten, daß man den Angriff nicht abwarten, sondern demselben lebhaft entgegengehen müsse, und daß der eigene Angriff sicher und mit dem wenigsten Verluste gelingen werde, wenn die Truppe jenem des Feindes mit Entschlossenheit zuvorkommt oder selbst noch bei Annäherung des attackirenden Feindes nach einigen angebrachten Dechargen mit ganzer Front und mit Ungestüm in dessen Front eindringt." (Bd. I, S. 345.)

Wird dieser Satz ganz besonders zu dem Beweise hervorgehoben, daß der offensive Hauch jenem Reglement auch nicht fehlte, so bestätigt er doch, daß derselbe ein nur nebenwerthiger war, denn er spricht nicht von dem Angriff im eigentlichsten Sinne gegen einen stehend gedachten Feind, setzt vielmehr den Feind immer als „attackirend" voraus und bringt somit lediglich eine Halb-, d. h. eine Defensivoffensive zum Ausdruck, wie sie etwa bei der Kavallerie in die Erscheinung tritt, wenn sie ihre Feuerwaffen gebraucht, bevor sie zur Attacke einsetzt — eine Maxime, die der große König bekanntlich abschaffte.

Außerdem aber sei die Bemerkung nicht unterdrückt, daß der ganze, hier hingestellte Grundsatz seit Einführung der Hinterlader auch noch viel

von seiner früheren Kraft verloren hat, durch welche er zünden soll. Eine in Stellung wirkende Infanterie deckt ihre eigene höchste Leistung, das Feuer nämlich, mit dem Uebergange zum Stoß aus ihrer eigenen Front vollständig. Sie hebt sie auf und überliefert sie allermeist dem Gegner. Darum ist die Defensivoffensive in heutiger Zeit zu einer ganz anderen Kunst geworden als zur Zeit Napoleons und des Erzherzogs Karl, und es ist ausgeschlossen, einer ganzen Schlachtfront das obige Doppelverfahren zuzumuthen oder zu gestatten. Die Defensivoffensive bedarf in der Regel einer klaren Theilung der Arbeit, also des Fortschritts aus einer anderen Front als der durch Feuer bereits wirkenden, da die Feuerüberlegenheit an sich zur Erfolgkraft des Stoßes die gar nicht zu entbehrende Vorbedingung geworden ist, und diese Theilung der Arbeit ist in größeren Verhältnissen meist nur auf operativem Wege zu erreichen. Um solche taktische Vorfrage von Hause aus und in ihrem vollen Zusammenhange abzuthun, setze ich einen Ausspruch des Prinzen Friedrich Karl gleich mit hierher, da auch ihn Friedjung erbringt und ihn in hohem Grade rühmt. Er steht in Bd. I auf S. 358. Friedjung sagt dort:

„Kerniger und einleuchtender läßt sich die neue Taktik nicht schildern, als mit den Worten der Instruktion, die er (Prinz Friedrich Karl) am 24. Mai 1866 für seine Offiziere herausgab: »Es ist sehr wohl denkbar, daß unsere Armee offensive Zwecke verfolgt und dennoch ein größeres Gefecht und eine Entscheidungsschlacht zunächst nur in defensiver Form annimmt, um unsere Ueberlegenheit in der Feuerwirkung auszubeuten, und daß sie erst, nachdem diese zur vollen Geltung gekommen, zur Offensive übergeht. Die Schlacht wie Wellington beginnen, wie Blücher vollenden. Haben die Oesterreicher die Absicht, uns zu überrennen, so ist diese Kampfweise die beste.«"

Damit wird das obige reglementarische Verlangen des Erzherzogs auf das Gebiet der Truppenführung übertragen, und aus dieser geistigen Nebeneinanderstellung erhellt recht deutlich, warum auch ein so klarer Kopf wie der des Prinzen vor unseren Feldzügen so denken und lehren konnte. Nach den Erfahrungen der Operationen des Jahres 1866 hätte er obige Worte schwerlich wiederholt. Er kannte bis dahin ihr Wesen selbst noch nicht und ermaß nicht den Zusammenhang der Handlungen in einer gewaltigen Front, in welcher jedem der Theile, sei es im Angriff oder in der Vertheidigung, seine bestimmte Aufgabe zufällt. Da ist dann natürlich von einem reglementarischen Gesetz des Stehenbleibens zum zuvorigen Ausnutzen des Hinterladers ebensowenig die Rede mehr, wie von einem besinnungslosen Niederrennen des Gegners. Alle derartige Rezepte halten nicht Stich. Genöthigt fühle ich mich daher, die eigenen Worte aus dem Vorwort zu meinen „taktischen und strategischen Grundsätzen der Gegenwart" hierher zu setzen:

„Unsere Offensivoperation in Böhmen bedurfte auch des Offensivkampfes, sonst blieb sie in der Vereinzelung der Theile fechtend stehen und ward in ihr an jeder beliebigen Stelle einer Niederlage ausgesetzt. Defensivverhalten bei Nachod, Trautenau und Jitschin läßt den Operationsgedanken völlig im Stich und vermag selbst bei Königgrätz nicht zum erwünschten Erfolge zu verhelfen."

Dagegen liefert der gesperrte Schlußsatz des prinzlichen Ausspruchs ein Beispiel, wie die Operation mit Nutzen zu leiten ist, um einen großen taktischen Erfolg sicherzustellen. Aus dem getheilten Anmarsch erwächst am sichersten die günstige taktische Lage, in welcher der eine Theil seine Feuerfront wahrt, während der andere mit seiner Angriffsfront daneben einsetzt. Sie ergiebt den günstigsten taktischen Fall. Zu einem Rezept ist auch er bei alledem nicht verwerthbar.

Der Verfasser betont nun unter den elementaren Fehlern der österreichischen Fechtweise ihre geringe Neigung zu starken Schützenbildungen, den dichten französischen Schwärmen gegenüber. Er beschreibt ferner die nach seiner Ansicht von den Franzosen im Gefecht angewandte Kolonnenformation und schreibt ihr eine gewisse Ueberlegenheit beim Zusammenstoße mit dem österreichischen Bataillon zu, das sich grundsätzlich in drei gesonderten Gruppen nebeneinander formirte. An sich aber dürfte durch elementare Formationsunterschiede allein das französische Uebergewicht im Kampf noch gar nicht erklärbar sein, wenn nur die österreichischen Bataillonstheile zum wirksamen Zusammenhandeln erzogen waren. Das zweckdienliche Verfahren beruht auf richtigen Gewohnheiten in der Truppenführung und auf dem Geist der Initiative.

Ganz deutlich geht dieser Umstand auch aus den Schilderungen hervor, die Friedjung auf S. 351 seiner reglementarischen Bemerkung beigiebt. Die Formation an sich schlägt die andere noch keineswegs.

Taktisch einschneidender schon ist die Bemerkung auf S. 348, nach welcher der Brauch herrschte, „daß fast jeder Befehlshaber, ob er nun ein Korps oder eine Brigade oder ein Regiment führte, nicht bloß seitwärts zur Deckung der Flanke, sondern auch auf seinen Rückzugslinien Abtheilungen zur Aufnahme weichender Bataillone aufstellte. Man legte außerdem großen Werth darauf, das Gefecht hinzuhalten, es aus der Reserve heraus zu »nähren«, statt kräftig durchzugreifen. Indem man einzelne Bataillone aus dem Brigadekörper herausriß, aus dem Bataillon einzelne Kompagnien nach allen Richtungen hin verwandte, war der taktische Verband auseinandergerissen und die einzelnen Bataillonskommandanten sahen sich, selbst wenn sie einen Erfolg errungen hatten, ferne von ihrem Brigadier, konnten keine Befehle erhalten, keinen weiteren gemeinsamen Schlag führen".

Hiermit wird der Finger auf einen wirklichen Krebsschaden in der Truppenführung gelegt. Es ist der Geist zurückhaltender Vorsicht, durch welchen jede entscheidende Handlung abgeschwächt werden muß, nicht bloß die offensive, denn selbst nachhaltiger Widerstand leidet dabei erheblich. Aus solchen Ursachen erklären sich beispielsweise die an Mattigkeit leidenden Offensiverscheinungen der Wimpffenschen Heeresabtheilungen südlich des Campo di Medole am Schlachttage von Solferino. In dem unübersichtlichen Rebgelände stießen die allseitigen Seitendeckungen der auf verschiedenen Wegen fortschreitenden Truppen aufeinander und bildeten neue Gruppen. So entstand die Zersetzung der Verbände nicht durch Feind und Kampf, sondern durch einen unhaltbaren Grundsatz, während das Offensivverfahren geradeaus auf den Feind versandete, wobei zunächst noch ganz davon abgesehen wird, daß es überhaupt in einer falschen Richtung erfolgte.

Daß indessen solche Heeresanschauungen in Angriff und Vertheidigung nicht völlig unüberwindlich waren, beweisen die Leistungen Benedeks bei St. Martino in der Schlacht von Solferino. Bei ihm und seinen erfolgreichen Offensivschlägen finden wir keine Halbheiten, wonach die Berechtigung zu dem Schlusse erwächst, daß dergleichen Neigungen keineswegs auf bindenden Heeresvorschriften beruhten und mithin ganz vorzugsweise im Geiste höherer Truppenführung ihre Ursache hatten.

Diese Eigenheiten, um nicht zu sagen Schwächen, der Truppenführung hat das österreichische Heer aus den Erfahrungen des Feldzuges 1859 zweifellos ganz richtig erkannt, denn man findet sie im Jahre 1866 an keiner einzigen Stelle wieder. Ueberall treffen wir dort auf volle Krafteinsätze nach den erwählten Zielen. Freilich waren diese Veränderungen mindestens anfänglich von den Erscheinungen der übertriebenen Stoßtaktik begleitet, in der man den eigentlichen Siegestalisman der Franzosen richtig erkannt zu haben glaubte.

In der Ermittelung der Ursachen für die Niederlagen des Jahres 1859 zu höheren Verhältnissen emporsteigend, lasse ich doch noch immer die moralischen Imponderabilien bei Seite, welche Friedjung mit Recht so hoch stellt; sie können erst am Schluß Erwähnung finden. Der Verfasser sucht die Ursache auch in den strategischen Entwürfen. (S. 348.) „Sie gingen nicht selten dahin, die Lombardei in ihrer ganzen Breite durch detachirte Korps zu sperren und alle Straßen besetzt zu halten."

Mag dieser Vorwurf in einzelnen Fällen zutreffen, im Ganzen dürfte er doch leicht zu widerlegen sein, und das erachte ich für besonders wichtig, weil aus ihm ganz vorzugsweise die falschen Schlüsse abgeleitet wurden, die zu den operativen Mißgriffen des Jahres 1866 führen.

Ein oft hervorgehobener Einwand besteht in der Behauptung, daß man den Krieg mit einem Ultimatum begonnen, bevor man selbst den Auf-

marsch ganz vollendet hatte. Er ist in diesem Falle wenig am Platze, weil die Maßregel das Mittel bot, die Piemontesen mit absoluter Ueberlegenheit anzugreifen, bevor das französische Heer über Alpen und Meer den Kriegsschauplatz betrat. Daß dabei Gyulai nach der Grenzüberschreitung unschlüssig stehen blieb, lag in dem von Friedjung mehrberegten Mangel an taktischem Offensivtriebe. Darum sieht sich der Verfasser selbst zu der Aeußerung auf S. 16 genöthigt: „Thatenlos blieb Gyulai durch Wochen in der Lomellina stehen; Frankreich gewann Zeit, die lückenhaften Rüstungen zu ergänzen und mit Uebermacht am Po zu erscheinen. Jetzt war das österreichische Heer auf Vertheidigung angewiesen. In einer festen Stellung, noch auf feindlichem Boden, erwartete Gyulai den Angriff".

Aus diesen Vorgängen zog dann die österreichische Heeresleitung ihre falschen Schlüsse in doppelter Richtung. In der einen ward die völlige Fertigstellung der Heerversammlung vor Beginn der Operation und in der anderen ihre engere Versammlung bei der Handlung gefordert. So geschah dann der Heeresaufmarsch im Jahre 1866 auf einem einzigen Punkte, wobei er auch das Eintreffen der letzten Fuhrpark- oder Munitionskolonnen noch unthätig abwartete. In der weiteren Folge dieser Maßregel lag dann der Heeresvormarsch auf einer einzigen Linie schon vorbegründet. Man wolle erkennen, daß eine, aus der Kriegsgeschichte erworbene falsche Erfahrung schlimmer wirkt als gar keine. Hier hat sie das Hauptunheil des Jahres 1866 zu Stande gebracht.

Aber auch die Lage in der Lomellina war ferner für eine Defensiv-Offensive Gyulais gegen das jetzt versammelte Heer der Verbündeten noch immer günstig genug. Dieses Verhältniß ist seit langem militärwissenschaftlich gründlich auseinandergesetzt und festgestellt, wonach ich mich begnüge, auf die Aufsätze im Militär-Wochenblatt Jahrgang 1879, Nr. 51 und 53 für diejenigen hinzuweisen, welche sich darüber näher unterrichten wollen. Hatte das österreichische Heer in der Lomellina eine Führung wie diejenige bei Custozza im Jahre 1866, so war seine Lage zwischen Flußläufen für den taktischen Angriff bei strategischer Defensive schon dort eine durchaus Erfolg verheißende.

Die größte Theilnahme aber erweckte der große dritte Akt des Feldzuges bei allen denjenigen, welche sich mit ihrer lebhaften Sympathie an den Handlungen des tapferen österreichischen Heeres betheiligten. Es erschien ihnen damals schwer begreiflich, warum seiner überlegenen Lage bei Magenta der Erfolg versagt blieb. Die kriegsgeschichtlichen Darstellungen haben darüber freilich schon lange ausreichende Aufklärung gebracht. Dem Friedjungschen Buche bleibt aber doch das Verdienst, sie bei allerknappster Fassung in besonders drastischer Weise zu liefern.

Die taktische Aufgabe des österreichischen Heeres bestand an jenem denkwürdigen Schlachttage doch wohl darin, dem Gros des französischen den Zutritt auf das linke Tessin-Ufer zu sperren und gleichzeitig das bei Turbigo übergegangene Korps Mac Mahon zu schlagen.

Wie das Oberkommando seine Lage am Abend des Schlachttages ansah, wird uns am besten durch den Brief Kuhns, des österreichischen Generalstabschefs, klar gemacht. Er findet sich im Anhang zu Band II unter Nr. XXVII. Dieser Brief schafft den Einblick in das gesammte Führungsverfahren inmitten einer noch nicht entschiedenen Schlacht. Obgleich am 4. Juni abends der Entschluß bestand, den Kampf am Morgen des 5. in aller Frühe wieder aufzunehmen, bleiben Feldherr und Generalstabschef in ihrem Nachtquartier Abiategrasso nicht beisammen — sind „weit voneinander entfernt einquartiert".

Kuhn erzählt, daß er vorher die allgemeine Disposition zur Fortsetzung der Schlacht dem Hauptmann Müller mit dem Bedeuten, daß die Detaildispositionen folgen werden, an Ort und Stelle diktirt habe. Zum Kapitel über die Befehlsertheilung innerhalb eines Schlachtverlaufes, liefert dieser Vorgang schon ein wichtiges Blatt. Kuhn ist von einem lästigen Furunkel an der Wade gequält, weshalb er liegend, aber angezogen, jene Detaildispositionen diktirt. Man wolle diese Weitläufigkeit mit dem kurzen Befehlsverfahren Moltkes oder Blumenthals vor jeder Schlachthandlung in Vergleich stellen. Dabei wird er von der Meldung Clam Gallas' überrascht, daß er anderen Tags nicht mehr fechten könne und den Rückzug bereits angetreten habe.

Die Mittheilung hierüber empfängt dann Gyulai wieder durch den Souschef Oberst Poschacher im Auftrage Kuhns. Wörtlich ist dann in dem Briefe gesagt: „Rittmeister Zichy fand den Grafen Gyulai in tiefen Schlaf versunken. Nachdem er aus demselben aufgerüttelt war und die Mittheilung vernahm, gab er den Befehl zum Rückzuge. Alle Bemühungen Poschachers, den Armeekommandanten zu überreden, blieben erfolglos, da die Berichte des Korpskommandanten ihm sehr imponirt zu haben schienen. Und so erfolgte der Rückzug.

Wie stände die Weltgeschichte, wenn wir stehen geblieben wären?! Napoleon wäre es nimmermehr gelungen, den Ticino zu überschreiten."

Man beachte wohl, von welchen Faktoren hier der Gang der Weltgeschichte abhängig wird. Aber wenn wir auch von dieser Phrase absehen, so müssen wir doch an Stelle des Ganges der Weltgeschichte den Erfolg einer Schlacht setzen. Er wurde hinfällig:

1. weil die definitive Disposition für den 5. Juni hinausgeschoben wurde;
2. weil Kuhn einen Furunkel hatte und darum nicht mit seinem Feldherrn zusammenblieb;

3. weil Gyulai schlafen mußte;
4. weil Clam Gallas am 5. nicht mehr mitschlagen wollte, sich für kampfunfähig erklärte und seinen Abmarsch fortsetzte.

Man berechne allein den Zeitverlust, welcher durch solche Umstände in der kurzen Juninacht entstehen mußte, bevor überhaupt ein Entschluß, geschweige seine geregelte Durchführung zu Stande kam. Man vergegenwärtige sich daneben die Nacht nach der Schlacht von Gravelotte, in welcher die zum Theil recht bejahrten Männer des großen Hauptquartiers — König Wilhelm, Moltke, Bismarck mit allem Gefolge zusammenblieben — der Sternenhimmel ihr Zelt, ein todter Gaul ihr Tisch, bloß um die Heerleitung nicht einen Augenblick aus der Hand zu geben, weil man mit dem ersten Morgenlicht den Kampf unmittelbar erneuern wollte.

Das Alles sind Vorgänge, die in die taktischen Lehren direkt hineingehören und in diesem Falle zum Verlust einer Schlacht führten, welche relativ so leicht zu gewinnen war. Friedjung berichtet selbst auf S. 18: „Als der Donner der Geschütze schwieg (4. Juni), waren die Oesterreicher auf zwei Dritteln des Schlachtfeldes unbesiegt".

Aus dieser wichtigsten Kriegserfahrung wurde ein Nutzen nicht gezogen. Die Art der Befehlsgebung, der innere Geschäftsbetrieb zur Verbindung der Kommandobehörden blieb, wie im vorigen Kapitel nachgewiesen, im Jahre 1866 der völlig gleiche und mußte, bei einem Gegner, der niemals Zeit verlor, noch ungleich größeres Unheil anrichten.

Sieht man sich dann die Kuhnschen Aeußerungen noch etwas näher und darauf an, worin die Detaildispositionen des großen Hauptquartiers für den 5. Juni zur Fortsetzung der Schlacht bestanden haben könnten, so fällt auf, daß sich in jenem Briefe keine Andeutung findet, daß die erste Tageshandlung in einem energischen Angriff mit überlegener Kraft auf den linken Flügel des französischen Heeres unter Mac Mahon bestehen mußte. Nur mit diesem Mittel war die Schlacht zu gewinnen. Die Bemerkung: „Nach der Disposition wurde durch das Korps des rechten Flügels bloß das Festhalten Corbettas und einiger Gehöfte gefordert", läßt auf solche Absicht nicht schließen. Aber auch der Einblick in die erwähnten Detaildispositionen liefert nur die Spur von obwaltenden Offensivabsichten, doch sind dieselben überall an Defensivmaßregeln gebunden und selbst mit Rückzugsentschlüssen gepaart.

Zuletzt verweile ich einen Augenblick bei Clam Gallas. Die Vorgänge hier, wie später diejenigen bei Solferino und dann im Feldzuge 1866 bei Jitschin liefern sämmtlich das Bild eines höchst unglücklichen Taktikers und den Typ eines Führers, der leicht geneigt ist, die Flinte ins Korn zu werfen. Seine persönliche Tapferkeit bleibe unbeanstandet; aber sein stets hervortretender Pessimismus in Beurtheilung der taktischen

Lagen, die ihm zu bewältigen oblagen, scheint ihn doch unfähig gemacht zu haben, sein Korps zusammenzuhalten.

Zum Belege dessen wolle der Leser nur die Einwände lesen, welche er auf die um $8^1/_2$ Uhr abends erlassene allgemeine Disposition an das Hauptquartier richtete und die bei demselben um $1^1/_2$ Uhr nachts eintrafen. Sie hier wörtlich herzusetzen, verlohnt der Mühe nicht. Sie stehen unmittelbar hinter dem Briefe Kuhns in der Beilage 27. Man vergleiche damit aber Charaktere wie Benedek, Steinmetz oder Constantin Alvensleben. Ein Wort des Prinzen Friedrich Karl, das Friedjung in Band II S. 148 erbringt, gehört hierher: „Eine verlorene Schlacht ist gewiß oft nur eine Schlacht, die man verloren glaubt, an deren folgendem Tage ein an Seelenkraft stärkerer Feldherr mit einem hierin stärkeren Heere statt sich zurückzuziehen und geschlagen zu bekennen, Victoria geschossen und die Geschichte gezwungen hätte, ihn für den Sieger zu halten."

Der Glaube an die eigene Kraft gehört mithin zu den wichtigsten taktischen Imponderabilien. Er auch, im Jahre 1866, rüstete Steinmetz zu Heldenthaten und fehlte Bonin.

Damit sind die taktischen Sünden genannt, welche die Schlacht von Magenta für die Oesterreicher zu einer verlorenen machten. Sie lauten: 1. Mangel an nachhaltig offensivem Geist in der Heeresleitung wie in einzelnen Theilführungen.

2. Mangelhafte Befehlsgebung und Einwirkung von oberster Stelle und kleinmüthiger Ungehorsam eines Korpskommandanten.

Hingegen ist der österreichischen Heeresleitung operative Verzettelung vor der Entscheidung und zu derselben nicht vorzuwerfen. Die Gesammtlage war der gegnerischen taktisch überlegen, trotz aller vorangegangenen Fehler der Operation. Und nur von geringer Bedeutung waren ferner die reglementarischen Unzuträglichkeiten, in denen man später die Ursache der Mißerfolge mit Vorliebe suchte. Endlich waren die Oesterreicher auch durchaus nicht etwa dem französischen élan erlegen.

Aus fortbestehender überlegener Gesammtlage zog sich das österreichische Heer taktisch unbezwungen bis hinter den Mincio zurück. Die hingebend tapfere Armee bedurfte mithin vielmehr der Reform ihrer Häupter wie ihrer Glieder. Das auch wurde alsbald erkannt. Das Heer machte einen Kommandowechsel durch und ward in zwei Armeen gegliedert. Aber auch nach solchen Maßnahmen sollten sich dieselben typischen Erscheinungen zeigen, was zum Beweise dient, daß sie chronische und schon ererbte bezw. durch lange Gewohnheit eingebürgerte waren. Heß oder Gyulai — sie litten beide an dem Geist mangelnder Initiative. Dieser schien mit Radetzky zu Grunde gegangen und lebte nur in einem Korpskommandanten fort.

Es liegt mir ganz fern, mit diesen Aeußerungen eigene Urtheile zu fällen; ich sammle lediglich die von Friedjung gebrachten Thatsachen, insofern sie Beiträge liefern zur Feststellung des damaligen taktischen Standpunktes. Und zur Geschichte der höheren Taktik gehören sie allesammt, denn sie bestimmten den Gang einer Schlacht. Daneben lasse ich außer Betracht, ob die Auffassung Kuhns über die Lage am Abend des 4. Juni, wie sie in seinem Briefe niedergelegt ist, die objektiv richtige war, bezw. ob andere sachkundige Kritiker sie theilen. Entscheidend für vorliegende Zwecke ist, daß sie bei der Heeresleitung bestand, und damit messe ich ihre Entschlüsse bezw. die Schlußentwickelung der Dinge am 5. Juni.

Mit derselben kritischen Einschränkung verfahre ich bei Erörterung der Fragen, welche die Schlacht von Solferino aufwirft. Friedjung enthüllt uns zuvörderst den Meinungszwiespalt, welcher zwischen Ramming und Heß im kaiserlichen Hauptquartier bestanden haben soll. Der Eine habe den Mincio wieder überschreiten, der Andere defensiv hinter diesem Strom den feindlichen Angriff erwarten wollen. Je nachdem der eine Einfluß den andern überwog, erfolgte der Ansatz zur Flußüberschreitung oder die Zurücknahme der dazu getroffenen Anordnungen. (Friedjung, Bd. I, S. 19.) Beschlossen ward endgültig, im Ueberschreiten des Flusses über Lonato—Castiglione die Offensive zu ergreifen. Der Zusammenstoß mit dem feindlichen Heere erfolgte dann auf dem Wege zu der genannten Linie.

Glücklicherweise hatte sich das österreichische Heer bei dieser Handlung strategisch durchaus richtiger Mittel bedient. Sie bestanden in einer breiten Vorwärtsbewegung, mit deren Hülfe die Heertheile nebeneinander und in angemessenen Seitenabständen zueinander vorgingen. Das befähigte im Begegnungsfalle sämmtliche Theile alsbald in den Kampf einzusetzen und sich gegenseitig zu unterstützen. Da die Schlacht demnach verloren ging, rechnete man später diese Anordnung, sowie die Untereintheilung in zwei Armeen (Schlick und Wimpffen) zu den begangenen Fehlern, die es im Jahre 1866 zu vermeiden galt, woraus sich die enge Versammlung der Armee bei Olmütz und ihr demnächstiger Vormarsch auf Josephstadt in schmalster Front erklärt. Mitgesprochen hat bei diesem Entschluß offenbar auch ein veralteter Ausspruch von Clausewitz, welcher die Untereintheilung in Armeen bei einer einheitlich zu leitenden Operation verwirft.

Nach diesseitiger Ansicht war also die österreichische Armee am Tage von Solferino in diesen hochwichtigen Dingen auf durchaus richtigen Wegen, und diese führten sie außerdem zufällig auch noch in eine besonders günstige taktische Lage, indem sie die Solferino-Stellung mit der Spia d'Italia von Hause aus in österreichischen Besitz brachten. Da dieselbe im Centrum der gesammten Heerbewegung lag, bestand die richtige Schlachtlösung

in ihrer Behauptung unter konzentrischem Offensiveingriff beider Flügel.

Ganz abgesehen von den günstigen Geländeumständen im Centrum ist ein solches Verfahren bei großen operativen Begegnungen, die rein frontal aufeinander treffen, meist zu fordern, da auf diese Weise die einheitlich taktische Handlung eines Heeres am schnellsten herzustellen ist. Diese Erkenntniß wohnte dem französischen Heere in fast allen seinen Theilführungen bei, während sie dem österreichischen ermangelte, und dieser wichtige Umstand führte hauptsächlich das für die Oesterreicher ungünstige Schlußergebniß herbei.

Das Vorgehen des österreichischen Heeres über den Mincio hat eine entfernte Aehnlichkeit mit demjenigen der Dritten und Maas-Armee gegen Châlons, war aber noch ungleich berechtigter, bezw. gefahrloser als dieses, weil es auf beiden Flügeln durch große Wasserschranken eingerahmt war — rechts vom Gardasee links vom Po — denn damit hatte auch der Strom feindlicher Offensive sein genau zugewiesenes Bett. Ein umgehender feindlicher Abmarsch nach Norden oder Süden, wie derjenige Mac Mahons, lag außerhalb der Grenzen aller Möglichkeiten. Darum mußte sich auch gerade hier die Eintheilung in zwei Armeen als taktisch günstig erweisen, denn nach ihr sonderten sich ganz naturgemäß die Bestrebungen zum Zusammenschließen nach links oder rechts. Aber die Einwirkungen Wimpffens scheinen besonders exzentrische Leistungen bevorzugt zu haben. In diese Rubrik fallen die Offensivbewegungen südlich des Campo di Medole, deren vorhin schon bei Erörterung falsch angewandter reglementarischer Gesetze gedacht wurde. Die für Wimpffen klar vorliegende Aufgabe bestand ganz zweifellos darin, sich zum geeinten Angriffsverfahren seiner Korps nebeneinander in nordwestlicher Richtung Bahn zu brechen. Diese Marschrichtung allein vermochte das Centrum zu entlasten und dem Kampf des Heeres Zusammenhang zu schaffen. Freilich führte dieser Weg über die Fläche des Campo di Medole, und eine solche bedarf zu ihrer Ueberschreitung der Feuerüberlegenheit — ein Grundsatz, welchen das deutsche Exerzir-Reglement seitdem ausdrücklich und grundlegend hingestellt hat, der aber schon im Jahre 1866 den Preußen wenigstens in ihrer höheren Führung nicht völlig fehlte, wie später an einzelnen Beispielen nachzuweisen sein wird.

Diese Ueberlegenheit nun schuf sich bekanntlich die französische Seite (Niel) mit Hülfe ihres einheitlichen Artillerieeinsatzes, und damit ist auch indirekt der Beweis erbracht, welche Mittel dem Wimpffenschen Angriff fehlten. Niel war im Wesentlichen auf seine Korpsgeschütze angewiesen; Mac Mahon vermochte nur auszuhelfen, da er an dem Gedanken eisern festhielt, sobald als möglich seine Hauptkraft nach links, in die Richtung

auf Cavriana zu führen, was ihm bekanntlich bei Wimpffenscher Thatenlosigkeit gelang.

Das französische Geschützmaterial war im Jahre 1859 dem österreichischen überlegen; aber Wimpffen setzte auch am Campo sein Material nicht einheitlich ein. Welche wichtige Lehre daraus der Feldzeugmeister Benedek gezogen, beweist seine mustergültige Verwendung der Waffe in der Schlacht von Königgrätz.

Hiermit sind die wichtigsten Thatsachen berührt, welche dem österreichischen Heere den Erfolg bei Solferino verdarben. Die sämmtlichen Korpsführer, die hier handelten, treten als Schlachtentaktiker nicht hervor, d. h. sie würdigen den Zusammenhang der Dinge in einer großen Schlachtfront nicht, sondern nähren lediglich vor ihrer eigenen Front einen mechanisch-reglementarischen Durchschnittskampf, der für das Heil des Ganzen nicht ausreicht.

Nichts Besseres auch läßt sich über die Schlickschen Führungseingriffe sagen. Er hatte im Centrum die Leistungen dreier Korps zu leiten und in Einklang zu bringen, und dieser Versuch mißlang völlig. Auch der siegreiche Benedek beschränkte sich auf den Erfolg vor eigener Front. Die starke Solferino-Stellung ging eigentlich ohne allen Grund unter Schlicks Augen verloren, nachdem etwa zwei Infanterie-Regimenter sie in heldenmüthigster Gegenwehr gegen den Ansturm der französischen Garden vertheidigt hatten. Einen äußerlichen Anlaß zum schließlichen Verlust gab die Ablösung der Heldenschaar, weil sie sich verschossen hatte. Nur im Vorbeischreiten berühre ich das Bedenkliche einer solchen Maßregel. Innerhalb einer Kampfhandlung müssen einmal eingesetzte Truppen bei Lösung ihrer Aufgabe abbrennen bis auf die letzten Schlacken. Man kann sie nicht ablösen, höchstens durch frische Einschiebungen kräftigen, und Munitionsersatz ist ihnen rechtzeitig zuzuführen, was bei Beschaffenheit der Solferino-Stellung leicht zu bewirken war. So auch dachte Benedek bei St. Martino (Bd. I, S. 24). Er verweist lieber auf den Kolben, als daß er ablöst.

Da ich der Versuchung widerstehen muß, in die Geschichte der Schlacht tiefer einzudringen, als für meine allgemeinen Zwecke nöthig ist, verweise ich auf die Auslassungen Friedjungs in seinem I. Bande auf den Seiten 22 bis 24. Aus ihnen erhellt mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit, daß trotz der persönlichen Anwesenheit Schlicks es im Centrum in keinem Moment zu einer einheitlichen Handlung seiner Korps kam, und daß es auch in diesem Falle das Clam Gallassche Korps ist, welches zum Hauptträger des hereinbrechenden Mißgeschicks der österreichischen Waffen wird.

Friedjung schafft in seiner Anmerkung auf S. 20 auch noch ein Urtheil Moltkes über die Schlachtanlage zur Stelle. Es lautet: „Der österreichische Generalstab hatte Alles geleistet, was von ihm gefordert werden

konnte. Die Marschdisposition des Feldzeugmeisters Baron v. Heß stellte die Truppen in zweckmäßigster Weise zur Verfügung, ihre Verwendung in der Schlacht war nun Sache des Feldherrn".

Man wolle erkennen, daß sich meine vorangeschickte Aeußerung mit dieser Bemerkung vollkommen deckt. Was aber konnte die im Moltkeschen Sinne günstigste Anlage dem Kaiserlichen Feldherrn wohl nützen, wenn bei allen Theilführungen ein zweckentsprechendes Zusammenwirken im Kampfe ausblieb? Darüber fällt Friedjung folgendes zutreffende Urtheil: „Auf verschiedenen Punkten des Schlachtfeldes hatten einzelne tapfere Befehlshaber Erfolge errungen, aber die Schlacht war verloren durch den Mangel am Zusammenwirken der einzelnen Theile".

Zum Moltkeschen Operationsverfahren gehört die so werkthätige wie einsichtige Mitwirkung der Theilführungen zum einheitlichen taktischen Zweck. Falls man diese Wahrheit nicht erkannte, das Uebel nicht in seiner Wurzel faßte, lag eine andere und zwar verkehrte Schlußfolgerung aus der Kriegserfahrung ganz besonders nahe: Die Schlachtfront war zu breit und daran war der zu breite Anmarsch schuld. Zukünftig muß derselbe aus einer engeren Heerversammlung in schmaler Front geschehen. Eine solche Logik aber führt bei der Begegnung zur Einkesselung durch einen seinerseits in breiter Front anmarschirenden Gegner, führt nach Königgrätz oder Sedan. Und diesen Weg betrat die österreichische Kriegserfahrung.

Die richtigere taktische Auffassung führte zweifellos das französische Heer bei Solferino zum Erfolge, und deren Hauptträger ist Mac Mahon. Nachdem er dem rechten Nachbar (Niel) zur Feuerherrschaft über das Campo mitverholfen und ihn an seine rechte Schulter herangebracht hat, wendet er sich selbst zum Anschluß an das Centrum und schafft so die Entscheidung des Tages bei Cavriana. Viel zu hart ward im französischen Heer über Canrobert geurtheilt, weil er diesem Impuls nur zögernd folgte. Seine Sorge vor Flankenbedrohung war keineswegs unberechtigt.

Mit diesen Forschungen aus dem Feldzuge 1859 scheint mir zunächst ermittelt, daß infolge der damals falsch gedeuteten strategischen Erscheinungen alle Eintrittslagen in den Kampf für die Oesterreicher im Jahre 1866 bei Weitem ungünstiger wurden. Man gab sich dem grundlegenden Irrthum hin, daß ein Heer stets versammelt sein müsse, um immer mit vereinter Kraft handeln zu können. Er bestand 1859 keineswegs, und gerade die Kriegslagen bei Magenta und Solferino waren im Kampfbeginn günstiger als die des Gegners. Auch Benedek erkannte diesen Irrthum nicht und folgte ihm. Er war kein Feldherr, galt aber für den hervorragendsten Taktiker des Heeres. Er aber hatte sich auch nicht zum Strategos auf-

geworfen, sondern sich gegen diese Aufgabe aus Leibeskräften gesperrt. Darum trifft ihn kein Vorwurf. Zu dieser Behauptung suche ich nach einer heimathlichen Analogie.

Aus dem Jahre 1866 ging Steinmetz zweifelsohne als der hervorragendste Taktiker hervor. Man denke sich denselben infolgedessen im Jahre 1870 an die Spitze der deutschen Heere gesetzt. Das wäre schön abgelaufen. Schon die Führung der kleinen Ersten Armee im engsten Operationsverbande mißlang ihm. So verschieden sind die Aufgaben der Strategie von denjenigen der Taktik. Man mache jedenfalls nie Einen zum Feldherrn, der laut und vernehmlich selbst erklärt, daß ihm alle Bedingungen dazu fehlen. Der taktische Held hat sich zum strategischen Führer hergeben müssen. Damit glaubte man dem eigenen Heere das erschütterte Vertrauen zur Führung wieder zu verleihen und sich dem feindlichen gegenüber einen moralischen Respekt zu sichern. Die Maßregel trug nach beiden Richtungen den Keim des Mißlingens in sich selbst.

Im strategischen Sinne zeigte sich also im Jahre 1866 ein großer Rückschritt gegen 1859, und das Heer wurde taktisch unfreier, weil es auf falschen operativen Bahnen lief. Zu ihnen hatten falsch gedeutete Kriegserfahrungen den Keim gelegt.

Die weitere Errungenschaft aus dem vorangegangenen Feldzuge bestand in dem Bruch mit der hinhaltenden Fechtweise, welche sich stets und in allen Kommandoeinheiten eine Reserve vorbehielt und zu beständiger Flankendeckung schritt, um sich auf Kosten durchgreifender Erfolge vor möglichen Rückschlägen zu sichern. An die Stelle dieses lähmenden Verfahrens trat die sogenannte „Stoßtaktik", welche im radikalen Einsatz aller Kräfte von Hause aus und bei jeder Gelegenheit den Sieg verbürgt sah.

Mit Staunen, aber nicht frei von anerkennender Bewunderung sah die denkende militärische Mitwelt diesen plötzlichen Wandel in den österreichischen Heeresleistungen auf dem nordischen Kriegstheater im Jahre 1864. Gablenz und Graf Gondrecourt wurden dabei zu gefeierten Helden. Ein rein äußerlicher, so zu sagen schematischer Akt aber blieb dieser Uebergang von einem Extrem in das andere, da er von allen sonstigen Gefechtsfaktoren absah. Er erscheint wie ein Rausch, der bekanntlich stets aus Unmäßigkeit entsteht und einen Zustand zur Folge hat, den der Volksmund mit dem trivialen Ausdruck Katzenjammer bezeichnet. Dieser blieb auch hier nicht aus. In der That hatte solche Stoßtaktik jedes Augenmaß verloren, zumal ihr nun der Hinterlader entgegentrat. In der Reaktion, welche eintreten mußte, ward dann das Zündnadelgewehr wiederum als Kampffaktor überschätzt. Das ist bei Friedjung fast auf jeder Seite seiner Schilderungen nachzulesen.

Dem deutschen Heere sind ähnliche, wenn auch nicht ganz dieselben Erfahrungen einem bei Weitem überlegenen Hinterlader gegenüber im Jahre 1870 nicht erspart geblieben. Zu welchen taktischen Wandlungen die verbesserte Waffe in eigener Hand das französische Heer hinriß, wird unter b verhandelt werden. Daß bei einem so jähen Wechsel der Feuerleistungen das Zünglein der taktischen Wage bedenklich hin und her schwanken mußte, bevor es wieder ins Gleichgewicht kam, ist menschlich und kann nicht Wunder nehmen. Wie es sich alsdann aber stellte, mag hier vorgreifend gleich mit erwähnt werden, um die richtige Anschauung bei Zeiten zu schaffen.

Bei anwachsender Vervollkommnung der Waffen gewinnt die Feuerüberlegenheit immer mehr an Bedeutung bei den Kämpfen, und diese Thatsache bewahrheitet sich für Defensive und Offensive gleichmäßig. Die Ansicht hat sich als grundfalsch erwiesen, daß der Hinter- bezw. Mehrlader die Vertheidigung allein kräftige; er liefert dem Angriff in richtiger Handhabung taktischer Gesetze, zumal der rein passiven Defensive gegenüber Machtmittel, die man anfänglich kaum ahnte und früher nie zu erlangen vermochte. Damit auch erklärt es sich, daß der offensive Geist im deutschen Heere im Jahre 1870 auch gegen einen überlegenen Hinterlader nicht einen Augenblick nachließ. Nur zu anderen Mitteln mußte er greifen, und diese wurden ihm zumal bei den großen Entscheidungen wie bei Sedan durch die Moltkesche Operationsweise dargeboten, welche stets nach dem gleichzeitigen Angriff von zwei Fronten her trachtete. Nur wo dieses Mittel versagte, wie bei Gravelotte—St. Privat, stand die reine Stoßtaktik vor momentanen Mißerfolgen.

Im Kleinen wie im Großen besteht also der zur Herrschaft gelangte allgemeine Grundsatz darin, die Feuerüberlegenheit zu gewinnen. Sie muß Zweck aller taktischen Handlung sein. Die reine Stoßtaktik knüpft sich an ganz veraltete Vorstellungen und muß zu Mißerfolgen führen und gethürmte Leichenhaufen schaffen.

Die österreichische Infanterie war mithin von 1859 zu 1866 von einem verwerflichen Zögerungsverfahren zu einer schädlichen Uebereilung gelangt; dennoch hat sie von diesem Schritt allein weniger Nachtheile geerntet, als von der vorher geübten Gewohnheit, denn dem entschlossen Wagenden, selbst wenn er irrt, fällt häufig und namentlich dem Minderentschlossenen gegenüber der Erfolg zu. Gablenz gegen Bonin bei Trautenau liefern das Beispiel, und wenn der zweifellos geschickte und entschlossene Ramming bei Nachod nicht den Sieg errang, so darf nicht vergessen werden, daß er hier mit der reinen Stoßtaktik gegen einen Mann und Helden ankämpfte, an dessen Widerstandskraft sie sich brach wie die Wogen in der Brandung an einem Felsen.

Die andere Feuerwaffe der österreichischen Armee ging im Gegensatz hierzu zweifellos besser vorbereitet in den Feldzug 1866 als in den von 1859. Hier war die Kriegserfahrung die richtige Lehrmeisterin gewesen und hatte zur beschleunigten Einführung der gezogenen Geschütze geführt, die aus Marschordnungen und Kampfaufmärschen auch rascher bei der Hand waren als die preußischen. Das österreichische Heer erwies sich in dieser Waffe als überlegen, und dieselbe hat sich mit ihren Leistungen bei Königgrätz ein Denkmal gesetzt, das ihr für alle Zeiten Bewunderung sichert. Nur die Thaten des Leonidas kommen solcher Aufopferung gleich.

Die Kavallerie hatte die österreichische Führung mehr bei der Hand als die preußische und vermied es, sie in der Masse geeint hinter der operativen Front thatenlos nachzuschleppen. Namentlich in dem Verhältnisse an der Iser und bei Jitschin machte sich dieser Umstand mit den umsichtigen Handlungen Edelsheims bezahlt.

Auch die Korpsführungen waren 1866 im Durchschnitt in bei Weitem besseren Händen. Gablenz und Ramming finden wir auf der Höhe ihrer Aufgaben, insofern sie ohne Zaudern alle ihre Kräfte zur Erreichung der ihnen auferlegten Zwecke rücksichtslos einsetzen. In Bezug auf die Stoßtaktik erscheinen sie freilich auch als Kinder ihrer Heeresanschauungen. In demselben Sinne verdienen die Leistungen Festetics und Thuns bei Königgrätz Anerkennung. Ihre Entschlossenheit aber führt bei Ungehorsam und Mangel an Verständniß für höhere Kriegslagen das österreichische Heer zur Katastrophe in der Schlacht.

Zu dieser Schlacht wende ich mich schließlich, um diejenigen Momente hervorzuheben, welche den damaligen Standpunkt des Heeres und seiner Führung am meisten kennzeichnen dürften. Dabei ist mit der Thatsache weiter zu rechnen, daß für Benedeks Führung die stete Versammlung des Heeres strategisch maßgebend blieb. Dieser einseitige Gesichtspunkt hatte nothwendigerweise auf die innere Seite zwischen die beiden feindlichen Heertheile und dann zu spät zu jenem unheilvollen Rückzuge von Dubenetz hinter die Bistritz geführt. In diese Aufstellung gelangte bis zum 1. Juli abends das Heer bei enger Umklammerung durch den Feind auf Tagesmarschabstand. Als eine weitere Folge des einmal zur Herrschaft gelangten operativen Grundsatzes muß es auch hingenommen werden, daß dieses acht Armeekorps starke Heer ohne jede weitere Gliederung direkt unter dem Kommando des Feldzeugmeisters blieb. Ersichtlich ist dieses Verhältniß ein ungünstiges und hat thatsächlich manche taktische Nachtheile für die Schlacht hervorgerufen. Das Heer ist selbst auf einem einheitlichen Schlachtfeld zu groß, um korpsweise und direkt mit richtigen Anordnungen aus Feldherrnhand rechtzeitig bedient werden zu können. Es fehlt an solchen Centralstellen in so gewaltigen Räumen die Uebersicht dazu, und

ihre Anordnungen müssen stets nachhinken. Eine solche Theilung im Kommando mußte daher noch in zwölfter Stunde vorgenommen werden, da sie strategisch noch nicht bestand, und es erscheint als ein Fehler, daß es nicht geschah. Nach dieser Richtung, wie nach jeder anderen, folgte man, wahrscheinlich unbewußt, Napoleonischen Mustern. Das geschah rein logisch und infolge der einseitigen Ausnutzung innerer Linien, nach Jominischen Rezepten.

Nebensächlich erscheinen die Einwände, die Friedjung auch hier gegen die Benedeksche Form der Befehlsertheilung zur Schlacht erhebt. Ohne ihre Berechtigung zu bestreiten, möchte ich feststellen, daß jedem Korps sein Raum und Platz im Kampfganzen anzuweisen und dies in einem gleichlautenden Befehl zusammenzufassen war. Alles Andere hätte sich alsdann nach der allgemeinen Entwickelung der Dinge und nach den Maßnahmen des Feindes gerichtet. Ungleich wichtiger sind die sachlichen Einwendungen, welche gegen die Schlachtdisposition zu machen sind. Friedjung leitet sie mit seinen Bemerkungen über die Wahl des Schlachtfeldes ein.

„Der Hauptvorwurf, der ihn später traf, ist der, daß er die Entscheidungsschlacht mit der Elbe im Rücken annahm und sich der Gefahren nicht bewußt wurde, die damit dem Rückzuge drohten." (Bd. II, S. 217.) Es folgt diesem Ausspruch die Auseinandersetzung über die Stellungen, welche sich auf dem linken Elb-Ufer bei Königgrätz—Josephstadt oder am Knie dieses Flußlaufes bei Pardubitz boten. Jene wird als die Moltkesche, diese als diejenige des österreichischen Generalstabswerks bezeichnet. Nun aber richtet sich die Wahl des Schlachtfeldes nach dem Gange der Operation und Moltke hat daher auch mit seinen Erwägungen über die zweckmäßigsten Maßregeln des Gegners, wie sie am Schluß meines strategischen Abschnitts zur Verhandlung kamen, gar nicht daran gedacht, der Stellung von Königgrätz—Josephstadt, die Elbe vor der Front, an sich den Vorrang vor derjenigen bei Pardubitz einzuräumen. Er wählt dabei nur unter den möglichen Lagen beim Feinde, und zu ihnen gehörte ein Pardubitzer Schlachtfeld nach den Vorgängen bei Jitschin und Dubenetz überhaupt nicht. Hätte er aber den Rückzug von Dubenetz erkannt, bezw. auch nur ahnen können, so wäre er seines Zweifels überhaupt enthoben gewesen. Er konnte dann das österreichische Heer nur noch rechtselbisch versammelt antreffen; und die Katastrophe wäre über dasselbe ganz zweifellos schon am 1. Juli hereingebrochen. Für Benedek bestand mithin überhaupt keine Wahl mehr in Bezug auf sein Schlachtfeld; er mußte sich in seinen am 1. Juli abends erreichten Lagerstätten schlagen, die Freiheit seiner Operation war aufgehoben.

Hierzu vergegenwärtige man sich die Lage des Heeres vom 30. Juni nachmittags ab. Unter grenzenlosen Drangsalen wird bis zum 1. Juli

geworfen, sondern sich gegen diese Aufgabe aus Leibeskräften gesperrt. Darum trifft ihn kein Vorwurf. Zu dieser Behauptung suche ich nach einer heimathlichen Analogie.

Aus dem Jahre 1866 ging Steinmetz zweifelsohne als der hervorragendste Taktiker hervor. Man denke sich denselben infolgedessen im Jahre 1870 an die Spitze der deutschen Heere gesetzt. Das wäre schön abgelaufen. Schon die Führung der kleinen Ersten Armee im engsten Operationsverbande mißlang ihm. So verschieden sind die Aufgaben der Strategie von denjenigen der Taktik. Man mache jedenfalls nie Einen zum Feldherrn, der laut und vernehmlich selbst erklärt, daß ihm alle Bedingungen dazu fehlen. Der taktische Held hat sich zum strategischen Führer hergeben müssen. Damit glaubte man dem eigenen Heere das erschütterte Vertrauen zur Führung wieder zu verleihen und sich dem feindlichen gegenüber einen moralischen Respekt zu sichern. Die Maßregel trug nach beiden Richtungen den Keim des Mißlingens in sich selbst.

Im strategischen Sinne zeigte sich also im Jahre 1866 ein großer Rückschritt gegen 1859, und das Heer wurde taktisch unfreier, weil es auf falschen operativen Bahnen lief. Zu ihnen hatten falsch gedeutete Kriegserfahrungen den Keim gelegt.

Die weitere Errungenschaft aus dem vorangegangenen Feldzuge bestand in dem Bruch mit der hinhaltenden Fechtweise, welche sich stets und in allen Kommandoeinheiten eine Reserve vorbehielt und zu beständiger Flankendeckung schritt, um sich auf Kosten durchgreifender Erfolge vor möglichen Rückschlägen zu sichern. An die Stelle dieses lähmenden Verfahrens trat die sogenannte „Stoßtaktik", welche im radikalen Einsatz aller Kräfte von Hause aus und bei jeder Gelegenheit den Sieg verbürgt sah.

Mit Staunen, aber nicht frei von anerkennender Bewunderung sah die denkende militärische Mitwelt diesen plötzlichen Wandel in den österreichischen Heeresleistungen auf dem nordischen Kriegstheater im Jahre 1864. Gablenz und Graf Gondrecourt wurden dabei zu gefeierten Helden. Ein rein äußerlicher, so zu sagen schematischer Akt aber blieb dieser Uebergang von einem Extrem in das andere, da er von allen sonstigen Gefechtsfaktoren absah. Er erscheint wie ein Rausch, der bekanntlich stets aus Unmäßigkeit entsteht und einen Zustand zur Folge hat, den der Volksmund mit dem trivialen Ausdruck Katzenjammer bezeichnet. Dieser blieb auch hier nicht aus. In der That hatte solche Stoßtaktik jedes Augenmaß verloren, zumal ihr nun der Hinterlader entgegentrat. In der Reaktion, welche eintreten mußte, ward dann das Zündnadelgewehr wiederum als Kampffaktor überschätzt. Das ist bei Friedjung fast auf jeder Seite seiner Schilderungen nachzulesen.

Schulter an Schulter, wie nun einmal der Kunstausdruck lautete. Die damalig tonangebende österreichische Anschauung sah darin das Heil, weil eine vermeintlich unbezwingliche Defensivstärke.

Ganz aus demselben Grunde stellte man alsdann noch die beiden Reservekorps hinter die Mitte. Man glaubte sie damit am meisten zur Hand für jede bedrohte Stelle in den beiden Fronten und namentlich auch für den Offensivgedanken beim centralen Durchbruch. Alles das erscheint höchst korrekt im Sinne Napoleonischer Schlachthandhabung, begünstigte aber das preußische Angriffsverfahren ungemein, da man den Entwickelungsraum für die Armee des Kronprinzen über die Elbe völlig preisgab und selbst auf die besseren Geländeverhältnisse bei Horenowes verzichtete, ohne die Hindernisse gegen die Offensive des Prinzen Friedrich Karl zu steigern.

Der Widerstand gegen die Zweite Armee gehörte also nach Horenowes schon darum, weil er dort eine Stellung fand, genau so stark wie die andere gegen die Bistritz. Die Maßregel schaffte Luft, gab Bewegungsfreiheit, nahm den Swiepwald in die Mitte und machte den verhängnißvollen Kampf um seinen örtlichen Besitz nahezu überflüssig, denn eine feindliche Division, welche sich alsdann zwischen die beiden österreichischen Heeresabtheilungen schob, war mehr selbst bedroht als gefährlich. Solche Wahrheit wird bei Bevorzugung ungebrochener Schlachtfronten auch heutigentags noch so oft verkannt.

Die weitere Frage entsteht nun aber, ob diese Heeresabtheilung bei Horenowes nun durchaus auf die Behauptung der Stellung gegen Norden eingeschränkt zu werden brauchte. Zur erfolgreichen Vertheidigung der Hauptfront gegen den Prinzen Friedrich Karl hat man während des ganzen Schlachtverlaufs nicht mehr als vier Armeekorps gebraucht; es erübrigte mithin dem Feldzeugmeister noch immer die Hälfte seiner Armee. Seine Reserven aber stellt der Feldherr in heutiger Zeit überhaupt nicht mehr hinter die Mitte der Schlachtfront, wenn er es vermeiden kann. Dazu ist die Front neuerdings zu ausgedehnt und überdem die Mitte bei heutiger Bewaffnung in der Regel ihr stärkster Punkt, da er nicht umfaßt werden kann. Reserven gehören an oder hinter den bedrohten Flügel, für den sie ohne einleitende Marschbewegung zur Hand sein müssen. Welcher derselben der bedrohte ist, muß der Feldherr bei solchem Gesetz freilich wissen und bei vorliegendem Anlaß konnte ein Zweifel darüber nicht obwalten. Sind sie es aber ausnahmsweise einmal beide, so bedarf es einer Theilung der Reservekraft zum Schutz beider Flügel.

Aus allen diesen Gründen ergiebt sich die Empfehlung etwa vier Armeekorps in der Höhe von Horenowes zu versammeln. Damit war dieser Flügel der Macht des preußischen Kronprinzen numerisch gewachsen und die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, ihn offensiv schlagen zu können,

wenn man ihn bei seiner Entwickelung über die Elbe abfaßte. Seine Stärke war bekannt und ebenso, daß und wo er debouchiren mußte, falls er zum Eingriff gelangen wollte. Noch also war selbst bei der Tagemarschentfernung, welche die feindlichen Theile trennte, der Raum immer nicht zu eng, um mächtige Vortheile der inneren Seite ausnutzen zu können. Bei solchem Verfahren gehörte nun wiederum in sich die reservirte Kraft auf den linken Flügel. Ein oder zwei dort so verwendete Korps waren bereit zum Einsatz gegen die Elbe und deckten gleichzeitig gegen bezügliche feindliche Unternehmungen von Westen her über die Schranken des Swiepwaldes hinaus oder gegen das I. preußische Korps.

Bedenkt man andererseits, daß bei dem eingeschlagenen Verfahren eine einzige feindliche Division dort über 50 000 Mann der österreichischen Kräfte nicht bloß zweckloser- sondern auch höchst nachtheiligerweise auf sich zog, so liegt wohl der Fehler am Tage, welchen eine so übertriebene Kräfteverpackung zur Folge hatte. Zum einheitlichen Einsatz im Angriff fehlt ihr der Entwickelungsraum, und dabei kommen ihr zuletzt sogar die Mittel zum reinen Defensiveinsatz an entscheidender Stelle abhanden.

Mit diesen Sätzen sind die Haupteinwände genannt, welche der Benedekschen Schlachtdisposition vom gegenwärtigen taktischen Standpunkt zu machen sind. Dieser verlangt einen vollkommenen Bruch mit Napoleonischen Vorbildern, der sich in doppelseitig umfaßter Lage bei Leipzig noch einredete, es sei ihm im Centrum — bei Wachau — gelungen, den Erfolg an sich zu reißen. Den Glockenklang, den er aus diesem Grunde in der Stadt veranlaßte, kann der moderne Taktiker dreist als das Grabgeläut eines derartigen Schlachtverfahrens ansehen. Es gehört bei den Waffen der Gegenwart nahezu zu den Unmöglichkeiten.

Erwähnt sei, daß die hier kritisch dargebotene Schlachtdisposition, welche wie die österreichische offizielle Kritik eine Erweiterung des Schlachtfeldes fordert, nur beabsichtigt, alle Lösungen anzubieten, die sich aus der Gesammtlage der taktischen Forschung theoretisch ergeben. Jedenfalls war bei solchen Absichten eine Untereintheilung in zwei Armeen nöthig. Es gehören zwei in sich selbständige Handlungen zu ihrer Durchführung und, wenn sich auch die Operation dieses nützlichen Mittels bis zuletzt entschlagen hatte, so mußte es noch jetzt auf dem Schlachtfelde selbst angewandt werden. Bei dieser Organisation denke man sich alsdann den Feldzeugmeister, entlastet von aller Detailführung auf beiden Fronten, auf dem Plateau von Maslowed in der Nähe des Reservekorps der rechten Flügelarmee haltend. Wie ganz anders beherrscht er nun den großen Gang der Schlacht. Dabei konnte ihn sicher nicht die Nachricht über einen feindlichen Einbruch in seiner unmittelbaren Nähe überraschen, die er mit dem brüsken Ausruf: „Plauschen's nicht so dumm!“ im ersten Schrecken von sich wies.

Die Betrachtung muß sich noch einigen Nebendingen zuwenden, insoweit sie die Taktik der Gegenwart kennzeichnen. Das österreichische Heer bediente sich auf seiner erwählten Hauptschlachtfront von Prim bis Lipa durchweg der Vorpositionen an der Bistritz von Nechanitz bis zum Hola-Walde einschließlich. Der Leser wird sich dabei des lebhaften Streites über den Werth solcher Maßregeln erinnern, der noch vor Kurzem durch die ganze militärische Presse ging und ihre Blätter füllte. Er konnte theoretisch damit abschließen, daß Vorpositionen nur da mit Nutzen verwerthbar sind, wo unter ihrer Mithülfe an bestimmten Punkten des Schlachtfeldes die feindliche Einwirkung auf die Hauptstellung für eine bestimmte Zeit ferngehalten werden soll. Taktischer Zeitgewinn regelt fast immer einen solchen Bedarf.

Wünschte man beispielsweise den Besitz des Hola-Waldes, um feindliches Schützenfeuer dauernd oder doch möglichst lange der österreichischen Artillerieſtellung bei Lipa fernzuhalten, so war er von Werth. Dann aber auch mußte um ihn ganz anders gefochten werden, als um die ganze Bistritz-Linie thatsächlich geschah. Solche Kampfweise schwächt, weil sie immerhin geschlagene Truppen der Hauptstellung zutreibt.

Eine wichtige Rolle angedeuteter Art sehen wir die hartnäckige Vertheidigung des Pachthofes La Haye sainte vor Wellingtons Schlachtfront bei Waterloo spielen. Diese heldenmüthige Opferung schaffte Zeitgewinn, mit dessen Beihülfe Blüchers Eingriff den Kampf entschied. Vorpositionen können ausnahmsweise von Nutzen sein, wo sie der noch hinauszuschiebenden Offensivabsicht zum Erfolge verhelfen. So allgemein wie hier behufs nachhaltigerer Vertheidigung angewandt, sind sie verwerflich. Vertheidigung, welche Entscheidung will, muß Platzwechsel thunlichst meiden. Partielles Zurückweichen, nachdem sich die Truppe auf Widerstand eingelassen hat, bezeichnet stets den Bruchtheil eines Mißerfolges; es schwächt und wirkt nur allzu leicht ansteckend und ist jetzt noch mehr wie früher zu vermeiden, weil bei der heutigen Waffenwirkung die Verluste einer zurückgehenden Truppe vernichtende zu sein pflegen. So also durfte nach diesseitiger Ansicht die Bistritz vor der österreichischen Front nichts weiter sein als der Hauptabschnitt für ihre Vorpostenaufstellung. Eine solche hat sich möglichst lange fortzusetzende Beobachtung im Vorgelände zu sichern. Dann zieht sie sich rechtzeitig — elastisch nachgebend — zurück.

Eine einzige Ausnahme wäre dabei für den Punkt Nechanitz der Vertheidigung einzuräumen. Es fehlt mir dort gerade der lokale Augenschein, da ich an dieser Stelle bei meiner nachträglichen Wanderung über das Schlachtfeld nicht gewesen bin, und dieser Augenschein ist entscheidend für die Maßregel. Konnte es dort nach örtlicher Lage und Geländebeschaffenheit gelingen, ein kleines Bollwerk zu schaffen, das mit einer

verhältnißmäßig geringen Truppenkraft den Uebergang der Elb-Armee dauernd sperrte, so hatte man der ohnehin schwierigen feindlichen Entwickelung durch die Sumpfzone des Baches einen Riegel vorgeschoben und vermochte dadurch dem großen Kampf an anderer Stelle den Erfolg zu schaffen.

Die Maßregel erinnert an diejenige beim österreichischen Heere vor der Schlacht von Wagram, mit deren Hülfe es bei Enzersdorf gelingen sollte, Napoleon den Uebergang über den Donau-Arm von der Lobau aus zu verwehren. Dieselbe mißlang freilich, aber doch nur, weil sich der Posten am Abend und bei Unwetter überrumpeln ließ. (Taktische und strategische Grundsätze der Gegenwart. Theil III, S. 14.)

In jedem Fall war der Ort Nechanitz selbst schwerlich dazu geeignet, einem solchen Vorhaben als Stützpunkt zu dienen. Diese böhmischen Dörfer sind von relativ leicht brennbarem Stoff und eignen sich vielmehr zum raschen Zusammenschießen als französische. Zumal bei gegenwärtiger Beschaffenheit des Artilleriematerials ist es mit ihrer Zuverlässigkeit für hartnäckige Vertheidigung vorbei. Der Ort also wäre vor die Front und zum Hinderniß zu gestalten gewesen. Die Vertheidigung aber hätte voraussichtlich aus Erdwerken mit eingeschnittenen Batterien auf den Hängen, etwa an der Straße nach Hradek, bestehen müssen. Um den Rückzug aus einer solchen isolirt stehenden kleinen Festung braucht man nicht übertrieben zu bangen, zumal ihre Besatzung gar nicht dazu da ist, um sich zurückzuziehen, sondern vielmehr dazu, sich zu opfern. Uebrigens verschwinden ihre Trümmer nach geleisteter Heldenarbeit bei ihrer geringen Marschtiefe ungleich leichter und unangefochtener als große Heerstärken. Doch darf ich mich auf diesen Spezialfall nicht tiefer einlassen, als hiermit geschehen, zumal ich ihn nur hypothetisch hinzustellen vermag. Dagegen wende ich den Blick auf die große Handlung zurück.

Dem frontalen Defensivkampf des österreichischen Heeres gegen die Armee des Prinzen Friedrich Karl wird Freund und Feind die ungetheilte Bewunderung gewiß nie versagen. Er liefert ein schönes Beispiel für das umsichtige und tapfere Zusammenwirken der beiden Feuerwaffen im viele Stunden währenden, durchaus erfolgreichen Kampfe. Der Beweis muß als völlig erbracht gelten, daß die Erste Armee aus eigener Kraft nicht befähigt war, den feindlichen Widerstand zu erschüttern, auch wenn die beiden dahinterstehenden Korps (Gondrecourt und Ramming) sich dort nicht befunden hätten. Sie waren in diesem Sinne, d. h. zu diesem hier allein zu verfolgenden Zwecke durchaus überflüssig. Von diesem Standpunkt aus lassen sich weitere Beweisführungen nach mannigfachen Richtungen anschließen.

Zunächst hebe ich die Entschlossenheit hervor, mit welcher der Feldzeugmeister sein tapferes Heer freilich ein wenig zu einseitig leitet. Er

setzt sein ganzes Trachten auf das Durchbruchsverfahren, den großen Mustern folgend, die er noch den Anfängen des neunzehnten Jahrhunderts entnimmt. Wer aber unter seinen Zeitgenossen, die ja sämmtlich die Moltkesche Methode als Fehler hinstellten, dürfte ihn darob tadeln? Gelang doch selbst bei Custozza der Schlachterfolg nicht mit Hülfe der Umfassung, wie anfänglich geplant, sondern mit derjenigen des Durchbruchs im Centrum. Es ist wahrlich dem schwer geprüften Helden der kurze Triumph einiger rasch verrinnender Stunden neidlos zu gönnen, in denen er sich nur allzu sehr auf seine ungehorsamen Stützen in seiner rechten Flanke verließ.

Aber dieser unausgesetzt im Auge behaltene große Frontal- und Durchbruchsangriff war an sich unausführbar, und zwar nicht bloß wegen der Waffe, die der gleich beherzte Gegner führte, sondern auch wegen der Geländeumstände, die zu bewältigen waren. Diese haben wir vor Allem ins Auge zu fassen, wobei ich noch vom Eintritt der Zweiten Preußischen Armee völlig absehe. Der große Angriff zweier Korps mußte die eigene starke Vertheidigungsfront, über sie hinwegschreitend, zum Schweigen verurtheilen, in die Bistritz-Niederung herabsteigen und war dort auf die Bachübergänge bei sumpfigen Uferumgebungen angewiesen. Das Bild passiven Kampferfolges hätte sich unter den Leistungen des Zündnadelgewehrs gar bald in dasjenige erschreckender Niederlage verwandelt. Das ganze preußische III. Armeekorps war so gut wie intakt noch verfügbar. Bei heutiger Bewaffnung muß der Uebergang aus Defensivverhalten zum Angriff thunlichst stets vermeiden, die eigenen Feuererfolge zuzudecken, sonst beraubt er sich des mühsam errungenen Vortheils und liefert ihn dem in seiner Offensive unterliegenden Gegner aus. Napoleon konnte bei den kurztragenden und langsamst ladefähigen Gewehren seines Zeitalters noch durch Massirung überlegener Kräfte auf einem Punkt erfolgreich wirken, während ein solches Mittel heutigen Tages volles Verderben nach sich ziehen würde. Aus diesem Wandel in den Kampfmitteln ergiebt sich zwingend das veränderte taktische Verfahren, das Moltke schon durch seine strategischen Maßregeln anbahnt — Angriff aus zwei Fronten mit direkten Einmärschen in das Schlachtfeld.

Vom Standpunkt des erfolgreichen österreichischen Frontalwiderstandes eröffnet sich aber auch noch ein dritter lehrreicher Blick. Prinz Friedrich Karl beschloß den Angriff aus eigener Initiative selbständig und im Bewußtsein eigener Kraft, obgleich die Zweite Armee auf Tagemarschentfernung herangerückt und das große Hauptquartier jetzt in Jitschin zur Stelle und allein im Stande war, volle Einheit der Handlung auf ganzer Front unmittelbar herbeizuführen. Wenn er auch den Nachbar um Unterstützung durch ein Korps ꝛc. ersucht und ihn von seiner Absicht unter-

richtet, konnte der selbständige Entschluß doch leicht verderblich werden. Nichts spricht mehr für die Großsinnigkeit Moltkeschen Geistes, als daß er stillschweigend diese Seite der Handlung übersieht, die gute Absicht unterstützt und das Ganze zum Siege führt. So erst bringt der allseitige Wetteifer ohne Mißton das glänzende Zusammenwirken aller Theile zu einem Ziele zu Stande, Prinz Friedrich Karl mit dem raschen Entschluß, der Kronprinz mit der Erklärung, daß er mit seinem ganzen Heere kommen werde, und Moltke alle Kräfte ins Gleichgewicht bringend. Man vergleiche die geringen Befehlsmittel, deren es dazu bedurfte, mit der früher erwähnten Umständlichkeit für den Schlachtdispositions-Entwurf zur Fortsetzung der Schlacht von Magenta, wie sie uns Kuhns Brief enthüllt hat. In diesen Verhältnissen beruht ein wesentlicher Theil der Ueberlegenheit der preußischen, demnächst der deutschen Heere über ihre Gegner.

Bei meiner taktischen Auslese muß ich nun aber noch einige Thatsachen auch aus der preußischen Truppenführung heranziehen. Da ich in einem späteren Abschnitt anders verfahren will und nicht mehr auf Einzelheiten der Schlacht von Königgrätz eingehen kann, bleiben jetzt die darüber zu machenden kurzen Bemerkungen in einem besseren Zusammenhange, zumal sie Angriffserscheinungen in ihrem Gegensatz zur reinen Stoßtaktik vorführen.

Es wird dem Leser auffällig genug erscheinen, wenn ich nach Friedjungschen Aeußerungen zwei Fälle ans Licht ziehe, in denen preußische Führer bedeutender Heertheile vom Einsatz im Angriffsverfahren abstehen. Es geschieht, weil ich diese Vorgänge für vorbildlich halte und jene Führer taktischen Grundsätzen huldigten, die in den Schlachten der Gegenwart gesteigerte Beachtung verdienen.

Die erste dieser Thatsachen trug sich beim Kampfe um den Hola-Wald zu. (Band II, S. 230.) „Das Gehölz lag gerade vor der Front der preußischen Division Horn, die es sich zum Ziele erkor. General Werder aber, der rechts davon stand, schloß sich dieser Bewegung nicht an.“ — Vor ihm „erhob sich glatt und kahl die Anhöhe, auf welcher bei Langenhof die Batterien des Korps Gablenz standen, und auf dieser schiefen Fläche führten die Achtpfünder der Oesterreicher einen solchen Hexentanz auf, daß es Wahnsinn gewesen wäre, sich mitten hineinzuwerfen.“ — — — „General v. Werder verbot aufs Strengste jedes Vorstürmen; er wußte, daß die Seinen sonst wie Aehren unter der Sichel des Schnitters niedergemäht würden.“

So also nahm die Division Horn das Hola-Gehölz allein, und damit ward für das Ganze ein Kampfabschnitt gewonnen, den rein frontal zu überschreiten sich für die Kräfte der Ersten Armee dauernd unmöglich

erwies. Das Beispiel kann Modell stehen nicht nur gegenüber einer reinen Stoßtaktik, welche sich verpflichtet glaubt, im Nachahmungsverfahren einer gerichteten Schlachtordnung zu stürmen, bloß weil der Nachbar vor seiner Front zu einer derartigen Maßregel schreitet, sondern auch für alles Verhalten von Nebengrößen zu einander in einem Schlachtgefüge. Wenn zwei Nachbar-Divisionen im Kampfe dasselbe thun, ist es gar nicht dasselbe. Das Gefecht empfängt seine lokale Färbung nach Gelände und Lage zum Feind. Nur im Geist geeint, müssen die Führungen handeln, in Bezug auf die Form können sie es nur noch in den allerseltensten Fällen. Darin besteht der gewaltige Unterschied in den Schlachtgesetzen der Gegenwart zu denen der Vergangenheit. Der Gegensatz zu Fridericianischer Zeit ist dabei ein vollständiger. In ihr war das Schlachtgefüge der Infanterie ein untrennbares Ganzes, das sich auf Kommando mit Viertel- oder Achtelschwenkungen der einzelnen Theile vor-, rück- oder seitwärts bewegte, zum Pelotonfeuer griff oder zum Sturm schritt. Aber auch zur Napoleonischen Zeit ist der Gegensatz noch immer ein hochbedeutsamer.

Im weiteren Verlauf der Schlacht stellte sich, gewiß zum Kummer des Prinzen Friedrich Karl, die Thatsache immer mehr heraus, daß die Aufgabe, deren er sich selbständig vermessen, für seine Front eine unbezwingliche war. Die taktische Rollenvertheilung zwischen den Divisionen Horn und Werder im Augenblick des Bistritz-Ueberganges mußte sich in vergrößertem Maßstabe im Kampf um die Hauptstellung zwischen dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich Karl wiederholen. Da sich ihr der Prinz nicht ganz mit der Werderschen Geduld fügen mochte, schritt nun Moltkesche Autorität ein. Der Vorgang ist bei Friedjung auf S. 263 geschildert. Da ich desselben zur Erhärtung taktischer Lehre dringend bedarf, setze ich den bezüglichen Passus des Buches gleichfalls hierher. Nach Schilderung der allgemeinen bedrängten Lage, in welcher das III. Armeekorps die letzte Reserve bildete, fährt der Bericht wörtlich fort:

„Prinz Friedrich Karl nun vermeinte nicht, daß auch diese frischen Truppen nur ein hinhaltendes Gefecht führen dürften; er trug sich mit der Absicht, sie zum Sturme zu führen. Er sprengte zu den Brandenburgern" u. s. w. — — „Sie hätten, wenn sie vorgeführt worden wären, den Weg bis zu den feindlichen Batterien, 2500 Schritte, zu durchmessen und das obenstehende Fußvolk zu durchbrechen gehabt. Aber die Probe auf solchen Opfermuth wurde ihnen erspart. Denn Moltke, die Bewegung wahrnehmend, hielt es mit gutem Grunde für überflüssig, die Bataillone an den Höhen nutzlos zerschellen zu lassen, er ließ deshalb den Prinzen durch einen seiner Offiziere, Major von Wartensleben, bestimmen, einen

Gegenbefehl zu erlassen und seinen Truppen Halt zu gebieten. Und so wurden auch diese Abtheilungen nur zur Verstärkung der vorderen, standhaltenden Linien verwendet. Moltkes Eingreifen beweist seine hohe Einsicht; er ließ sich eben in seinem Plane, die feindliche Centralstellung nicht von vorne, sondern durch einen umfassenden Angriff der beiden Flügel-Armeen zu erschüttern, nicht einen Augenblick irre machen; denn das Durchbrechen an dieser Stelle war unmöglich."

Moltkes besonnener Eingriff hat Tausenden tapferer Männerherzen den lebendigen Schlag und gleichzeitig der Ersten Armee erhöhte Kampfkraft erhalten, und es ist von hervorragendem Interesse, den großen Strategen auch einmal taktisch überlegen wirken zu sehen. Der Vorgang enthüllt eine Summe wichtigster Gesetze für die Truppenführung der Gegenwart:

1. Es giebt in der That auch in der Feldschlacht unbezwingliche Stellungen, die mit frontaler Stoßtaktik allein nicht zu gewinnen sind.

2. Der centrale Durchbruch ist die bedenklichste Handlung in großen Entscheidungskämpfen geworden.

3. Zu den hervorragenden Führereigenschaften gehört neben starkem und einsichtigem Willen auch die Gabe der Geduld.

Hätten wir nach dieser dreifachen Richtung die Erfahrungen von Königgrätz ausgenutzt, so blieben uns bei Gravelotte—St. Privat manche blutige Enttäuschungen erspart. Ein Stück veralteter Stoßtaktik steckt heute noch in jeder tapferen Soldatenbrust!

Hiermit möchte ich mich von der Glanzseite der österreichischen Kampffront verabschieden. Ich glaube dort die wichtigsten Erfahrungen für die Taktik der Gegenwart gesammelt zu haben und wende mich der unterliegenden Seite zu. Auch ihr sind manche Erfahrungen für die neutaktische Lehre zu entnehmen. Zunächst ist der Führerungehorsam zu buchen, der ja bei den Niederlagen der Oesterreicher im Jahre 1866 eine so wichtige Rolle spielt. Hier sind deren Träger die Grafen Festetics und Thun, demnächst auch Mollinary, welcher die Erbschaft des ersteren nach seiner Verwundung voll und ganz antritt. Schuldig des Ungehorsams sind sie ganz zweifellos, und da sich an denselben ebenso zweifellos die große Katastrophe knüpft, mit welcher das herrliche, in diesem Feldzuge von Thatenlust durchdrungene Heer zusammenbricht, mußten sie auf das verdammende Urtheil eines Kriegsgerichts wohl gefaßt sein. Dennoch steht dieser Ungehorsam in einer anderen Beleuchtung wie derjenige des Erzherzogs Leopold bei Skalitz, denn er hatte in seinen Anfängen alles sachliche — sagen wir das taktische Recht für sich.

Es ist bereits festgestellt, daß die Benedeksche Defensivflanke von Chlum über Nedelist im Unrecht war. Erklärlich wird daher der Ent-

schluß beider Untergebenen, bis nach Maslowed und Horenowes vorzugehen. Sie blieben dabei durchaus noch in den Schranken ihrer Aufgabe und vermeinten mit hohem Recht sie von dort besser lösen zu können. Die weitere Versuchung trat zunächst an Festetics heran, als er die im Swiep-Walde befindlichen Vortruppen vor der feindlichen Division Fransecky unterliegen sah. Nun gehörte schon eine ganz besonders starke und klare Ueberzeugungstreue von der hohen Wichtigkeit der eigenen Aufgabe dazu, um diese Truppen und damit den Swiep-Wald nicht im Stich zu lassen. Dieser Verlockung erlag der Führer, aber man muß doch parteilos anerkennen, daß die Methode zusammenhängender Vorpositionen dabei auch hier eine Hauptschuld trifft. Meine darüber vorangeschickten taktischen Bedenken begegnen hier einem packenden Beispiel, denn Benedek bedurfte für seinen rein frontalen Defensivkampf des Swiep-Waldes gar nicht, wenn er nur seine Reserve hinter den rechten Flügel auf das Plateau von Maslowed nahm, statt hinter die Mitte. Beide Korpsführer hatten jetzt diesen Kampf vor Augen und überschätzten seine Bedeutung. Darüber kam ihnen die Sorge um die ungleich größere aber noch gar nicht wahrnehmbare Gefahr abhanden. Das soll keine Rechtfertigung, wohl aber eine Begründung bezw. Entschuldigung ihrer begangenen Irrthümer sein und wie es so im Kampfgetöse zu gehen pflegt — sie glaubten anfänglich zu einer solchen Nebenaufgabe immer noch Kraft, später, als die Sachen größere Ausdehnungen annahmen, immer noch Zeit übrig zu haben, bis zuletzt sie diesen Kampf bezw. Sieg für die Hauptsache hielten, bloß weil er ihnen selbst so viel Blut und Anstrengung kostete. Zweifellos richtig ist bei alledem, daß an dieser Stelle ein Einsatz zur Offensive gegen die preußische Erste Armee wohl zum Erfolge führen konnte, falls man an diesem Tage mit ihr allein auf der Welt war. Man irrte sich aber über das Maß von Schnelligkeit, das dem Vormarsch der Zweiten Armee zuzutrauen war.

Die Kämpfe vergangener Tage, zumal auch die aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, lieferten als Regel den Akt des Heeresaufmarsches vor dem Kampf, und schritt der Kronprinz von Preußen, wie wohl von einer methodischen Kriegführung vermuthet wurde, nach Ueberschreitung der Elbe mit seinen vier Korps zu einem solchen zeitraubenden Zwischenakt, so war sein Eingriff nicht vor den spätesten Nachmittagsstunden zu erwarten. Bis zu dieser Zeit hoffte man wohl mittelst des eigenen Flankenangriffs mit dem Heere des Prinzen Friedrich Karl fertig zu werden. Bismarck würde bei dieser Gelegenheit sagen — es fehlte den österreichischen Korpsführern am richtigen Augenmaß für ihre Handlung.

In die Augen fällt hier die hohe Bedeutung, welche das Begegnungsverfahren beim Zusammenwirken zweier Heertheile aus verschiedenen Fronten

auf einem Schlachtfelde hat. Aus dem rechtselbisch bewirkten systematischen Aufmarsch aller vier Armeekorps kam die Zweite Armee für die Entscheidung des 3. Juli sicher zu spät. Das richtig angewandte Begegnungsverfahren bildet daher einen der wichtigsten Bausteine für die strategische Kunst Moltkeschen Stils, und darum bedurfte es denn auch, nach den böhmischen Erfahrungen, seiner bestimmten grundlegenden Gesetze. Ohne sie kann es auch falsch verwandt werden, wie spätere Anlässe im Jahre 1870 offenbarten. Ganz veraltet steht alledem der Grundsatz gegenüber, der Kampfhandlung stets den planmäßigen Aufmarsch der Kräfte vorangehen zu lassen, und auch er hat später selbst noch bei uns manche Vertreter gefunden.

Ueberblicken wir schließlich das Ganze der Handlung auf preußischer Seite, so finden wir zwei Armeen aus Tagemarschabständen konzentrisch zur Offensive schreiten, die eine aus vorangegangenem Aufmarsch, die andere unter Durchführung des Begegnungsverfahrens. Die erstere wird zu hinhaltenderem Kampfe genöthigt, während die andere auf die feindliche Flanke eilt und die Entscheidung bringt. Dem gegenüber nennt Friedjung die österreichische Handlung auf innerer Seite in Bd. II, S. 208 eine „erhabene Donquixotiade". Er spricht ihr also die Möglichkeit des Erfolges ab und macht sie zu einem Blutbad, dessen einziger Zweck die Waffenehre bleibt. So wie Benedek zu einer Defensivschlacht mit dem Durchbruchsgedanken im Centrum in veralteter Anschauung disponirte, kann dies wohl zugegeben werden, nur fehlte der Raum noch keineswegs, um im moderneren Sinne zu handeln und so noch die taktische Ebenbürtigkeit zu wahren. Der Gedanke dazu ist schon im Eingange dieser Betrachtungen geliefert, und auf ihn beziehe ich mich jetzt mit meiner allgemein gehaltenen Schlachtübersicht.

Auch die Defensivschlacht muß sich operativen Raum wahren und darf keine Stellung reiten, muß den Angriffsgedanken hochhalten, und dieser wird nur höchst selten im Centrum liegen. Die Benutzung starker Geländeanhalte für die Abwehr muß das Mittel schaffen, den selbständigen Angriffsentschluß in einer eigenen Front stark zu machen. Der Gegenangriff darf die vorangegangene bezw. gleichzeitige Abwehr niemals mit seinen eigenen Leistungen zudecken. Zu derartigen Maßnahmen wird der Feldherr neuerdings fast stets der Untereintheilung des Heeres in verschiedene Armeen bedürfen, und diese wiederum handeln selbständig nach den ihnen zufallenden Theilaufgaben. Sie alle nach Korps, persönlich und von centraler Stelle aus beherrschen zu wollen, wird zur Unmöglichkeit, und schon daran allein scheiterte Benedeksche Führungskunst. Ein von Hause aus selbständig bei Horenowes hingestellter Heerführer deckte ihm mit Sicherheit die rechte Flanke, ganz abgesehen davon, daß er auch

in der Lage war, rechtzeitig zur Offensive auf die Zweite Armee überzugehen. So ungefähr lauten die Gedanken, die dem Feldherrn an den Vortagen der Schlacht seitens des Generalstabschefs vorzutragen waren. Sie schaffen aus den Grundsteinen einer völlig mißglückten strategischen Handlung, noch immer zwanglos und ungesucht einen Schlachtaufbau, mit dessen Hülfe ein Sieg bei der soliden Beschaffenheit des Heeres möglich erscheint.

Aber freilich liefern sie Bestandtheile, welche den Führungen nur bei Moltkescher Lehre zugänglich sind. Sie dürften sich schwerlich wie ein Schema ausnehmen, und wer sie als solches hinnehmen wollte, beginge einen großen Irrthum. Jede Schlachtlage, entstehe sie auch wie hier aus der strategischen Defensive, bedarf ihrer eigenen Lösung. Mit der Eintheilung in einen offensiven und einen defensiven Theil ist es keineswegs immer gethan, ebenso wenig wie mit der einseitigen Vorstellung, daß die Defensivschlacht wie hier sich stets und durchweg auf innerer Seite befinden müsse. Die letztere Lage ist aber nur operativ zu meiden möglich und bezeichnet stets an sich einen erheblichen Nachtheil. Entgegengesetzten Falls kann offenbar gelegentlich auch das Centrum zur Abwehr berufen werden (Solferino), während beide Flügel konzentrisch einsetzen und was der Möglichkeiten mehr sind. Immer aber bleibt die strategische Hauptforderung zu erfüllen, daß man sich die taktische Armfreiheit wahrt. Mit den ungebrochenen Kampffronten, welche einheitlich und Schulter an Schulter fechten sollen, ist es auf immer vorbei. Diese mehr Napoleonischen Anschauungen haben wir uns abzugewöhnen und zwar um so mehr, je höher die Waffenleistungen steigen. Mit der Erweiterung der Fronten sind zweifellos wiederum auch besondere Gefahren verknüpft, aber in ihr allein liegt der Keim zu großen Erfolgen.

Einige Worte gebühren nun auch der Schlußkatastrophe, aus welcher vorzugsweise zu lernen ist, wie ein tapferes Heer heldenmüthig zu Grunde geht. Ein Jeder that dabei seine Pflicht und Schuldigkeit in hochrühmlicher Weise. Von der Opferung der Artillerie ward schon verhandelt. Der Einsatz des Rammingschen Korps scheint ein wenig systematisch geschehen zu sein und damit den thatsächlichen Einsatz der Kräfte hinausgeschoben zu haben, was den zunächst schwachen Kräften der preußischen 1. Garde-Infanterie-Division in Rosberitz und Chlum zu gute gekommen sein wird. Ihre Isolirung war anfänglich eine völlige und ihr Beispiel tollkühnen Wagemuths wird in der Kriegsgeschichte schwerlich jemals übertroffen werden. Als mustergültig ist es kaum anzusehen, aber die Abwesenheit ernsten Widerstandes in Chlum hatte dazu hingerissen, und die Division wußte schließlich selbst nicht, in welches Wespennest sie stach. Denkt man sich hingegen Gondrecourts rücksichtslose Stoßtaktik in kompakten

Massen auf dem rechten Flügel der Reserven statt auf deren linkem unmittelbar zur Hand, so war die akute Gefahr für die 1. Garde-Infanterie-Division ungleich größer. Hier war diese Fechtart hoch am Platz und hätte sehr möglicherweise zum Wiederbesitz von Chlum geführt. Gewonnen wurde dabei freilich nicht mehr als Luft für den geordneten Abzug.

Für diesen opferte sich nun auch die Reiterei in heldenmüthigster Weise, wobei sich das preußische Heer zu dem Fehler verleiten ließ, ihr die eigene von Sadowa und auch gar von Nechanitz her in das Schlachtfeld hinein entgegenzuwerfen. Das hat mächtig dazu beigetragen, den an sich so schweren Rückzug des österreichischen Heeres zur Elbe nach Königgrätz und auf Pardubitz zu erleichtern, da es Säbel auf Säbel führte und die konzentrischen preußischen Feuerwirkungen aufhob. Auch das ist eine Erfahrung, welche wohl gebucht zu werden verdient.

Ich schließe meine Betrachtungen mit dem Ausdruck der Bewunderung für das besiegte Heer. Ein Wort des Dichters sagt mit höchstem Recht: „Eines Mannes Werth erprobt allein die Stunde der Gefahr", und die gleiche Behauptung läßt sich in erhöhtem Maße auf eine unterliegende Armee anwenden. Noch nie hat sich ein Zusammenbruch mit größerem Heldenmuth in allen Waffen vollzogen.

Wenn die Oesterreicher auf den Höhepunkten der Schlachten von Magenta und Solferino so kraftvoll in ihrem Handeln gewesen wären, sie hätten sicher obgesiegt. Selbst im Bunde mit ihrem ein wenig einseitigen Stoßverfahren hatten sie taktisch seit 1859 erheblich gewonnen. Nur paarte sich diese wiedererworbene Tugend allzu sehr mit falschen operativen Lehren, die sie demselben Feldzuge entnahmen. Die Last davon mußte jetzt dem unglücklichen Feldherrn aufgebürdet werden. Aber an Entschlossenheit war er selbst dem Heldenmuthe seines Heeres in diesen schwersten Lebensstunden nicht nur ebenbürtig, sondern voranleuchtend. Friedjung giebt darüber geradezu ergreifende Schilderungen. Er vervielfältigt sich mit seinen Eingriffen, ist bei allen Waffen, die sich einsetzen und überall da, wo die höchste Gefahr besteht. So geräth er auch gelegentlich zwischen das Feuer beider Parteien, bindet den Artillerieführer mit Eidschwur zum Standhalten bis zum Einsatz seiner letzten Kartusche, weist der Kavallerie persönlich ihre Attackenziele und verläßt schließlich das Schlachtfeld hinter der Queue der letzten Infanteriekolonnen. Bei alledem sucht der unglückliche Feldherr keineswegs den Tod, will sich nicht etwa wie ein Römer in sein Schwert stürzen. Diese unverwüstliche Kriegernatur will lediglich bis zuletzt das Loos ihrer Soldaten theilen (S. 301). Ein scharf beobachtender Augenzeuge äußert, daß Benedek an diesem Tage gar keine Nerven gehabt zu haben schiene (S. 279). So aber schildert derselbe Verfasser den Mann im Kampfe, dem er bei Skalitz mindestens

eine moralische Kampfscheu andichtete. Die größte Genugthuung liegt in dieser Zusammenstellung für den schwer geprüften Helden, den keine Gestalt der Sagenzeit an anspruchsloseſter Todesverachtung übertrifft. „Von allen Wundern, die ich je gehört, ist mir das größte, daß sich Menschen fürchten", läßt der große englische Dichter seinen Julius Caesar sagen. Hier treffen wir auf das Beispiel.

Meine der Friedjungschen Auffassung entgegenstehende Meinung ist, daß der Seelenkampf mit dem Benedek bei Skalitz der Kampfverlockung widerstand, demjenigen gleichkommt, mit welchem er sich bei Königgrätz nicht von der Schlacht zu trennen vermochte.

Dennoch will ich mit diesen Auslassungen keineswegs solchem Heldenmuth den Zoll meiner uneingeschränkten Bewunderung darbringen, ich will ihn für den Feldherrn in solchen Augenblicken auch als einen großen taktischen Fehler kennzeichnen. Auch hierzu vermag ich mich auf einige Aeußerungen Friedjungs am wirksamsten zu berufen. Er sagt auf S. 291: „Wenn sich nicht Alles zu einem entsetzlichen Knäuel verwirren, wenn insbesondere die Elbe im Rücken des Heeres nicht seinen Untergang hervorrufen sollte, mußte den noch in leidlicher Ordnung zurückweichenden Korps und Brigaden die Richtung des Marsches angegeben, das Durcheinandersprengen der Reiterei, die Vermengung von Geschützen und Fußvolk verhindert werden."

Auf S. 302: „Unterdessen aber waren die Befehlshaber der zur Elbe eilenden Korps in Verzweiflung, denn es fehlten die Weisungen über die Richtung des Rückzuges, über die Lage der zu benützenden Brücken. Während Benedeck sich ins Getümmel stürzte, eilten, ihn suchend die Adjutanten seiner Unterbefehlshaber auf dem Schlachtfelde umher, und erst dadurch wurde er an seine unmittelbarste Pflicht gemahnt." Und am Schluß dieses ganzen Absatzes steht: „Die Massen wälzten sich führerlos zur Elbe."

Diese Citate werden genügen, um darzuthun, worin die Pflichten eines Feldherrn bei solcher Gelegenheit bestehen. Wird sein Rückzug von einem Schlachtfelde nöthig, so hat er die Weisungen zu ertheilen, welche Truppentheile die Deckung des Abmarsches zu übernehmen, welche Marschrichtungen die übrigen einzuschlagen haben. Dann verläßt er das Kampffeld, auf dem ihn keinerlei persönliche Aufgaben mehr fesseln, während sie hinter demselben um so zahlreicher an ihn herantreten, zur Weiterinstradirung der Heersäulen, zur Schaffung von Arrieregarden, zur Herstellung gegliederter Marschordnungen nach jetzt erst sich ergebenden Zielen. Um so wichtiger werden diese Leistungen, wenn man einen Strom unmittelbar in seinem Rücken weiß, zumal wenn er auch noch durch eine Festung gesperrt ist. Wie verhängnißvoll ein solcher Bundesgenosse

werden kann, ist in den herzzerreißenden Schilderungen Friedjungs auf den Seiten 309 und 310 nachzuschlagen.

Man möge ja nicht einwenden, daß zu diesem Zweck vorbeugende Anordnungen über den Rückzug vor Beginn der Schlacht am Platze sind. Sie kennzeichnen stets eine schon halb verlorene Sache, liefern aber auch Anordnungen, die meist nach Maßgabe des Kampfverlaufes nicht stimmen und daher nicht aufrecht erhalten werden können. Im vorliegenden Falle hätte man den einzelnen Korps ihre Brücken doch nur nach der ursprünglichen Aufstellung zuweisen können, die sich im Laufe der Schlacht voraussichtlich verschieben mußte. Der Rückzugsentschluß bedarf also stets der Anordnungen nach Lage der Theile im gegebenen Augenblick.

Und die Mehrzahl dieser wichtigen Anordnungen kann der Führer nur außerhalb des Kampfbereichs, im Rücken seiner noch fechtenden Truppen und in größerem Abstande von ihnen treffen. Ein solches Verfahren widerstrebt, wie der in Rede stehende Vorgang darthut, so sehr einem tapferen und sich aufopfernden Soldatenherzen, daß ihr leitendes Gesetz jetzt sogar in das deutsche Infanterie-Exerzir-Reglement Aufnahme gefunden hat. Der Widerspruch, den besagtes Soldatenherz dagegen erhebt, muß schon in der Friedensausbildung überwunden werden, im Augenblick der großen Krisen selbst ist es dazu zu spät.

Der unglückliche Feldherr muß also sein geschlagenes Heer aus Kampfesnoth in entsprechendem Abstande empfangen, um seiner Herr zu bleiben. Aber freilich machte im vorliegenden Fall die Gesammtlage hart vor dem Strom und die enge Versammlung, die dem Heere dabei auferlegt worden war, sowie die Abwesenheit jeder taktischen Untergliederung in Theilarmeen die Aufgabe ganz absonderlich schwer. Das Alles spricht also auch gegen die gehandhabte Taktik.

Ueber die ausgebliebene Verfolgung preußischerseits darf ich mich wohl auf wenig Worte beschränken. Friedjung schildert die Thatsache und ihre Ursachen mit parteiloser Treue; daß dieselbe ein Fehler war, ergiebt sich dabei. Zu bemerken bleibt, daß man sich doch wohl nach den Ueberlieferungen vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, welche vorzugsweise an die Vorgänge bei Waterloo mit den Schlagworten „vom letzten Hauch von Mann und Roß" und dem beritten gemachten Tambour und seinem in Bewegung erhaltenem Kalbfell, anknüpfen, eine nicht ganz zutreffende oder doch nur selten stichhaltige Vorstellung vom Wesen der Verfolgung nach großen Kampfkatastrophen macht. Sie bedarf doch einiger Ergänzungen, um sich zu einem brauchbaren Gesetz zu gestalten.

Die wirksame Verfolgung besteht darin, daß man vom Moment des Sieges an die Operation aufnimmt bezw. sofort wieder einleitet. Hierzu hatte die preußische Armee die Straße nach Pardubitz zur Verfügung.

Intakte Truppentheile waren in Massen vorhanden; ich nenne die Division Etzel, das V. Armeekorps und die 2. Garde-Infanterie-Division, die Kavallerie-Division Hartmann und andere mehr, wie z. B. in zweiter Linie auch das III. Armeekorps, das nahezu intakt war, dank dem vorgenannten Moltkeschen Eingriff. Aus solchen Bestandtheilen war selbst auf der Stelle ein neuer Heerverband zu bilden möglich, wenn man zu diesen Dingen schon die operative Routine besessen hätte, wie sie erst das Jahr 1870 verschaffte.

Die erbrachten Gründe, wie Zusammenwürfelung der Truppenverbände oder Mangel an Uebersicht über die Größe des Erfolges, zum Theil nicht vermittelte Befehle ꝛc. erscheinen nebensächlich. Dagegen möchte ich in erster Linie den Mangel an Kriegsgewohnheit nennen, an welchem alle Führergrößen von oben bis unten naturgemäß nach fünfzigjährigem Frieden Theil hatten. An ihre Stelle trat beim König das Herz für seine Truppen ganz ebenso wie in derselben Stunde bei Benedek. Das Dankgefühl des Kriegsherrn für seine wackeren Kämpfer überwog, und darum erfolgte der Ritt des großen Hauptquartiers durch das Schlachtfeld mit beständig wechselnden Zielen gerade wie am Schluß einer Revue, nur aus noch ganz anderen und ethisch tieferen Gründen.

Damit riß in diesem wichtigen Augenblick die Verbindung der Kommandobehörden fast völlig ab. Moltke vermochte so wenig wie Krismanic (Friedjung, S. 302) einen gesicherten Platz für seine Befehlsertheilung zu gewinnen oder die Meldungen entgegenzunehmen über den Stand der Kräfte bei den einzelnen Armeen. Er auch wurde mit fortgerissen, da er sich zu dieser Stunde am allerwenigsten von seinem Kriegsherrn abtrennen durfte.

Hiermit will ich meine Gedanken in diesem Abschnitt zum Abschluß bringen. Ohne kleine Uebergriffe konnte ich dabei freilich nicht auskommen.

Ich übergehe das Nebensächliche, wozu ich den Schluß des Feldzuges und auch Custozza rechne, weil diese Handlungen mir für meine Mappe zur Sammlung taktischer Erfahrungen für die Gegenwart keine nachhaltigen Erträgnisse bieten. Oesterreichs Sieg über Italien liefert freilich den Gegensatz der taktisch konstruirten Schlacht zu derjenigen, welche neuerdings aus der Operation direkt entsteht. Schon beim ersten Anmarsch bestimmt der Erzherzog Albrecht die Art der einzelnen Gefechtsleistungen, und diese versagen; aber durch eine Summe von gegnerischen Fehlern führte die energische österreichische Handlung dennoch zum Erfolge. An den anderweitig besprochenen nationalen Heereseigenthümlichkeiten in Bezug auf Befehlsertheilung und Vermittelung sowie am Abwarten derselben an entscheidender Stelle bezw. an manchem Ungehorsam der Unterführungen fehlte es auch hier nicht. Ein wenig euphemistisch meint Friedjung Theil I, S. 309: Die Schlacht gehorchte ihrem eigenen Gesetz!

Aber auf dem italienischen Kriegstheater sind doch die Verhältnisse theils zu klein, theils fehlt der neue Maßstab, welchen der Hinterlader schafft, wobei nur davor zu warnen bleibt, daß er nun auch nicht überschätzt werde. Mit dieser Waffe aber war zweifellos die preußische Infanterie der feindlichen überlegen, und mit ihren Leistungen auch ward der Erfolg auf den Gefechtsfeldern nahezu allein erkämpft. Entschieden überlegen verwandten die Oesterreicher ihre beiden anderen Waffen. Der Grund dafür lag hauptsächlich darin, daß die Preußen die ihrigen mit ihrem Schwergewicht an die Queue ihrer Marschordnungen verwiesen hatten. In die operativen Fehlgriffe gehört mithin auch diese Erscheinung.

---

b. Frankreich.

Zur Beurtheilung österreichischer Taktik im Jahre 1866 bedurfte es der Heranziehung der Kampferscheinungen des Feldzuges 1859, denn in diesen wurzelte sie, und zur vollen Feststellung preußischer, demnächst deutscher Fechtweise können wir nur unter Zuhülfenahme des großen Feldzuges 1870/71 gelangen. Damit aber bedarf es in beiden Fällen des Hinblicks auf das französische Verfahren. Ich werde mich dabei verhältnißmäßig kurz fassen können.

Dazu wende ich mich an das schon erbrachte Friedjungsche Wort aus Bd. I auf S. 352:

„Nach dem Kriege (1859) erwog man natürlich, welche Veränderungen im Kriegswesen durch die neu aufgenommenen Erfahrungen nothwendig geworden seien. Die Franzosen, ihres Sieges froh, blieben bei ihrer Kampfweise."

Ich werde mich auf den Nachweis beschränken, daß diese Behauptung, soweit sie Kriegserscheinungen betrifft, eine irrthümliche ist, wohl dadurch erzeugt, daß die französischen Waffen im Jahre 1866 ruhten und auf europäischen Kriegstheatern erst im Jahre 1870 wieder in die Erscheinung traten. Zunächst muß aber festgestellt werden, worin die Eigenthümlichkeit der französischen Kampfweise 1859 bestand.

Ihr Heer war durchglüht von offensivem Kampftriebe, dessen Ursprung bis zum Jahre 1870 ganz im Allgemeinen in ihren nationalen Eigenschaften gesucht wurde. Ihre eigene Meinung darüber stand so fest, daß sie mit unverhohlener Verachtung auf die preußischen Manöver zweier, nach freien Entschlüssen unter Zugrundelegung einer Kriegslage gegeneinander handelnder Parteien herabsahen. Derartige Leistungen seien in Frankreich gar nicht möglich, weil sie bei dem nationalen Temperament alsbald zu Mord und Todtschlag führen müßten. Infolgedessen begnügten

sie sich auf den Uebungsflächen von Chalons mit formellen Darstellungen alter Schlachtensiege, wie Austerlitz, Jena oder Wagram, mit denen sie die Erinnerungen an die Gloire ihrer größten Kriegszeiten in Volk und Heer aufrecht zu erhalten gedachten. Der sogenannte Elan aber blieb bei den Kabylen-Kämpfen in Afrika in steter praktischer Uebung. Mit den gleichen Mitteln erlangte auch Bosquet den durchschlagenden Erfolg auf dem französischen rechten Flügel an der Alma sowie die gesammten französischen Korpsführer ihre Inkerman-Siege und Mac Mahon den Malakoff. Dieser Richtung auch bemächtigte sich das Napoleonische Schlagwort: „Die neuen Waffen sind nur gefährlich, wenn Ihr ihnen fern bleibt." (Bd. I, S. 349.) Es mußte zünden, weil es der damaligen Richtung des Heeres entsprach, und Erfolg haben gegenüber einer Armee, welche in äußerster Vorsicht niemals das vorhandene Ganze taktisch einsetzte und diese Zurückhaltung bis in die niedrigsten Kommandoeinheiten übertrug, wie uns Friedjung anschaulich macht. Beides zusammen schaffte den französischen Angriffen fast stets im Beginn des Kampfes das numerische Uebergewicht.

Was die Form anlangt, in welcher diese Angriffe bei der Infanterie erfolgten, so wissen wir, daß die Franzosen, eingedenk der kaiserlichen Empfehlung, rücksichtslos immer „en avant" zu gehen, in der Regel von Hause aus ganze Bataillone als Schützen auflösten und vorwärts laufen ließen, denen andere geschlossene Einheiten dieser Größe folgten. Aus letzteren Plänkler einschiebend, nährten sie den Kampf. Das schaffte ihm, wie schon erwähnt, im Zusammenhange mit dem entgegengesetzten Verhalten die numerische Ueberlegenheit, doch wurde dadurch allein der Erfolg niemals herbeigeführt. Ein Ueberrennen des Gegners gelang so gut wie nie. Die allgemeinen taktischen Lagen waren bei den großen Handlungen im Gegentheil den Franzosen anfänglich ungünstige, nur wußten die Oesterreicher sowohl bei Magenta, wie bei Solferino nicht sie für sich zu Erfolgen zu gestalten; sie zogen es vor, in beiden Fällen frühzeitig abzuziehen, statt Alles zum Siege einzusetzen. Es sind das beiderseits Leistungen, welche keineswegs auf rein reglementarische Unterschiede zurückgeführt werden können, und Friedjung macht den damals vorwiegenden Defensivgeist des österreichischen Heeres dafür verantwortlich.

Das Reglement verhinderte die Oesterreicher keineswegs, ebenso gut wie die Franzosen, gleich ganze Bataillonsstärken in den Schützenkampf einzusetzen, mochte ihre reglementarische Grundformation sein, welche sie wollte. Die für alle möglichen Fälle zurückhaltende Sparsamkeit bezeichnet das Grundübel. Aber bei der französischen Fechtweise trat ein entgegengesetzter Mangel um so deutlicher in die Erscheinung. Löst man ganze Bataillone grundsätzlich, richtiger gesagt — grundsatzlos gleich in starke Plänklerschwärme auf, so bedeckt man damit Räume, welche dauernd aus

eigener Kraft der Kommandoeinheit nicht behauptet werden können. Bei den nie ausbleibenden starken Verlusten bedürfen die Schützenlinien der ständigen Ergänzung durch nachhelfende Kräfte, in diesem Falle also von anderen Kommandoeinheiten, und es ist daher leicht einzusehen, wie dieses unlogische, sozusagen primitive Verfahren direkt und alsbald zur Auflösung aller Verbände bis zur Brigade hinauf führen mußte, weil ein völlig aufgelöstes Bataillon sofort den ganzen Kampfraum einer Brigade für sich beansprucht. Bei dem eingeschlagenen Verfahren sind nun aber alle ihre Einheiten zusammengewürfelt. Hier sei die Konsequenz dieser Thatsache nicht weiter verfolgt.

Es war nach den Erfahrungen des Krim-Krieges und des Feldzuges in Italien nicht mehr als natürlich, daß alle europäischen Armeen nach langer Friedenspause das französische Heer in seinen stets siegreichen Kampfhandlungen als mehr oder minder vorbildlich ansahen, und nicht bloß Oesterreicher und Russen musterten und reformirten damals nach diesem Vorbilde ihre elementaren Gefechtsgewohnheiten. Auch im deutschen Heere zeigen sich davon bis zu dieser Stunde vereinzelte Spuren, welche dem an sich berechtigten Gedanken dienen, schon im ersten Auftreten feuerüberlegen zu sein. Daß man dazu bei großen Entscheidungskämpfen besser thut, die richtige Gefechtsökonomie einer Brigade zu beachten, statt zur Vollentwickelung einzelner Bataillone zu schreiten, kann am sichersten die französische Kriegserfahrung aus dem Jahre 1859 bezeugen. Oft sah sich dort die höhere Führung Kampfunordnungen schon zu Zeitpunkten gegenüber, die vor den großen Krisen lagen, an denen es in beiden Schlachten nicht gefehlt hat. Zu ihnen fehlten alsdann höherer Führung die noch bereiten Mittel, um nach einer sich jetzt erst ergebenden Richtung entscheidende Einsätze zu machen.

Nach außen genügte freilich zunächst die volltönende Phrase, daß der französische Soldat „toujours en avant“ ginge und dies sein einziges „système de tiraillement“ sei. Dieselbe wurde dem preußischen General v. Ollech entgegengehalten, welcher dem Einzug der Armee in Paris im Jahre 1859 beiwohnte. Innerlich sah es doch ein wenig anders aus, man braucht nur mit einiger Aufmerksamkeit den Memoiren des Generals Fleury zu folgen, um die schon damals obwaltenden Führungssorgen zu erkennen.

Jeder Arzt oder Politiker aber weiß, daß die Reaktion, welche nach einem Uebel eintritt, in der Regel ihr Ziel zu überschießen pflegt. Auch in der Taktik verhält es sich demgemäß. Kurz, man lief bis zum Jahre 1870 von einem Extrem in das andere, aus dem rückhaltslosesten Offensivsystem bis zur Stellungsreiterei im operativen Defensivverhalten. Die Einführung eines überlegenen Hinterladers, den man in seiner taktischen Einwirkung überschätzte, lieferte dazu den wichtigsten Grund, und die Wahl

des Ingenieurgenerals zum Kriegsminister führte zum Ausbau der entsprechenden Reformen. Abermals aus Fleurys Memoiren ergeben sich die Bedenken, welche schon in der Krim der Wahl des Generals Niel zum Oberkommandirenden entgegenstanden, als es sich um den Ersatz Canroberts handelte. Er war zweifellos ein hochbedeutender Mann, und die prächtigste der Rosen führt noch heute seinen berühmten Namen. Nur die Taktik des Heeres bettete er nicht auf solche Blumen, als er sie mit dem Spaten unzertrennlich verband und ihr allen „Elan" raubte.

Im Jahre 1859 brauchte ferner die französische Artillerie ihr an sich überlegenes Material in hohem Grade richtig und verstand, es, zumal bei Solferino am Campo di Medole, überlegen einzusetzen, wie schon unter a zur Sprache kam, und aus diesem Umstande schöpfte der Besiegte direkt die richtige Belehrung für den Feldzug von 1866.

Daß die Franzosen nicht, „ihres Sieges froh", bei ihrer Kampfweise von 1859 verblieben waren, sollte sich elf Jahre später in wahrhaft abschreckender Weise zeigen.

Wann der jähe Wechsel in dieser Zeitspanne seinen Anfang genommen hat, würde sich nachträglich leicht bestimmen lassen, ist aber nebensächlich. Jedenfalls lieferte die Lockpfeife der Wunder von Mentana das Instrument und die Persönlichkeit des Marschalls Niel den Spielmann, und gründliche Kampfordnungen glaubte man gleichzeitig dabei zu schaffen. Der Uebergang von der reinen Stoßtaktik mit unwirksamem Massenfeuer in sturmlaufender Bewegung zur strikten Defensive in Stellungen und hinter Erdaufschüttungen ist jedenfalls ein viel gewaltsamerer als derjenige der Oesterreicher von halben taktischen Maßregeln zur Stoßtaktik à outrance bei Schleswig und Oeversee. Er ist aber darum auch noch ein ungleich verhängnißvollerer in seinen Resultaten.

Was war nach allem Wechsel der Zeiten aus der großen französischen Armee unter ihrem gewaltigen Feldherrn vom Anfang des Jahrhunderts bis zum Jahre 1870 geworden?! — Das zu ermessen, erinnere ich nochmals an des österreichischen Generals v. Fischer klassische Worte, welche Friedjung beibringt (Bd. I, S. 239) und die ich in diesen Blättern schon einmal anführte. Jetzt blickte das so kriegserfahrene französische Heer nur auf den Boden, um dem Feinde überlegen zu sein, und der Gegner überwand es unter Ausnutzung der Zeit in der Zweckmäßigkeit seiner Bewegungen. Die Rollen waren völlig getauscht. Es war bei den Franzosen die Kriegstechnik an die Stelle der Strategie getreten, die ohnehin im Jahre 1859 schon recht schwach vertreten war, und das Alles hatte der hochintelligente Geist eines Mannes zu Wege gebracht, welcher, der Waffe gemäß, aus der er hervorgegangen, Alles mit Hülfe technischer Mittel zu beherrschen gedachte.

Freilich sollte wohl dem Defensivakt zu vorgängiger Ausnutzung des überlegenen Hinterladers die Offensive folgen, aber diese Theorie erwies sich als unbrauchbar. Wir wissen es wohl, daß sie auch bei uns vor dem Jahre 1866 in einzelnen geistreichen Köpfen gespukt hat. Der strategische Gedanke aber fordert die taktische Offensive oder Defensive nach Bedarf. Er ist der Herrscher, legt man ihm technische Fesseln an, so wird er entmannt, und an dieser Verstümmelung litt das französische Kriegsverfahren bis in die Schlacht von Sedan hinein unausgesetzt. Natürlich muß ich an dieser Stelle der an sich überaus leichten und dankbaren Aufgabe entsagen, hierüber den Nachweis zu führen, denn ich habe mich auf die taktischen Erscheinungen einzuschränken und gebe daher dem Leser nur den Gedanken zur Erwägung, wie hoch Krismanic mit seiner Landesbeschreibungskarte immerhin über solchen Anschauungen stand. Er wollte wenigstens nur die Stellungen ausnutzen, denen seine Operation begegnete; hier aber lief man gar ihnen nach bis ins Mauseloch von Metz. Ueberall sinkt der hohe Gedankenflug „à Berlin“ auf die Vertheidigung von Erdschollen herab, die man sich in mühseliger Maulwurfsarbeit hochgeschickt aufwarf, der gerühmte Elan schrumpfte zusammen auf den retour offensif, und die anfänglich großen Feuererfolge der Vertheidigung wurden schließlich (bei Sedan) von denjenigen des Angriffs überragt, weil sie mit Hülfe der Operation aus zwei Fronten erfolgten. Zum Teufel war der Spiritus, weil er sich nur auf rein mechanische Mittel stützte, das Verzagen blieb, weil sie zum Siege versagten, und die mit den taktisch unglücklichsten Mitteln beherrschte Sache endigte schließlich trotz ungeschwächter altfranzösischer Tapferkeit mit wiederholentlich unvermeidlichen Kapitulationen ganzer Heere.

Zur Gewinnung richtiger taktischer Grundsätze für die Gegenwart verfolge ich den Verlauf der Dinge im ersten und größten Feldzugsabschnitt nur noch einen kleinen Schritt weiter. Die Wunder von Mentana erschwerten freilich den übereilt unternommenen Sturm auf die Spicherer Höhen gewaltig. Aber dem Zusammenwirken dreier Korpsteten gelang der Erfolg; schon hier also siegte das überlegene Herantreten über die rein passive Abwehr, die sich auf einen steilen Berg verließ, und diese Niederlage hatte die Basirung der Rhein-Armee auf die Mauern von Metz zur direkten Folge. Die Deutschen aber hatten die erste Erfahrung darüber gemacht, daß es zum Angriff auf bereits eingenommene bezw. befestigte Stellungen anderer Mittel bedurfte, als des im österreichischen Feldzuge fast ausschließlich angewandten Begegnungsverfahrens.

Gravelotte—St. Privat mußte diesen Eindruck erheblich verstärken, weil bei dieser Gelegenheit noch irrthümliche Annahmen über die feindliche Operation mitsprachen. Es erfolgte die handgreifliche Belehrung, daß es

auch Feldstellungen giebt, die mit dem Gewaltakt des Sturmes unter Zuhülfenahme des Tambours und des Bajonetts vor erlangter Feuerüberlegenheit nicht zu nehmen sind. Erkannt hatten freilich einzelne preußische Führer schon bei Königgrätz diese Wahrheit, wie seiner Zeit erwähnt ward. Fortab war festzustellen, daß der Kampf um große vorbereitete Schlachtstellungen einer eigenen Lehre bedurfte. Aber das französische Verfahren, auf welches es in diesem Abschnitte vorzugsweise ankommt, zeigte doch seine ganze Minderwerthigkeit. Die Schlacht von Vionville konnte zu einem französischen Waffensiege darum niemals führen, weil nach dem angenommenen System Bazaine den höchsten Werth darauf legte, von dem starken Metz nicht abgetrennt zu werden, und Alvensleben doch nur darum kämpfte, ihn dort festzuhalten. So legte dann Gravelotte—St. Privat die Stellungsreiterei in ihrer vollen Nichtigkeit bloß.

Eine große Schlachthandlung verfolgt doch zweifellos bestimmte strategische Zwecke, sonst wird sie zum sinnlosen Blutvergießen. Dieser Fall war für das französische Heer am 18. August 1870 eingetreten, denn ob dasselbe die Höhen von Point du Jour oder den St. Quentin vertheidigte, war für das Schicksal des übrigen Frankreichs im Grunde ganz gleichgültig. An die Wiedergewinnung der Bewegungsfreiheit im Felde war nicht mehr zu denken, nachdem man, die Front verkehrend, sich mit dem Rücken an eine Festung gepreßt und den feindlichen Aufmarsch hatte gewähren lassen. Das Alles geschah einer allerdings schönen langgestreckten Stellung zu Liebe, um die Wunder des überlegenen Hinterladers auszunutzen. Der oberflächlichste Blick enthüllt diese Gründe für die Bazaineschen Entschlüsse. Wichtiger für zukünftige taktische Belehrung aber bleibt die Ermittelung der Ursache, warum trotz alledem diese große Stellung im Zeitraum nur eines Tages unhaltbar wurde.

Die Ausdehnung der Schlacht der Gegenwart ist eine so große, daß sie der Operationsfreiheit in sich bedarf, sonst wird sie unbehülflich. Darum haben die geschlossenen Fronten ausgespielt, und die Reserven gehören hinausgeschoben auf den bedrohten Flügel. Das französische Heer aber stand bei Gravelotte—St. Privat Schulter an Schulter, wie der mehr erwähnte Kunstausdruck lautet, und hatte seine Reserven hinter der Mitte. So mußten sie zum Punkte der Flügelentscheidung zu spät kommen. Bei Sedan ergab der Schlußkampf taktisch ganz direkt ein noch viel übleres Resultat für die französischen Waffen, weil man auf einen Centralpunkt zusammengelaufen war, welcher sich allseitiger feindlicher Umfassung nun ganz unmittelbar anbot. Das geschah ganz offenbar nur, weil die Führung Scheu getragen hatte, rechtzeitig anzugreifen, und einem solchen Entschluß bis hinter die Maas auswich. Ein rechtzeitiger kühner Angriff auf die Maas-Armee entsprach allein Napoleonischer

Kriegsmethode, und von ihr war man himmelweit abgerückt. Man hatte anfänglich geglaubt, der Lehre einer neuen Feuertaktik nur den kleinen Finger zu reichen; sie aber hatte alsbald den ganzen Arm gepackt und riß schließlich den Mann in seiner Gesammtheit ins Verderben.

Für Königgrätz erwies sich noch eine Abhülfe als möglich, die noch in der zwölften Stunde dem österreichischen Heere gegen das preußische eine annähernde Ebenbürtigkeit für die Schlacht wiedergab. Bei Gravelotte und Sedan liegt dazu völlige Unmöglichkeit vor, dazu standen Bazaine und Mac Mahon, wie schon berührt, zu tief selbst unter Krismanicschen Kriegsanschauungen. Auch Frankreich wird dessen mit der Zeit immer mehr inne werden und von dem Wahn des Verraths ablassen, der es anfänglich so völlig beherrschte. Ebenso wichtig aber bleibt es für uns selbst, über den inneren Zusammenhang der Dinge Klarheit zu schaffen.

Es ist unglaublich, aber im vorliegenden Beispiel leicht erweislich, wie gewaltsam schnell und weit ein unlogischer taktischer Gedanke vom richtigen Wege abführt. Ein beträchtlicher Theil der höheren Führer des französischen Heeres vom Jahre 1870 waren noch dieselben Männer, welche in Italien durch Geschicklichkeit und Initiative vorbildlich geworden waren, es braucht nur auf ihr Zusammenwirken in der Schlacht von Solferino hingewiesen zu werden. Außerdem war aber eine sehr bedeutende Zahl der Generale von 1870 im Jahre 1859 in Generalstabsstellungen gewesen. Sie sind im Jahre 1870 nicht wieder zu erkennen. Nicht ihre Tapferkeit, aber ihre Selbstentschlüsse sind gelähmt. Sie sind von des Gedankens Bläße — von der Stellungssucht — angekränkelt, und darum verlieren alle ihre Handlungen an Mark und Nachdruck. Ueberall bedürfen sie des Anstoßes und Befehls zum Handeln, wie 1859 ihre Gegner.

Mit dem Vorangeschickten habe ich aus dem großen Feldzuge lediglich Stichworte gesammelt, welche für die taktische Lehre der Gegenwart unentbehrlich sind. In Fortsetzung des Krieges unter der französischen Republik schwinden allmählich die schädlichen Doktrinen, welche die Heere des Kaiserreichs zur Vernichtung geführt hatten.

d'Aurelle de Paladines, Faidherbe und Chanzy sind bessere Führer als die nun gefangenen Marschälle, weil sie zu operiren beginnen und die verlorene Initiative wieder gewinnen, den Feinden auch kühn entgegengehend. Die gesunden Kampfinstinkte der Nation treten dabei in ihr natürliches Recht, nur fehlt es nun, trotz des Massenaufgebots, an dem durchaus erforderlichen, waffengeübten und in militärischer Zucht herangebildeten Kriegsvolk. Die gewaltigen Heerhaufen waren Spreu vor dem Winde im Kampf gegen die gelichteten deutschen Schaaren, welche der blutige Feldzug gegen das Kaiserreich zu kaltblütigen und siegessicheren Veteranen gemacht hatte. Darum ist die taktische Auslese aus diesen zahlreichen

Kämpfen äußerst gering, und ich brauche mich bei ihnen nicht aufzuhalten. Ich beschränke mich auf einige Schlußworte, die über die Erfahrungen in Betreff der Artillerie- und Kavallerieverwendung nachzuholen sind.

Frankreich hatte, wie erörtert, vor Kriegsbeginn sein Handeln dergestalt auf die Feuertechnik gegründet, daß das Napoleonische Schlagwort vom Beginn des Feldzuges 1859 in sein gerades Gegentheil verkehrt ward, und damit erklärt sich auch zur Genüge der hohe Werth, den es geheimnißvoll genug auf ein Instrument legte, das der Artillerie bisher ungeahnte Ueberlegenheit sichern sollte. Der Feuerzauber der Mitrailleuse versagte indessen völlig, und die deutsche Artillerie blieb, bei jetzt völlig durchgeführter Neubewaffnung mit gezogenen Hinterladungsgeschützen, deren Masse sie auch schon für die Kampfeingänge bereit hielt, durchaus überlegen. Es zeigte sich dabei, daß gerade bei Vervollkommnung der Handwaffen die Artillerie an taktischer Bedeutung auf den Schlachtfeldern ansehnlich wächst. Die Infanterie bedarf zur Ergänzung ihrer Angriffsleistungen jetzt viel mehr noch als ehedem des eisernen Besens, der ihr die Gasse fegt. Nur im Bunde mit ihm kann ihr an entscheidender Stelle die Aufgabe, welche sich auf zu erlangende Feuerüberlegenheit begründet, gegen den feindlichen Hinterlader gelingen. So ward Sedan, den Deutschen selbst kaum bewußt, zu einem großartigen Artilleriesiege, was freilich der durch die Operation erlangten konzentrischen Wirkung wesentlich mit zu verdanken war. Und St. Privat legt zwingend dar, daß hier die höchste Geschoßkraft mangelte, um einen Kampf über offene Flächen im Angriffsverfahren erfolgreich auszufechten. Im rein frontalen Kampf mag dabei, gleiche Güte des Materials vorausgesetzt, die Geschützzahl entscheiden, unendlich überlegen aber wird gerade diese Waffe durch den Kampfeinsatz aus zwei zu einem Ziel zusammenwirkenden Fronten. Konzentrische Wirkung überragt dabei die exzentrische bei Weitem, und damit ist auch für die Zukunft der Fingerzeig gegeben, daß die Handhabung der taktischen Kunst in ihren richtigen Ansätzen besteht. Am sichersten empfängt sie immer das Rüstzeug dazu aus den Händen einer überlegenen Strategie. Nicht das Uebergewicht an Geschützzahl entscheidet über die Stärke eines Heeres in der Schlacht, sondern der überlegene Einsatz an kampfentscheidender Stelle.

Es ist dies um so mehr hervorzuheben, weil die Ueberbürdung mit Artilleriematerial der Operation die stärksten Gewichte anhängt und sie schwerfällig macht. Ein Heer aber, welches das gegnerische an Beweglichkeit überragt, genießt gewaltige Vortheile, welche in der Mehrzahl der Fälle entscheidend sind. Gedacht sei zum Beweise dessen auch hier des mehrzitirten Fischerschen Worts, daß der geschickte Stratege unter richtiger Ausnutzung der Zeit die Kampfkraft des Bodens zu besiegen pflegt. So

also halten auch hier wie überall in der Truppenführung zwei Gewichte die theoretischen Fragen in der Schwebe, und das Handeln wird zur freien Kunst. Sie läßt sich an Zahlen und Formalismen nicht binden.

Das verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, weil einer Stellungsreiterei gegenüber auch noch das Bedürfniß steigt, sich mit Geschützmaterial zu belasten, das ihre Erdarbeiten thunlichst rasch einzuwerfen befähigt. Rücksicht fordert in Zukunft auch dieses Bedürfniß; es gehört seinem Wesen nach aber in eine Staffel, da es die Feldoperationsfähigkeit des Heeres thunlichst wenig belasten darf.

Auch der Kavallerie hat der große Krieg ihre Kampfaufgaben wiedergegeben. Die Schöpfung der Kavallerie-Divisionen lieferte das Mittel, sie richtig zu gliedern und für die großen Aufklärungen vor der Front des Heeres in allen Stadien der Operation zu verwenden. Das schafft eine Summe von Kampfaufgaben im Sattel oder zu Fuß, und der Streit darüber, wo sich die Waffe für diese Zwecke entscheidend einsetzen, bei welchen Gelegenheiten sie absteigen und zum Karabiner greifen oder endlich sich auf Beobachtung beschränken soll, ist nebensächlich gegenüber der Thatsache, daß ihr der Krieg alle diese Bedürfnisse abfordert und sie jetzt für dieselben ausgestattet ist. Der Rest ist auch hier Sache der Führungskunst. Sie kann niemals gewinnen, wenn man sie an zu starre Regeln bindet. Die reiche Uebung an gegebenen Fällen wird am sichersten über die Bedenken hinweghelfen, welche der Krieg 1870/71 in allen diesen Richtungen noch zurückgelassen hat. Gut und gern werden dabei auch Edelsheimsche Leistungen aus den Jahren 1859 und 1866 zu Vorbildern genommen werden können.

Aber auch für die Feldschlacht hat sich die Kavallerie mit ihren Thaten bei Vionville ihren Platz inmitten der Hinterlader zurückerobert. Bei den unsterblichen Verdiensten, welche sie sich dort für den Schlachtverlauf erritten und erstritten hat, ward der Beweis erbracht, daß in Zukunft auch im großen Kampf der Feldherr den Augenblick, der Waffenführer den Platz, das Ziel und die Form finden muß zum Einsatz der Reiterei und für ihr Zusammenwirken mit den Feuerwaffen. So hat sie sich ihr Feld zurückerobert, das ihr nach Abschluß der Erfahrungen des Jahres 1866 fast verloren schien. Auch kann diese Waffe am meisten auf ältere — Seidlitzsche, Zietensche oder meinetwegen auf Muratsche Vorbilder zurückgreifen, vorausgesetzt nur, daß sie dabei die in der Gegenwart veränderten Waffenwirkungen in Mitbetracht zieht.

So erwuchsen mithin aus dem französischen Feldzuge allen Waffen neue und bedeutsame Aufgaben.

c. Deutschland.

Bei aller übersichtlichen Kürze, deren ich mich im vorangegangenen Abschnitte befleißigte, hat er mich anscheinend doch weit über die im Buchtitel gesteckten Schranken hinaus geführt. Aber ich bedurfte des Uebergriffs, um meine Aufgabe zum Schluß zu führen. Die Entwickelung der deutschen Taktik ist ein untrennbares Ganzes von 1866 ab bis auf unsere Tage, wie es diejenige der österreichischen von 1859 bis 1866 war. Aus diesen Gefügen ist daher kein Stein loszulösen, wenn meine Arbeit zu einem praktischen Endziel führen soll, und so wende ich mich wiederum an Friedjung und seine Auslassungen über den taktischen Standpunkt des preußischen Heeres vor dem Kriege 1866. Sie wurden zu einer Grundursache für meine jetzt vorliegende Arbeit.

Bei diesem Anlaß wird es nicht mehr nöthig sein, auf ganze Schlachtverläufe einzugehen, wie unter a mit der Schlacht von Königgrätz geschah. Der Aufbau der Taktik der Gegenwart muß unter Bezugnahme auf die vorangegangenen applikatorischen Betrachtungen um so wirksamer gelingen, je kürzer er sich zusammenfaßt; das herbeigeschaffte Material macht diese Absicht ausführbar und empfiehlt die jetzt veränderte Form. Nachgewiesen ward, daß Friedjung mit seiner Aeußerung über die Kampfweise des österreichischen Heeres, Bd. 1 auf S. 341, Recht hat: „Unrichtig ist, daß die Kampfesweise der österreichischen Heere seit altersher in stürmischen Offensivstößen gipfelte. Es verhält sich nahezu umgekehrt: die österreichischen Kriegsmänner haben in älteren Zeiten den Kampf im Großen wie in den kleineren Verbänden auf dem Schlachtfelde mit Vorliebe defensiv geführt, und nur ein seltsames Mißverständniß, die geistlose Nachahmung eines fremden Beispiels, verleitete sie nach 1859 zur Annahme eines unglückseligen, in seinem Grundgedanken fehlerhaften Systems."

Hinzuzufügen wäre diesem geschichtlich so überaus wichtigen Satz, daß dieser verhängnißvolle Systemwechsel just zu einem Zeitpunkt eintrat, in welchem die gesteigerten Feuerwirkungen der Taktik ganz neue Bahnen anzuweisen begannen. Die Macht des Suwaroffschen Worts, daß die Kugel eine Thörin sei, näherte sich damit gerade ihrem Ende selbst im allerbildlichsten Sinne.

Dennoch erklärt, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, dieser Umstand allein nicht den großen Zusammenbruch bei Königgrätz. Im Gegentheil gab er dem unglücklichen Heere eine Willenskraft wieder, welche das Gesammtbild seiner Niederlage weit über dasjenige des französischen Heeres im Jahre 1870 erhebt. Auch die Preußen, demnächst die Deutschen, waren in beiden Kriegen fast stets offensiv und ließen sich von ihrem Angriffs-

triebe auch oft genug zur Stoßtaktik hinreißen. Sie gehört sogar zu den von unseren Tugenden fast unablösbar scheinenden Fehlern. Friedjung sagt ferner auf S. 354 seines I. Bandes:

„Man darf sich nicht vorstellen, daß die Einführung des Hinterladers, die Ausbildung der jetzt in allen europäischen Heeren angenommenen Manövrir- und Feuertaktik in der preußischen Armee förmlich wie Minerva fertig aus dem Haupte eines Mannes sprang; es war vielmehr eine jahrzehntelange Entwickelung, eine sieghafte Denkarbeit gegenüber mannigfachen gewichtigen Einwendungen der Routine nothwendig, um diese Umwälzung herbeizuführen." Gewiß wäre die Vorstellung von der direkten Geburtshülfe Dreyses zu einer Feuertaktik grundfalsch, aber auch mit der zehnjährigen sieghaften Denkarbeit, die uns der Verfasser großmüthig andichtet, sah es übel genug aus, denn noch heute nach den Erfolgen zweier großer Kriege ist diese Denkarbeit keineswegs völlig abgeklärt. Aber vollends beim Eintritt in den Feldzug 1866 stießen noch alle Vorstellungen darüber chaotisch auf- und durcheinander.

Zum Beweis dessen sei zunächst angeführt, daß die preußische Infanterie nach über fünfzigjähriger Friedenspause mit dem denkbar veraltetsten Reglement in den Kampf trat. Seine Grundgesetze forderten unter der stets fadenscheiniger werdenden Hülle des Gefechtsbedarfs die zeitraubende Einübung wunderlichster Formationen und Evolutionen, welche mit höchster Genauigkeit in den Besichtigungen abgefordert wurden, die über das Dasein und militärische Fortkommen des Geprüften entschieden. Für die Gegenwart sind diese Vorgänge nachgerade rein historisch geworden, bleiben aber für die Geschichte unserer stufenweisen Fortentwickelung so wichtig, bezw. für unser erstes Auftreten im Ernstkampfe so bedeutsam, daß man sie jetzt unverhüllt preisgeben kann.

Da begegnet man unter den Formen für das Bataillon fossilen Resten aus Fridericianischer Zeit, in Axschwenkungen, Deploiements und Eventailaufmärschen nach vor- und rückwärts ꝛc., welche das Jahr 1806 überdauert haben und auch die Befreiungskriege überlebten. Das Erstaunlichste bei der Sache ist, daß das Scharnhorstsche Reglement von 1812 den größten Theil dieses schädlichen Ballastes schon beseitigt hatte und daß er im Laufe der langen Friedenszeit in die Praxis wieder eingeschmuggelt und dann durch das Reglement von 1847 erneut anerkannt wurde. Der Plänklerdienst war auf verstümmelte Bildungen beschränkt, aus welchen sie im Gefechtsverlauf sektionsweise eingesetzt wurden. Noch bis in die Schlacht von Königgrätz hinein schleppten wir uns mit einem Bataillonskarree, dessen korrektes Zustandekommen täglich durch eine Vorübung auf dem Kasernenhofe sicher zu stellen war, und sein offizieller Fortbestand überdauerte sogar den französischen Krieg.

Wehe freilich Demjenigen, welcher sich in den denkwürdigen Jahren mit seinen taktischen Ungeschicklichkeiten auf solche bindend bestehenden Vorschriften hätte berufen wollen. Dazu war der Sinn für persönliche Verantwortlichkeit jedes Einzelnen in der Waffe ein viel zu großer geworden, und damit bildete das Heer den Gegensatz zu dem des Jahres 1806. Der Geist seines Schöpfers Scharnhorst war in ihm lebendig geblieben. Darauf wird zurückzukommen sein; erwähnt sei zuvor aber noch, um das Bild unserer auf den Exerzirplätzen geübten Kampfweise abzuschließen, daß die dergestalt ausgebildeten Bataillone in der Brigade durch ihre Zusammenschiebung in zwei Treffen in Schachbrettform ihre vorgeschriebene Gefechtsgliederung fanden. Das in den täglichen Platzübungen am häufigsten wiederkehrende Kampfbild bestand im Zurückgehen des ersten Treffens nach abgegebenen Salven durch die Lücken des zum Sturm vorwärtsschreitenden zweiten. Das war unbeschönigt, aber auch ohne alle Uebertreibung unsere offizielle Infanterietaktik, mit welcher wir die Schlachtfelder betraten. Von einer sieghaften Denkarbeit zeugt sie schwerlich, und dennoch bestand diese, wenn auch in ganz anderer Form, als der Außenstehende sich vorstellt. Was aber wäre wohl aus unseren Siegen geworden, wenn unsere Bataillone und Brigaden mit solchen schon mehr akrobatischen Leistungen die Pässe von Nachod und Eipel hätten überschreiten wollen?! Bis nach Königgrätz wären sie schwerlich gelangt; die bei Weitem gesündere österreichische Stoßtaktik hätte ihnen ein ebenso tragisches Ende bereitet, als Napoleon den Echelons Rüchels bei Jena.

Die elementare Fechtweise der preußischen Infanterie war mithin aus ihrem Reglement gar nicht ersichtlich zu machen, wie dies Friedjung bei Beurtheilung der österreichischen und französischen doch bis zu einem gewissen Grade gelingt. Der Unterschied war der, daß unsere Infanterie überhaupt nicht nach den Satzungen ihrer Vorschrift focht; sie warf sie häufig schon bei Lösung des ersten scharfen Schusses, jedenfalls aber auf den Höhepunkten der Entscheidungskämpfe hinter sich, und hiervon giebt es im Jahre 1866 nur eine einzige Ausnahme (Angriff auf Problus). Immerhin war bei dieser Brigade auch ein Vortreffen von Kompagniekolonnen formirt. Der Feldzug 1870 zeigt alsdann deren noch einige.

Als die preußische Infanterie bis zum Jahre 1866 mit eisernem Fleiße so zu exerziren fortfuhr, waltete weder bei ihrem Kriegsherrn noch in ihr selbst der Irrthum ob, daß der Ernstkampf auch nur annähernd so aussehen werde. Nur fehlte die Anschauung und Erfahrung, was auf den großen Plätzen an die Stelle solcher Formenübungen zu setzen sei. Diese taktische Unsicherheit war vor den großen Kriegen allgemein. Friedjung schildert sie bei den Oesterreichern überzeugend genug mit ihren Uebergängen von der Defensiv- zur Stoßtaktik, und bei den Franzosen trafen

wir sie in der Form der Darstellungen der Schlachten von Austerlitz oder Wagram. Neben solchen Nothbehelfen konnten sich unsere veralteten Exercitien Fridericianischer Observanz allenfalls auch noch sehen lassen.

Nachgewiesen soll nur werden, wie allgemein unklar die Vorstellungen in jener Zeit darüber waren, welche Gefechtsformen der nächste Krieg der Infanterie auferlegen werde. Mittlerweile behalf man sich mit solchen, welche der Truppe straffe und körperlich gesunde Leistungen abforderten, ihren Appell begründeten und wach erhielten und zum ständigen Bewußtsein brachten, daß für den königlichen Dienst stets die volle Kraft herzugeben sei. Damit dienten sie der Disziplin in abstracto und darin wohl ist ihr keineswegs ganz nebensächlicher Werth zu suchen.

Die Leitung des Heeres betrat aber auch noch andere Wege, um ihm richtige Vorstellungen über das Wesen des Krieges wenigstens auf Umwegen beizubringen. Sie führen alle mehr oder minder auf Scharnhorstsche Gedanken und Anleitungen zurück und sollen hier nicht unberührt bleiben, weil sie den Werdegang deutscher Taktik wirksam beleuchten.

Zunächst sei dabei der Erfindung der Kompagniekolonnen Erwähnung gethan. Diese neu geschaffene Unterkommandoeinheit im Bataillonsverbande hatte mit Hinterladergedanken und sogenannter Feuertaktik noch gar nichts zu thun, Dreyse und seine Erfindung spielten noch nicht mit. Der Schöpfer der Kompagniekolonnen war lediglich von dem Gedanken beherrscht, das Schützengefecht des Bataillons verständiger zu gliedern und sparsamer zu handhaben. Der Versuch, so sehr er sich zunächst im Frieden zu bewähren schien, mußte sich doch mit einem abgesonderten zweiten Plätzchen im Reglement begnügen. Das war begreiflich genug, da ihm noch keine Kriegserfahrung zur Seite stand und er, zum Grundstein gemacht, die ganze bisherige Vorschrift über den Haufen werfen mußte, denn diese wies die ganze innere Gefechtsverwaltung den Bataillonen direkt zu. Das gegenwärtig in der Armee thätige Geschlecht kennt die Wandlungen nicht mehr, welche diese taktischen Elementarfragen im Laufe von Jahrzehnten durchgemacht haben, weiß aber aus eigener Erfahrung, daß auf dem Gebiet der Kompagniekolonnen-Taktik noch heute Reibungen verschiedenster Art erschwerend genug zu wirken vermögen.

Unausgetragene Formationswidersprüche machten die Kompagniekolonne zum Aschenbrödel unter den Töchtern der Infanterietaktik. Auf den Plätzen wollte man so wenig wie möglich von ihm wissen und es entstanden dort die kleinen Trabanten zu den großen Exerzitien, die unter dem Beinamen der „Türken" die taktische Erfindungsgabe der Bataillonskommandeure herausforderten. Begreiflicherweise erwuchsen dieselben anfänglich nur auf recht kümmerlichem Nährboden. Erst auf unseren Kriegs-

pfaden gingen die zarten Keime mächtig auf, und der Königssohn „Sieg“ führte das Aschenbrödel „Kompagniekolonne“ auf den Thron.

Die im Jahre 1866 erstrittenen Erfolge gaben der Volksseele Anlaß zu manchem kleinen Götzendienst, aber in seinem Tempel wird man dreist die Kompagniekolonne neben das Zündnadelgewehr oder den Schulmeister von Königgrätz stellen dürfen. Die Infanterie allein erfocht damals die Siege, da man die beiden anderen Waffen an die Queue gehängt hatte, und das geschah (auch bei der Brigade Schwartzkoppen im Angriff auf Problus war ein Vortreffen von Kompagniekolonnen gebildet), fast nur in Kompagniekolonnen.

Diese auch wußten stets am besten, wieviel Schützen sie für den vorliegenden Bedarf einzusetzen, wie sie sich am zweckmäßigsten dem Gelände anzupassen, oder es in ihrem stets regen Offensivtriebe auszunutzen hatten. Weniger als gehörig kümmerten sie sich um die Zugehörigkeit zu ihren übergeordneten Einheiten. Bei der gleichzeitig genossenen Exerzirvorbildung ergab sich freilich dann ein Dualismus, der sich bei jeder größeren Kriegshandlung deutlich erkennen läßt. Noch bei Horenowes vor dem Plateau von Maslowed versucht, nach den Aufzeichnungen des preußischen Generalstabswerks die 1. Garde-Infanterie-Division sich in die auf dem Exerzirplatz erlernte Fechterpositur zu setzen. Das hat aber nicht über die Gefechtsanfänge angedauert, an deren Schluß wir ihre Kompagniekolonnen in Lipa, Langenhof, Rosberitz und Chlum verstreut, aber allesammt siegreich thätig finden, trotz ihrer Zersplitterung in ihren Leistungen mächtig zusammenwirkend. Vorbildlich ist das freilich nicht ganz, und namentlich die Fremden dürfte es schwerlich zur Nachahmung reizen. Mit dem rein mechanischen Wechsel von einem Verfahren zum anderen ist die Sache nicht durchzuführen; es gehört dazu ein in Generationen durchgebildeter Intellekt bei allen Mitwirkenden. Auf ihn wird daher auch noch ein Streiflicht fallen müssen.

Alles bisher Angeführte dürfte aber der von Friedjung in Bd. I auf S. 355 niedergelegten Behauptung widersprechen, daß die Preußen „ohne jede größere Kriegserfahrung, nur auf dem deduktiven Wege scharfer Ueberlegung, schon in den Jahren des Friedens die grundlegenden Ideen der jetzt herrschenden Taktik formulirten und mit eisernem Ernste der Armee einprägten“. Alle darauf gerichteten Deduktionen hatten irregeführt, man fühlt sich im Gegentheil versucht, in etwas gewagtem Bilde zu sagen, die Kompagniekolonne fand auch durch den Nebel von Chlum ihren Weg, wie das Maulthier Goethes. Mit anderen Worten, die Praxis griff nahezu instinktmäßig zu den richtigen Mitteln, doch war sie zu denselben auch indirekt durch die allgemeine Armeeentwickelung jener Tage vorgebildet und angeleitet worden.

Friedjung meint auf derselben Seite: „Die der preußischen Armee 1861 gegebenen taktischen Vorschriften fußten dann auf der Ueberzeugung von der Ueberlegenheit des Hinterladers über jedes andere Gewehr, der Bajonettangriff tritt demnach gegen das Feuergefecht wesentlich zurück."

Die so bezeichnete Vorschrift liegt mir nicht vor, und ich übersehe daher auch nicht genau, was sie enthielt, entsinne mich aber einer Instruktion, die, nur einige Jahre in Geltung bleibend, eine Berechnung über die Leistungsfähigkeit der Waffe aufstellte und zur grundsätzlichen Defensivoffensive anregte. Sie auch wohl ist in der Bespöttelung durch den damaligen österreichischen Hauptmann Frhrn. v. Waldstaetten, die auf S. 359 erbracht wird, gemeint.

So unrecht, wie Friedjung glauben macht, hat dieser Kritiker durchaus nicht. Jene Vorschrift leitete in der That auf eine einseitige Feuertaktik hin, welche zum Grundsatz erhob, erst den Feind anlaufen zu lassen, bevor man ihn angriff. Der Gedanke ist in diesen Blättern schon zur Verhandlung gekommen und seine Unhaltbarkeit dargethan worden. Mit ihm wären wir durch die böhmischen Pässe auch nicht gekommen, und darum konnte er dauernd dem Geiste der Heeresleitung nicht entsprechen. Das Büchlein ward gar bald durch ein anderes ersetzt. Diesem Wege also ist die Taktik der Armee nicht gefolgt.

Dagegen machte Steinmetz innerhalb des Feldzuges den Versuch, mit dem Halbbataillon einen Mittelstandpunkt zwischen Bataillon und Kompagniekolonne für die niedrigste Kommandoeinheit zu schaffen. Trotz der glänzenden Schlachterfolge von Nachod und Skalitz bewährte sich das Mittel nicht und ward nicht wieder gebraucht. Die Gliederung des Bataillons in vier thunlichst selbständig zu machende Untereinheiten ist so vortrefflich, daß sie erfunden werden mußte, falls sie noch nicht bestanden hätte.

Nunmehr wende ich mich zu den allgemeinen Ausbildungsmitteln für den Krieg, die ich vorhin nur anzudeuten vermochte, um den Ideengang über die Formentwickelung nicht zu unterbrechen. Es ward dabei festgestellt, daß man auf dem Exerzirplatz von den Kompagniekolonnen vor dem Jahre 1866 möglichst wenig habe wissen wollen. Bei Weitem anders stand die Sache schon damals für die Uebungen im Gelände. Die in der preußischen Armee seit Langem bestehende Form der Manöver zweier gleichwerthiger, nach einer Kriegslage handelnder Heereskörper hat mächtig dazu beigetragen, die Anschauungen über den Krieg zu beleben, sie zum Gemeingut zu machen und sie in zeitgemäß richtige Bahnen zu lenken. Auf diesem Felde aber gewann der Gebrauch der Kompagniekolonne immer mehr die Oberhand, derjenige verstärkter Schützenschwärme bürgerte sich mehr und mehr ein, und das Auge schärfte sich unausgesetzt darin, in den

mannigfaltig sich bietenden Beispielen die feindliche Feuerwirkung zu beachten und die eigene an die entscheidenden Punkte zu bringen. So also ward der Dualismus in der Ausbildung genährt, welcher auf dem Manöverfelde anders verfuhr als auf dem Exerzirplatz.

Ganz leicht hatte es in dieser Uebergangszeit der junge Truppenoffizier nicht bei seinem Streben, sich zur taktischen Klarheit durchzuringen, zumal die Vorgesetzten wechselten und naturgemäß ein Jeder von ihnen entweder den einen oder den anderen beider Standpunkte bevorzugte. In keiner der anderen Waffen war, ihrem ganzen Wesen nach, mit diesem Zwiespalt so zu rechnen; vielleicht kam die Infanterie aber auch gerade darum am frühesten zur Erkenntniß ihrer höchsten Kriegsziele.

Jedenfalls war sie in den letzten zehn Jahren vor dem Kriege, in denen das Verständniß für zukünftige Kriegsaufgaben mit der Waffe, die sie in die Hand bekommen, und ihrem richtigen Schießgebrauch täglich wuchs, von dem Streben beseelt, aus jedem *Einzelnen* so viel in Körper- und Charakterentwickelung zu machen, als nur irgend in ihm stecken mochte. Neben dem Exerziren, dem Schießen und dem Felddienst wurden Gymnastik und Unterricht herangezogen, um den jungen Rekruten in sorgsamer Arbeit zu einem willensstarken, körperlich und geistig gewandten Einzelkämpfer zu machen. Ohne diese Mittel, welche sich nach der Eigenheit des einzelnen Kompagniechefs stets auch noch eigenartig gestalteten, wären die Kompagniekolonnen niemals das geworden, was sie in den Feldzügen waren — richtig geschult für alle Lagen, in zerstreuter oder geschlossener Ordnung, ebenso sicher im Gebrauch ihres Feuers wie des Bajonetts. In diesem Sinne begründet sich das hohe Lob, das Friedjung auf S. 357 seines I. Bandes ausspricht:

„Für die Wandlung und Klärung der Ansichten in der preußischen Armee ist ganz besonders die Entwickelung bezeichnend, welche die Ansichten des Prinzen Friedrich Karl in diesen Jahren nehmen."

Zweifellos ist diesem hohen Herrn die Armee für immer Dank schuldig für die Richtung, welche er der Infanterieausbildung anbahnte. Er bezweckte — ganz allgemein gesagt — die Heranbildung jedes Einzelnen zum *Manne* nach Maßgabe der ihm innewohnenden Kraft und Gewandtheit. Kein Formalismus kann sich auf die Dauer auf der Höhe der Sache erhalten, dazu sind die praktischen Ansprüche zu wandelbar; außerdem kann dieser aber auch immer nur die subalternsten Ansprüche sicher stellen; hier ist das Dichterwort voll am Platze, daß es der Geist ist, der sich den Körper baut, den Heereskörper nämlich. Er setzt sich, zumal bei der Infanterie, nur aus Individuen zusammen. Erhöht man ihren Werth, so gewinnt das Ganze unermeßlich viel mehr als durch mechanische Exerzirerfindungen. Das Individualisiren war ein Schlagwort jener Tage,

namentlich in der Kompagniechef-Charge, und man kann es dreist auch mit in jene Sammlung von Götzenbildern stellen, deren ich vorhin gedachte.

Hat nun diese Auseinandersetzung auch das hohe Lob Friedjungs über die Klarheit in den Zielen preußischer Fechtart einigermaßen abgeschwächt, so dürfte sie doch den hohen intellektuellen Standpunkt unserer sieghaften Infanterie um so mehr in das richtige Licht gerückt haben.

Diese Infanterie war beim Eintritt in den Krieg die beste, die es gab, ohne es selbst zu ahnen. Die Ahnung darüber ist ihr freilich seitdem vielleicht mehr als unbedingt nöthig aufgegangen, möchte sie nur auch sachlich auf der gleichen Höhe bleiben, — das geschieht, wenn sie fortfährt, Persönlichkeiten zu erziehen. Je kürzer die Dienstzeit ist, desto mehr liegt hier der Schwerpunkt bei Allem, was die Infanterie thut und treibt.

Die Verfeinerung technischer Leistungen selbst auf Rad oder Luftschiff treibt im Frieden stets neue sensationelle Blasen, auch soll der Technik gewiß die Daseinsberechtigung nicht abgesprochen werden, nur darf sie eine gesunde, hausbackene Infanterietaktik in ihren Einzelordnungen nicht überwuchern. Da darf es nicht heute z. B. die Defensivkraft des Hinterladers und morgen der Elan oder eine ganz einseitige Kultur der Schießstandsfertigkeit bezw. übertriebener Marschleistungen sein. Das Alles bleiben durchaus werthvolle und unentbehrliche Einzelfaktoren — die That an sich hat aber im Kriege in jeder Gestalt den Preis, und zu ihr hat die Friedenserziehung den Trieb und die Lust bei allen Dienstverrichtungen zu erwecken. Darin besteht die Ausbildungskunst, welche damals im hohen Grade geübt wurde.

Aber auch die Ausbildungsmittel für die höhere Truppenführung, welche uns zum Siege befähigten, sind noch bei diesem Rückblick in Erinnerung zu bringen. Sie leiteten den Führerintellekt auf die großen Kriegsaufgaben hin, auch ohne die Truppen zu solchen Versuchen heranzuziehen. Die Schöpfung der Generalstabsreisen ist die verdienstvolle That Krausenecks, welcher die Reihe der bedeutenden Männer eröffnete, die im vorigen Jahrhundert unseren Generalstab geschult haben. Auch der Letztere ist nicht, wie die Minerva, fertig und wohlgerüstet dem Haupte eines Einzelnen entsprungen; es bedurfte der Dezennien währenden Einwirkung Reyhers und Moltkes, um die applikatorische Methode des Studiums so fruchtbringend auszugestalten, daß die Geister durch sie unmittelbar auf die Handhabung der Truppenführung im Kriege vorbereitet wurden.

Mit solchen Hülfsmitteln ward der sprunghafte Wechsel von einem Extrem in das andere vermieden, den wir bei unseren Gegnern bei jeder neu auftauchenden Erfahrung oder Erfindung wahrnahmen. Erweislich erwarb der preußische Generalstab auf diesen Wegen im Frieden ein viel größeres Verständniß für das Wesen und die vielseitigen Aufgaben des

Krieges als diejenigen, die ihn auf mannigfaltigen Theatern, wie Algier oder Kaukasus, Ungarn, Oberitalien oder Indien mit mehr oder minder einseitiger Routine betrieben. An der Hand der Uebungsreisen hat Moltke seine ganze Gesetzgebung über höhere und höchste Truppenführung zu Stande gebracht und in den Geist seiner Schüler gepflanzt. Wer da behauptet, daß unser Stratege keine Schule hinterlassen hat, irrt. In seinem Aktenstück über die Generalstabsreisen ist seine ganze Lehre enthalten. Es ward nicht Allgemeingut, weil der Chef des Generalstabes der Armee den kommandirenden Generalen und diese ihm nichts zu sagen hatten. Es fehlte die Brücke zur Verständigung um so mehr, weil die sogenannte Praxis nur allzu geneigt war, mit einem gewissen Hochmuth auf die Beschäftigungen des grünen Tisches herabzusehen. Der eigentliche Praktiker saß aber zu jener Zeit an diesem.

Nichtsdestoweniger übertrug sich die Methode allmählich auch in die Armee und fand ihre Niederschläge im Kriegsspiel, in den Korpsgeneralstabsreisen, und endlich auch in den sogenannten Uebungsritten. Mit diesen Bemerkungen greife ich freilich schon ein wenig über die Zeit hinaus, die ich zu schildern mir vorgesetzt; alle diese Keime aber lagen schon dort. Ueberall ist dabei im Kleinen wie im Großen dieselbe Methode anzutreffen, mit deren Hülfe es gelang, dem Offizier auch die größeren Aufgaben des Krieges näher zu rücken. Er konnte sich an ihnen auch unter Mißgriffen ohne schädliche Folgen versuchen, während ihm noch die eigene Dienststellung nicht mehr als einen Zug anvertraute, d. h. in seiner Jugend. Nur diese aber ist für fruchtbare Keime empfänglich. Das Sprüchwort vom Hänschen und Hans brauche ich nur anzudeuten.

So also gelang es, schon vor dem Kriege alle Artikel der Truppenführung im freien Handel auf die militärischen Märkte zu bringen, und nur sachverständige Kritik bestimmte ihren Preis. Hier suche man die Wurzeln des Uebergewichts des deutschen Offizierkorps im Kriege. Es hat sich dieselben zu erhalten, auch nachdem alle bisherigen Wege dazu der Oeffentlichkeit preisgegeben sind.

Nachdem ich alle nunmehr geschichtlich gewordenen Maßregeln und Mittel, die unseren Waffen im Jahre 1866 den Sieg einbrachten, der Friedjungschen Anschauung gegenüber gestellt habe, könnte ich das mir selbst gesteckte Pensum als abgeschlossen ansehen: Die Zwiesprache mit dem hochgeschätzten Historiker ist zu Ende, und ich würde mich jetzt bereits der Nachsicht des Lesers empfehlen können, wenn ich mich nicht doch verpflichtet glaubte, ihm die deutsche Anschauung über die Taktik der Gegenwart abschließend darzureichen. Dieses Facit ist aber mit dem Kampfabschluß in Nikolsburg noch nicht zu ziehen, und darum schreite ich vorerst dazu, die dort gewonnenen Resultate festzustellen.

Der kurze Feldzug hatte auf preußischer Seite eigentlich nur eine einzige Fechtart offenbart. Sie bestand in Handhabung der Infanterie-Kompagniekolonnen bei stets offensivem Kampf unter gleichzeitigem Aufmarsch und Einrücken des Heeres aus den Marsch- in die Kampfordnungen. Unser Exerzirreglement hat später dieses Verfahren mit dem Namen Begegnung getauft. Nur der Kampf bei Skalitz, wie derjenige der Ersten Armee bei Königgrätz folgen einem anderen Gesetz; doch waren die damit verbundenen Maßnahmen auf den ersten Blick so wenig von den anderen unterschieden, daß zu jener Zeit der Gegensatz kaum erkannt sein dürfte. Die Anomalie des meist verspäteten Eintritts der anderen Waffen in die Schlacht entstand durch die Marschordnungen, die man dem Heere gegeben, und kam alsbald zur Abstellung.

Hätte man aber zu jener Zeit, was nahe genug lag, im Uebrigen neue Vorschriften über die zukünftig einzuhaltende Fechtart erlassen, so wären sie — wie jetzt leicht zu übersehen — einseitig ausgefallen. Ein damals erscheinendes Infanterie-Exerzirreglement hätte unfehlbar alle die veralteten Formationen gestrichen, mit denen sich das bisherige schleppte, und den Kampf ganz auf den Gebrauch der Kompagniekolonnen gestellt. Die ihnen übergeordneten Gliederungen wären dieselben geblieben, wie sie es auch jetzt im Allgemeinen noch sind. Diese Nutzanwendung zog sich das gesammte, nun geeinte deutsche Heer aber damals auch ganz von selbst.

Hingegen wäre für alle Angriffsleistungen das mit so durchschlagendem Erfolge angewandte Begegnungsverfahren allein maßgebend geworden. Es war so naturgemäß und einfach dem Moltkeschen Operationsverfahren in Böhmen entflossen, daß ein jeder Theilnehmer unwillkürlich den Glauben gewinnen mußte, es gäbe gar kein anderes mehr auf der Welt. Mit dieser Anschauung ging denn auch das deutsche Heer in den großen nationalen Krieg. Man kann es daher wohl als ein reines Glück ansehen, daß zwischen 1866 und 1870 jeder größere Versuch unterblieb, die weitere taktische Ausbildung der Infanterie durch eine eingreifende Vorschrift zu stören. Die Zeit wäre zu kurz gewesen, um dieselbe einzubürgern, zumal sie doch zweckmäßiger Weise alsdann von allen deutschen Staaten angenommen werden mußte. Inwieweit diese Umstände damals politisch zu übersehen waren und thatsächlich mitsprachen, inwieweit der Beibehalt der alten Vorschrift auf die hohen Jahre des Allerhöchsten Kriegsherrn zurückzuführen ist, bleibt nebensächlich.

Genug — die Infanterie ging mit ihrer alten Vorschrift auch in den neuen Krieg, nachdem dieselbe von einigen veralteten Formen entlastet und ihr dafür ein Zusatz an Direktiven zur Handhabung der Kompagniekolonnen zu Theil geworden war. Damit aber kennzeichnet sich bereits der Grundgedanke aus der Vorschrift der Zukunft — Hinstellung einer

überall in geschickter Führerhand verwendbaren einfachen Form unter Darbietung grundlegender Kampfgesetze für ihre Verwendung.

Auf höherem taktischen Gebiet war die Ernte aus dem Feldzuge schon eine vollkommenere. Das Urtheil über die alten Schlachtordnungen war endgültig gesprochen. Die günstige taktische Lage mußte der Operation direkt entwachsen, und an die Letztere waren damit auch neue Anforderungen zu stellen. Sie hatte bei strategischem Angriff den Einmarsch von zwei Fronten in das Schlachtfeld oder für die strategische Vertheidigung das konzentrische Zusammenwirken ihrer Theile anzustreben bezw. das gegnerische auseinanderzuhalten.

Solche Gesichtspunkte vertrugen sich durchaus nicht mit den alten Schlachtvorstellungen, wie sie uns Clausewitz überliefert hat. Der Schlachtraum selbst noch wurde zum Operationsfelde, wenn man nicht zum Stellungsreiter werden wollte, und in Centralstellungen ruhte bei den angewachsenen Heeren und den verbesserten Waffen eine bis dahin nicht geahnte Gefahr, denn die früher so beliebten Durchbrüche erwiesen sich in der Regel als unmöglich. Darum bedürfen die großen Entscheidungskämpfe der Gegenwart des Beibehalts der Untereintheilung in Armeen zur Durchführung ihrer gesonderten Aufgaben, ganz ebenso wie die Operationen sie gefordert hatten.

Mit diesen Gesichtspunkten bereits ausgestattet, wende ich mich zur Lösung der taktischen Fragen, welche der Feldzug 1870/71 noch hinzuthat. Die ersten Erscheinungen, die er uns bei Wörth und Spicheren bietet, bestätigen kennzeichnend meine Behauptung von der Allmacht, welche die Deutschen dem Begegnungsverfahren zutrauten. Dabei treten ihnen zwei neue Thatsachen entgegen. Sie fanden den Feind im Besitz gewählter Stellungen, auf deren Behauptung er sich beschränkte, und eines überlegenen Hinterladers, um sie zu vertheidigen. Die deutsche Infanterie bewahrte dabei freilich ihren erworbenen hohen Ruf und siegte, aber die Truppenführung hatte doch alle Ursache, sich hinter dem Ohr zu kratzen und ihr bisheriges Verfahren sorgsam zu prüfen. Sie stand vor neuen Kriegserscheinungen und Erfahrungen. Daß dieselben nicht zufällige waren, enthüllten dann die Kämpfe um Metz. Zwar feierte hier das Begegnungsverfahren einen seiner größten Triumphe bei Vionville am 16. August, aber es stellte auch seine Unanwendbarkeit am 18. August bei Gravelotte—St. Privat außer allen Zweifel. Beide Fälle müssen uns zur vollen Abklärung der Gefechtslehre dienen.

Bei Vionville griff das III. preußische Armeekorps die feindliche Ueberlegenheit zu einem Zeitpunkte an, in welchem dieselbe im Wechsel der Mosel-Ufer zwischen zwei Entschlüssen schwankte — Abmarsch in der Richtung auf Chalons—Paris oder Festhalten an Metz — und dieser

Umstand begünstigte die rasche That des in der Minderheit befindlichen Angriffs. Nirgends hat das Begegnungsverfahren und die reine Kompagniekolonnen-Taktik größere Triumphe gefeiert, als bei dieser Waffenthat. Ich überlasse die Aeußerungen darüber dem Verfasser des Beihefts zum Militär-Wochenblatt 1899, sechstes Heft (Generalleutnant v. Geißler, damals Generalstabsoffizier der 6. Infanterie-Division). Sie kennzeichnen genau die Tugenden, welche unsere damalige Fechtweise auszeichneten. Geißler sagt auf Seiten 245/246 genannten Beihefts:

„Das Infanteriegefecht wurde ohne Ausnahme überall mit Kompagniekolonnen geführt. Das III. Armeekorps kannte keine andere Gefechtsform, sie war eine früh erlernte, 1864 und 1866 bewährte, durchaus in Fleisch und Blut der Führer wie der Truppen übergegangene taktische Gewohnheit. Hier auf dem Schlachtfelde von Vionville feierte sie ihren besten Triumph. Denn es ist billig, sich die Frage vorzulegen, welches denn die Eigenschaften waren, denen die brandenburgische Infanterie trotz der numerischen Ueberlegenheit ihres tapferen Gegners, trotz seiner Bewaffnung mit einer weit überlegenen Feuerwaffe ihren glorreichen Erfolg verdankte? Die Chance der größeren Tapferkeit war es doch nicht allein, so wenig, als es allein ihre bessere Führung im Großen war. Ganz wesentlich waren es zugleich ihre bessere individuelle Durchbildung, ihre größere Manövrirfähigkeit, ihre bessere taktische Schulung. Diese Eigenschaften fanden ihren praktischen Ausdruck in der allgemeinen Vertrautheit der Offiziere wie der Truppe mit der Kompagniekolonnen-Taktik. Die vielseitige Verwendbarkeit dieser Gefechtsweise, ihre Geschmeidigkeit und Beweglichkeit, die ihr innewohnende Fähigkeit, sich leicht jedem Gelände und Gefechtszweck anzupassen, verliehen der brandenburgischen Infanterie eine ausgleichende Ueberlegenheit gegenüber den gewaltigen materiellen Machtmitteln des Gegners. Sie verliehen ihr die Fähigkeit, hier ein hinhaltendes Feuergefecht zu führen, dort den Elan des Angriffs durch Konzentrirung einer Menge von gewandten Einzelstößen zu potenziren. Beim Regiment Nr. 24 ermöglichte sie es, eine unverhältnißmäßig ausgedehnte Gefechtslinie zu überspannen; an anderen Punkten, wie bei Flavigny und der Baumgruppe nördlich dieses Ortes, begünstigte sie das entscheidende flankirende Eingreifen von rechts und links. Auf dem äußersten rechten Flügel der 5. Division endlich schmiegte sie sich leicht dem so schwierigen Waldgelände an. In allen Fällen gab sie Zeugniß von der ihr innewohnenden taktischen Ueberlegenheit.

Hierbei sei gleich auf eine allgemeine Bemerkung zurückgekommen. Das Generalstabswerk hat auf den Schlachtplänen den Standpunkt der einzelnen Kompagnien in bestimmten Momenten graphisch darzustellen gesucht. Schwierig ist es aber, die Gleichzeitigkeit der Einzelhandlungen

noch nachträglich richtig zu treffen. Auch verliert die Sache dadurch an Verständniß, daß die einzelnen Kompagnien frontal nebeneinander gezeichnet sind. Die Thatsache nun, daß an einzelnen Stellen des Schlachtfeldes Kompagnien verschiedener Bataillone durcheinander verzeichnet stehen, ist zum Ausgangspunkte einer abfälligen Kritik geworden, indem man darauf hingewiesen hat, wie sehr die Truppen im Kampfe aus der Hand gekommen seien.

Diese Kritiker verstehen nicht die Eigenthümlichkeiten des modernen Infanteriegefechts, und vielen von ihnen ist die Kompagniekolonnentaktik nur ein nothwendiges Uebel. Das beschränkte Ding, was sie unter diesem Namen verstehen, ist eine Aftertaktik, die nur Formen an die Stelle von Formen zu setzen vermag — und so bleibt ihnen mit dem mangelnden Verständniß auch die Fähigkeit verschlossen, die Konsequenzen des heutigen Infanteriegefechts durchzudenken.

Die Kompagniekolonnen-Taktik ist nicht lediglich eine Decentralisirung der Gefechtshandlung eines Bataillons, sie soll bis auf einen gewissen Grad auch eine Decentralisirung der Gefechtsführung sein. Man wird eine gegebene Last auf vier Zweispännern leichter zum Ziele fördern als auf einem achtspännigen Wagen. Aber nun überlasse man es auch den vier Wagenführern, sich die beste Seite des vorgeschriebenen Weges selbst auszusuchen. So sollen denn die vier Kompagnien vier handelnde Individualitäten ein und derselben taktischen Einheit sein. Hat man aber die Kompagnie in dieser Weise zum bewußten Handeln emanzipirt, so muß man ihr im rangirten Gefecht auch gestatten, sich da auf eigene Verantwortung vom Bataillonsverbande vorübergehend loszulösen, wo ein erkanntes unmittelbares taktisches Gesetz dies fordert. Wenn von zwei nebeneinander fechtenden Bataillonen das eine in seiner Front leicht vorzugehen vermag, das andere einen hartnäckigen örtlichen Widerstand findet, so würde die Flügelkolonne des ersten den härtesten Tadel verdienen, welche nicht in das Nebengefecht des Nachbarbataillons mit eingriffe, da wo es Noth thut auch ohne den Befehl des Bataillonskommandeurs dazu abzuwarten. Man verwechsele nur nicht das gelegentliche Durcheinanderkommen der Truppen mit dem aus der Hand Kommen derselben! Das Erste ist immer vorgekommen und wird immer vorkommen, so lange zähe Gefechte um Oertlichkeiten geführt werden, und nur ein ängstlicher Doktrinarismus wird sich davor fürchten. Daß trotzdem das Zweite nicht eintrete, dafür sorge die Schulung im Frieden. Die brandenburgische Infanterie hatte diese Schulung genossen, nicht minder als die Erziehung zum selbständigen Handeln. Diese beiden Vorbedingungen der Kompagniekolonnen-Taktik waren das von ihrem langjährigen kommandirenden General*)

*) Prinz Friedrich Karl.

ihr mitgegebene Kapital von soldatischer Tüchtigkeit. Mit ihrer Hülfe siegte das III. Armeekorps bei Vionville."

Ich beschränke mich unter Meidung jeglichen Zusatzes auf die Frage:

Ist das entworfene Bild des Gefechtsverfahrens nun Stoß- oder Feuertaktik? — Die Antwort muß sicher lauten: Keins von beiden, sondern das zielbewußte Handeln einer von taktischem Verständniß durchtränkten Truppe. Einer derartig geschulten Thatkraft darf mithin keine Vorschrift die Flügel beschneiden und die Lehreintheilung in Stoß- und Feuertaktik wäre dazu der erste verhängnißvolle Schritt, wenn nicht eine Neuschematisirung des Infanteriegefechts diese undankbare Aufgabe übernehmen wollte.

Unser Blick wendet sich auf den 18. August. An diesem Tage wird die versammelte französische Rhein-Armee mit verkehrter Front, ihren Rücken an die Moselfeste gelehnt, aufmarschirt in einer Stellung von ganz ungewöhnlicher Stärke angetroffen. Diesem Umstande zu Liebe hatte sie im Vertrauen auf eine ganz einseitige Feuertaktik aller Operationsfreiheit entsagt. Zur Ueberlegenheit konnte ihr dabei der vollkommenere Hinterlader nur dann verhelfen, wenn sich der Gegner verleiten ließ, auch hier das Begegnungsverfahren anzuwenden. Das geschah insofern, als alle Heerestheile sofort zum frontalen Infanterieangriff schritten, sowie sie aus Aufmarsch in die Kampflinie gelangten. Dieser Fehler verursachte um so größeres Blutvergießen, als die ihm unmittelbar vorangehenden operativen Maßnahmen auf Irrthum beruht und die Kräfte in eine falsche Richtung in Bewegung gesetzt hatten, aus denen sie zuvor zurückgerufen werden mußten. Damit aber stellte sich zum ersten Male schlagend das Bedürfniß heraus, für den Angriff auf vorbereitete Stellungen eine ganz andere Fechtart zu wählen, als zwei Tage vorher bei Vionville. Auf diese, wie auf die Bedeutung vorbereiteter Stellungen im Operationsganzen näher einzugehen, kann ich unterlassen, weil ich dem Thema im wissenschaftlichen Zusammenhange die eingehendsten Auseinandersetzungen gewidmet habe. Hier galt es nur noch, den Rahmen und die Begründung für die neue Gefechtslehre zu liefern, der die Gegenwart zu folgen hat. Das ist hiermit geschehen, und ich unterlasse es, irgend welche weitere Beispiele aus den reichen Erfahrungen des großen Feldzuges heranzuziehen. Sie müßten stets dasselbe Thema variiren, um das sich der theoretische Streit der Gegenwart mit so großer Vorliebe dreht. Darum ist der kurze Abschied von meinen Lesern jetzt der beste.

Auch unterlasse ich ferner, noch einmal auf die Aufgaben der verschiedenen Waffen im Kampfe einzugehen. Erwähnt schon ward, daß sie sich den gehörigen Platz im Kampfganzen durch den großen Feldzug zurückeroberten, den sie zum Theil und nirgends durch eigene Schuld im Jahre

1866 eingebüßt hatten. Im Uebrigen richtet sich die Art ihrer Verwendung nach der Eigenart des gegebenen Falles.

Und so schreite ich zum Hinweis auf das deutsche Infanterie-Exerzir-Reglement, wie es aus den Erfahrungen beider Feldzüge hervorging und bahnbrechend wurde auch für die Vorschriften der beiden anderen Waffen. Sie allesammt schaffen die Uebersicht über die gesammte Gefechtslehre der Gegenwart, indem sie die Formenlehre auf das thunlichste Minimum beschränken. Wer diese Gefechtslehre ihrem innersten Wesen nach verstehen will, muß den Pfaden neuester Kriegserfahrung nachgehen.

Die Nutzanwendungen zu ziehen, ist dann Sache der applikatorischen Wege.

Nachwort.

Sieg oder Niederlage im Kriege entstehen aus einer Summe von Ursachen. Die im Jahre 1866 obwaltenden habe ich zu beleuchten gesucht. In Disziplin, Tapferkeit und Kopfzahl erschienen die Gegner gleichwerthig. Die Bewaffnung gab der preußischen Infanterie ein Uebergewicht, vor dessen Ueberschätzung in der Gefechtslehre aber doch gewarnt werden mußte. Taktisch überlegenes Feuer überwindet gelegentlich das technisch überlegene, und jenes wird am sichersten durch die gleichzeitige Einwirkung aus zwei Fronten erlangt, wie der Fall bei Sedan am schlagendsten beweist. Immerhin lehrt die Erfahrung, daß in heutiger Zeit kein Heer in der Bewaffnung dem anderen nachstehen darf. Dasselbe gilt für formalistisch reglementarische Fragen; sie bleiben untergeordneter Natur und haben im Jahre 1866 nur in Bezug auf die einseitig geübte Stoßtaktik mitgesprochen. Entscheidendes Gewicht gewannen sie nicht.

Unter solchen Umständen fesselt sich das kritische Hauptinteresse an die Maßregeln der Truppenführung, wobei mit dem Anwachsen der handelnden Größen auch die Bedeutung der Maßregeln und Entschlüsse wächst. So also mußte sich meine Betrachtung mit den Feldherren, die gegeneinander operirten, am meisten beschäftigen. Sie auch wurden die Vertreter von Operationsgrundsätzen verschiedener Zeitalter.

Benedek und sein Heer handelten nach Napoleonischen, zum Theil selbst nach Fridericianischen Vorbildern, aber der Zusammenbruch setzte den edlen Feldherrn doch übertriebenen Schmähungen aus, denn nachweislich dachte die österreichische Fachwissenschaft genau so wie er.

Das Schicksal geschlagener Feldherren ist zu allen Zeiten und in allen Ländern ein ganz besonders tragisches, wie die Geschichte ausweist und dennoch findet jeder angehende Sohn des Mars einen ganz besonderen Antrieb in dem Gedanken, daß er den Marschallstab in seinem Tornister trage. Dieser Stab ist aber mindestens in der Hälfte der Fälle für alle Diejenigen, die ihn aus ihrem Gepäck wirklich in die Hand bekommen, ein Danaergeschenk, denn einer der Theile muß doch immer der geschlagene sein.

Nicht genug nachzurühmen ist es den Oesterreichern, daß sie die Leistungen ihres kreuzbraven Offizierkorps nicht einen Augenblick verkannten. Die überall hierüber noch während des Feldzuges bekannt werdenden Aeußerungen haben mich stets tief ergriffen. So allein trägt eine Nation mit Würde ein großes Unglück, und hierin waren die Oesterreicher vorbildlich.

Aber auch das Schicksal des siegreichen Feldherrn ist zumal in heutiger, kritisch besonders reich veranlagter Zeit mindestens bei den Deutschen kein dornenloses. Nachgewiesen habe ich in meiner Arbeit, wie jede Handlung Moltkes auf den neuen operativen Wegen, die er betrat, vom Widerspruche seiner eigenen Alters- und Berufsgenossen begleitet ward. Erschien das erklärlich genug, so vermochten doch selbst seine großen Erfolge keineswegs überall zu dem Bewußtsein hinzuleiten, daß sein unentwegt siegreicher Gang durch stets schwieriger werdende Lagen den sicheren Tritt eines großen Feldherrn bezeichnete. Dagegen erhobene Widersprüche des Auslandes könnten stillschweigend und selbst mit einer gewissen Genugthuung hingenommen werden, da sie den Wettbewerb um künftige Siege erleichtern.

Bedenklicher muß die Wahrnehmung berühren, daß auch bei uns aktiver und passiver Widerspruch fortfährt, die Waffen des Geistes zu verkennen, denen wir unsere gewaltigen Erfolge verdanken. Das beunruhigt mich keineswegs des Andenkens Moltkes, sondern nur unserer selbst wegen, weil das Heer nach klaren und hohen Zielen streben muß, welche es wissenschaftlich nur aus dieser Hand empfangen kann.

Just bei Abschluß dieser Arbeit kam ein an sich bedeutendes Buch in meine Hand, das mir zum Beweise für das oben Behauptete dienen mag. Sein Titel lautet:

Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Der ungenannte Verfasser liebt es zur gründlichen Betrachtung, den in der großen Weltgeschichte hervortretenden Persönlichkeiten ihre Karten vielfach zu mischen, z. B. Cicero als Minister Louis Philipps zu prüfen, und solche Bilder finden sich fast auf jeder Seite des gelehrten Buches.

So fand ich bei Behandlung der jüdischen Geschichte im achten Jahrhundert vor Christi Geburt folgende Bemerkung:

„Vielleicht hatte die Armee, die Oesterreich und Frankreich besiegte, noch größere geistige Potenzen als Moltke, fast erschienen Blumenthal und Göben als solche." (S. 58.)

Diese Hypothese überraschte mich und zwar nicht bloß des Platzes wegen, an dem sie steht; aber sie mochte hingehen, da wenigstens ich mich nicht berufen fühle, die allgemeine Bedeutung so ausgezeichneter Männer vergleichend herabzusetzen. Zu unterdrücken ist dabei doch nicht der Dank an die Vorsehung, die jede dieser Größen an ihren richtigen Platz stellte.

Nun aber traf ich eine Woche später auf folgende Stelle (S. 490):

„Wie denn überhaupt dieser Krieg an Großartigkeit und Anzahl der Erfolge, fast ohne daß je ein Mißerfolg eintrat, unübertroffen dasteht. Und nicht dem Auftreten eines überwältigenden Kriegsgenies, wie wohl anderswo, war dieses zu danken, sondern der von langer Hand planvoll durchdachten und thatkräftig durchgeführten Kriegserziehung des ganzen preußischen Volkes und der wuchtigen Organisation des Heeres, der eigensten Schöpfung des Königs Wilhelm und seines hochbegabten Kriegsministers Roon."

Vergessen ist in diesem Satz zunächst, daß alle deutschen Stämme in diesem gewaltigen Feldzuge gleichwerthig auftraten, indessen möge das als ein Formfehler hingenommen werden. Die Leistungen unseres heimgegangenen ehrwürdigen Kaisers beanspruchen jedenfalls in der Weltgeschichte ihr eigenes Blatt und auf diesem steht auch in goldenen Lettern seine kriegserzieherische und organisirende Thätigkeit für Volk und Heer verzeichnet. Ganz ebenso ist dabei seinem Kriegsminister der ehrenvollste Platz gesichert. Des Königs Weisheit aber auch wählte den Strategen, dem er unbegrenztes Vertrauen schenkte.

Daß sich bei alledem ein Krieg, der an Großartigkeit und Anzahl der Erfolge seines Gleichen nicht hat, ohne das sichere Walten einer stets überlegenen und bereiten Hand vollzogen habe, ist sicher in der ganzen Weltgeschichte noch niemals dagewesen. Selbst deren Umrisse bedurften daher zu solcher Behauptung eines Beweises. Die nackte Meinungsabgabe ist unglaubwürdig und trägt zum Ruhme unseres großen Strategen ein neues Lorbeerblatt.

Denn ihn, den Schöpfer, wird ein solcher Ausspruch nicht gewahr, weil derselbe nie aus seiner bescheidenen objektiven Zurückhaltung heraustrat. Bei der Glätte und Vollkommenheit, mit welcher sich Alles vom Heeresaufmarsch bis vor Metz, von da über Sedan nach Paris und dann im großartig ineinander greifenden Getriebe aller Heere im Norden, Westen

und Osten der belagerten Hauptstadt vollzog, bleibt die einheitlich still und sicher waltende Hand dem Verfasser unenthüllt. Er übersieht sie als etwas ganz Selbstverständliches. Das ist „anderswo" allerdings auch noch nicht dagewesen.

Und darum kann ich nur mit der Warnung schließen, sich durch solche Urtheile nicht irreführen zu lassen. Es bedarf des Studiums dieser stillen Thaten und ihrer Gesetze, um die zukünftige Kriegsgeneration richtig anzuleiten. Moltkes Leistungen zu durchforschen, ist zur Zeit noch bei Weitem wichtiger als diejenigen Napoleons und Friedrichs, weil die Letzteren schon zu fern liegen.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn
Berlin SW., Kochstraße 68—71.

DD 438 .S32 C.1
Moltke und Benedek
Stanford University Libraries
3 6105 037 472 417

DD
438
S32

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.